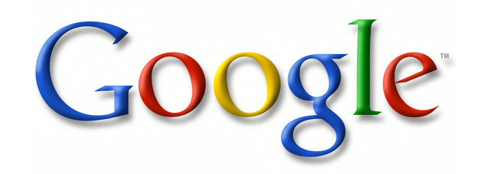
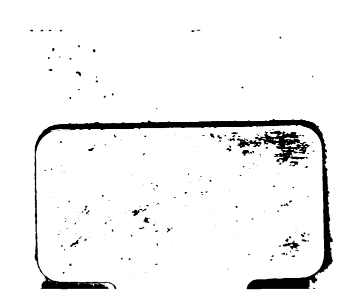
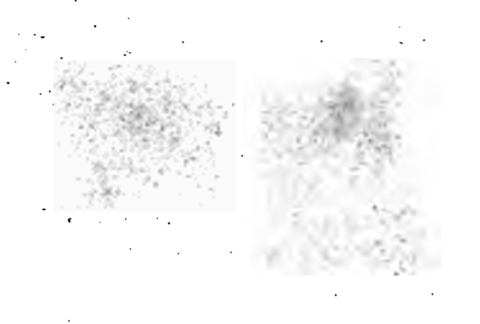



TAYLOR INSTITUTION
DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA





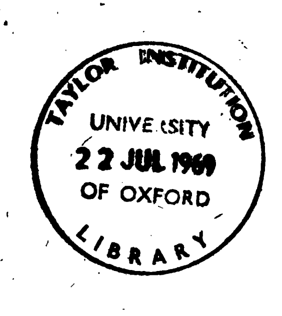


Gottlieb Wilhelm Rabener's
sämmtliche
Schriften.

Vierter Theil.



Leipzig, 1777.
Im Verlage der Dykischen Buchhandlung.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
22 JUL 1969
OF OXFORD
LIBRARY

Satyren.

Vierter Theil.

Erste Abtheilung.*)

*) Diese Abtheilungen sind zuerst bey der gegenwärtigen Auflage, der Bequemlichkeit der Leser halben, gemacht worden.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vorbericht.

Ich wage es endlich, den vierten und zugleich den letzten Theil meiner satyrischen Schriften herauszugeben. Eine für mich wichtige Veränderung in meinem Amte, und die dadurch verdoppelte Arbeit, sind zum Theil Ursache gewesen, daß ich mich seit drey Jahren eines Versprechens nicht habe entledigen können, an welches mich, wo nicht das Publikum, doch wenigstens mein Verleger, fleißig genug erinnert hat. Aber in der That ist mein Amt nur zum Theil Ursache an diesem Aufschube gewesen; ich habe noch weit wichtigere Verhinderungen gehabt. Für die meisten Autoren ist der Beyfall der Leser die stärkste Reizung, daß sie muthig und viel schreiben: darf ich es wohl gestehen, daß eben dieser Beyfall die wichtigste Ursache ist, warum ich seit drey Jahren mich nicht habe entschließen können, den vierten Theil meiner Schriften zu liefern? Die ersten drey Theile haben das Glück gehabt, in Deutschland

ihre Freunde, und auch bey Ausländern Leser zu finden. Man ist endlich, auf meine ungeheuchelten Vorstellungen, so billig gewesen, an mehrern Orten zu glauben, daß wirklich ein unendlicher Unterschied zwischen einer Satyre und einem Pasquille sey; daß man die Fehler der Menschen lächerlich machen könne, ohne einen Menschen selbst lächerlich zu machen; daß man als Satyrenschreiber spotten, und doch mit redlichem Herzen ein Menschenfreund seyn könne. Ja, die Gütigkeit meiner Leser ist noch weiter gegangen; man hat die Fehler in verschiedenen Ausarbeitungen übersehen, welche vor den Augen der Kritik nicht verborgen bleiben konnten. Männer von Einsicht haben mir diese Fehler verziehen, und nur diejenigen Stellen angezeigt, welche ihren Beyfall erlangten: wie viel Ursache hatte ich, darüber vergnügt zu seyn! Andre Männer, die zwar auch Einsicht genug besaßen, aber nur meine Freunde nicht seyn wollten, haben ganz davon geschwiegen. Konnte ich mir wohl etwas mehr wünschen? Und dennoch sind alle diese vortheilhaften Umstände die wahre Ursache, daß ich itzt, so ein alter Autor ich auch bin, mich dennoch ganz schüchtern unter das Publikum wage. Wie viel Achtung bin ich der Nachsicht meiner Leser schuldig! Wie viel Ursache habe ich, alles zu vermeiden, was ihnen anstößig seyn kann, um diese verzeihende Nachsicht nicht zu verlieren! Wie sorgfältig muß ich alle meine Charaktere

raktere zeichnen, um keine Originale zu malen, und um mich wider einen Vorwurf sicher zu stellen, der mir, bey meinen menschenfreundlichen Gesinnungen, gewiß der empfindlichste seyn würde! Bisher hat die Kritik mir meine Fehler übersehen; vielleicht in der Hoffnung, ich würde mich bessern. Und habe ich mich nicht gebessert, wer wird mich wider diese strenge Richterinn vertheidigen, welche die Nachwelt auf ihrer Seite hat? Geschäffte und Jahre machen einen Satyrenschreiber ernsthafter, und eben dadurch bitterer, als es vielleicht der größte Theil seiner Leser wünschet. Ist nicht schon das Ursache genug, einen Beyfall zu verlieren, der mir so unendlich schätzbar ist? Ich lebe hier ganz verwaist von meinen kritischen Freunden, ohne deren Rath und Gutachten ich sonst nicht eine Zeile wagte. Sie sind zerstreut, sie sind weit von mir weg zerstreut; diese Freunde, deren ehrliches Herz und deren reifer Witz mir unvergeßlich seyn werden. Nur einer noch von meinen redlichen Aristarchen ist in Leipzig; und auch dieser Eine ist schon zu weit von mir entfernt. Und wie soll ich mir die freundschaftlichen Lehren derer zu Nutze machen, die itzt in Kopenhagen, in Hamburg, in Zerbst, in Braunschweig, in Quedlinburg, seit einigen Jahren von mir, und vielleicht auf ewig von mir getrennt sind? die in Zürch und Bern entfernt leben? : : : : : : Und was sage ich von unserm Vater Hagedorn, der mich so oft

geleitet hat, und dessen Andenken auch diese Thräne noch heilig sey! . . . . . Wäre nicht dieser Mangel meiner Freunde und meiner Führer Ursache genug, ein Vorhaben zu unterlassen, welches mir schon damals schwer genug ward, da ich es unter ihrem Beystande wagte, und welches ich itzt wagen soll, da ich von ihrem Beystande ganz entblößt bin?

Und doch muß ich es wagen! Aber ich wage es unter einem Gelübde, das ich vor den Augen meines Vaterlandes, und, wenn ich so prächtig reden darf, vor den Augen der ganzen witzigen Welt thue. Dieses ist der vierte, aber gewiß auch der letzte Theil meiner satyrischen Schriften. Ich thue hier einen heiligen Schwur, einen Schwur, der mir heiliger ist, als er sonst den meisten Schriftstellern zu seyn pflegt: daß ich dergleichen satyrische Schriften weder unter meinem, noch unter einem verstellten Namen, weder in monatlichen, noch in fliegenden Blättern, weiter bekannt machen werde.

Diesen Vorsatz rechtfertigen, wenn anders meine Leser verlangen sollten, daß ich ihn rechtfertige; diesen Vorsatz, sage ich, rechtfertigen schon die Ursachen genug, die ich oben angeführt habe. Ein ernsthafteres Alter; Geschäffte, die täglich gehäuft werden; der Verlust der besten Freunde; eine argwöhnische Vorsicht, die meinem itzigen Stande vielleicht noch unentbehrlicher ist, als sie

mir

mir vor drey Jahren war; Leser, die noch immer gewohnt sind zu lachen, so lange sie über andre lachen, und welche unversöhnlich wüten, so bald sie glauben, ihr eignes Gesicht im Spiegel zu sehen; der geschwätzige Vorwitz der Ausleger, welche immer boshaft genug sind, Schlüssel zu machen, wo keine Schlüssel nöthig sind; die tückische Bosheit derjenigen, welche sich getroffen finden und schweigen, und welche doch hämisch im Namen derjenigen seufzen, die gewiß nicht genennt und gewiß nicht getroffen sind; die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, welcher immer an dem Orte, wo der Verfasser schreibt, die Originale zuerst sucht, eine Unbilligkeit, die mir bey meinem gegenwärtigen Amte doppelt empfindlich seyn muß: alles dieses sind Ursachen, welche mir meinen Vorsatz ernstlich machen.

Ueberhaupt ist wohl Deutschland das Land nicht, in welchem eine billige und bessernde Satyre es wagen darf, ihr Haupt mit der Freymüthigkeit empor zu heben, mit welcher sie gewohnt ist, die Laster oder die Thorheiten der Menschen zu strafen. Es giebt Städte in Deutschland, in denen man nur beschäfftigt ist, Reichthümer zu sammeln, und in denen man kein Laster weiter kennt, als die Armuth. Wer wird es wagen dürfen, ihren feisten Bürgern zu sagen, daß sie lasterhaft sind, weil sie nur mit Ungerechtigkeit wuchern; daß sie Thoren sind, weil sie auf ihren erwucherten Reichthum

stolz seyn können? Es giebt mächtige Städte in Deutschland, wo man unter dem prächtigsten Aufwande seine Armuth, unter den lärmenden Vergnügungen seine innerliche Unruhe zu verbergen sucht; wo man seinen Freund küßt und umarmt, um ihn niederzuwerfen; wo man über alle Sachen mit einem entscheidenden Tone urtheilet, um seine Unwissenheit nicht zu verrathen; wo man ein pöbelhaftes Pasquill mit lautem Beyfalle annimmt und ausbreitet, weil man den einzigen Unglücklichen kennt, den es trifft, und wo man im Gegentheile eine lehrende Satyre für ein gefährliches Pasquill hält, weil sie auf hundert Personen passen kann, und weil diese hundert Personen vielleicht noch fühlen, daß sie Thoren sind, aber zugleich auch denjenigen verabscheuen, der sie an ihre Thorheit erinnert. Und was soll ich von denen Städten sagen, welche ein Sitz der schönen Wissenschaften sind, und wo es ein öffentlicher Beruf ist, Weisheit und Sitten zu predigen? Vielleicht ist hier die Satyre an der Hand ihrer Schwester, der Moral, beliebt und sicher? Nichts weniger! Nur gar zu oft haben die Gelehrten viel Ursache, sich vor der Satyre zu fürchten. Gemeiniglich sind sie die ersten, die sie verdammen; es müßte denn eine Satyre aus dem Horaz seyn, welcher sie unmöglich gemeynt haben kann.

Vielleicht ist ein Patriot mit dem sehr unzufrieden, was ich hier von den meisten Städten meines Vater-

terlandes sage. Er wird glauben, daß man eben dieses von den Städten aller Länder sagen könne. Es kann seyn: aber desto schlimmer für die Satyre; desto allgemeiner ist die Wahrheit des Satzes, den ich oben behauptet habe. Und was will mir dieser Patriot antworten, wenn ich ihm Paris nenne, wo ein Boileau und Moliere waren, deren Satyre ihr König liebte und schützte? Es ist nur ein London, wo auch nicht einmal der größte Mißbrauch die Billigkeit der Satyre verdächtig machte, wo kein Laster so vornehm ist, daß es sich nicht vor ihrer Geißel scheuen müsse. Nur ein London ist, wo ein lehrender Zuschauer täglich unter einer Menge von zwanzigtausend Lesern unerkannt herumgehen, und unbemerkt den Beyfall einsammeln kann, den seine Satyre verdient. In Deutschland mag ich es nicht wagen, einem Dorfschulmeister diejenigen Wahrheiten zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischof anhören, und schweigen, oder sich bessern muß.

Je mehr ich allen diesen Ursachen nachdenke, je ernstlicher wird mein Vorsatz, niemals dergleichen Schriften wieder zu wagen. Aber dagegen verspreche ich mir auch von der Billigkeit meiner Leser dieses, daß sie mich künftig mit etwas weniger Zuversicht, als wohl bisher bey einigen Gelegenheiten geschehen, für einen Mitarbeiter an witzigen Monatschriften, oder für den verborgenen Verfasser fliegender Blätter ausgeben.

Ich muß befürchten, daß dieses Gelübde vielen von meinen Lesern verdächtig seyn werde. Man weis aus der Erfahrung, daß beynahe kein Geschöpf so meyneidig ist, als ein Poet, welcher die Verse verschwört: sollte ein Satyrenschreiber mehr Gewissen haben? Ich will mich in diese Vergleichung nicht einlassen. Damit man aber gar keinen Vorwand behalte, an meinem Vorsatze zu zweifeln; so will ich eine wohlbedächtige Einschränkung beysetzen, unter welcher ich mein Gelübde gethan habe. Ich werde gewiß niemals weiter dergleichen satyrische Schriften, weder unter meinem, noch fremden Namen, bekannt machen: aber ich werde vielleicht noch verschiedene Abhandlungen von dieser Art schreiben. Ich werde sie der Kritik einiger von meinen Freunden und meinem verschwiegenen Pulte anvertrauen, und nicht eher, als nach meinem Tode, soll das unpartheyische Publikum zum Richter darüber gesetzt werden.

Ich finde bey diesem Entschlusse hundert Vortheile, und viele Annehmlichkeiten, die ein Satyrenschreiber unmöglich haben kann, welcher von der Aufnahme seiner Werke Zeuge ist. Da ich mir, vom Anfange an, das Gesetz gegeben, keinen Menschen durch meine Satyren zu beleidigen, sondern sie so allgemein zu machen, daß es einem billigen Leser unmöglich fallen sollte, einen zu finden, der das Original zum Gemälde seyn könnte; so hatte ich mir ein Gesetz gegeben, welches mir unendliche

Schwie-

Schwierigkeiten verursachte. So bald ich mit einer Abschilderung fertig war, war dieses meine erste Sorge, daß ich sie gegen diejenigen Gesichter hielt, die ich kannte, um zu versuchen, ob vielleicht zu viel Aehnlichkeit von ihnen in meinem Gemälde wäre. Das Gemälde selbst zu entwerfen, kostete mich immer weniger Mühe, als mich es kostete, solches durch neue Züge, durch mehr Licht oder mehr Schatten unkenntlich zu machen. Und wenn ich alles gethan hatte, und wenn ich nunmehr glaubte, daß es mit keinem Menschen eine Aehnlichkeit habe, daß es nur das allgemeine Bild eines Thoren sey; so rief doch wohl einer meiner Leser mit bitterer Freude aus: »Das »ist mein Nachbar!« Künftig werde ich eine so ängstliche Vorsicht weiter nicht nöthig haben. Nun kann ich mir die Originale wählen, wo ich will, ohne einen von ihnen zu beleidigen. Denn erst nach meinem Tode sollen diese Schildereyen bekannt werden. Und da ich Hoffnung habe, noch etliche und zwanzig Jahre zu leben; so zweifle ich, ob sich alsdann noch jemand die Mühe geben wird, den Thoren zu entdecken, den ich vor zwanzig Jahren gemalt habe: denn in zwanzig Jahren ist ein Thor gewiß vergessen, und wenn er auch ein durchlauchtigster Thor gewesen wäre. Nunmehr kann ich mich viel freyer unter meinen Mitbürgern umsehen, und Züge zu einem Gemälde sammeln, welches ich vielleicht außerdem zu schildern noch nicht wagen dürfte, wie ich es nunmehr wagen

gen darf, da diese Schildereyen erst nach meinem Tode ausgestellt werden sollen. Finde ich künftig einen Menschen, dessen Thorheiten verdienen, für die Nachwelt gezeichnet zu werden; so sehe ich diesen Menschen als meinen Posthumum an. Die nach mir leben, sollen nicht einen Zug von seinem Gesichte verlieren; aber bis dahin will ich ihn allein kennen, und nur allein über ihn lachen.

Man hat mir wider diesen Plan den Einwurf gemacht, daß vielleicht in zwanzig Jahren hundert kleine Umstände in den Sitten und Gebräuchen meiner heutigen Landsleute geändert, oder gar verloren gegangen seyn könnten, die doch oftmals schlechterdings zu wissen nöthig sind, wenn man das Feine und das Reizende der Satyre so empfinden soll, wie ein jeder Verfasser wünscht, daß es seine Leser empfinden mögen. Dieser Einwurf ist gegründet genug: aber eben dadurch werde ich desto aufmerksamer gemacht werden, in meinen Satyren auch das zu vermeiden, was das Persönliche der Sitten und Gebräuche genannt werden kann, so wie ich das Persönliche der Charaktere bisher vermieden habe. Ich erlange dadurch den großen Vortheil, daß meine Satyre auch von dieser Seite allgemein wird. Und kann ich auch diejenigen Umstände nicht ganz vermeiden, welche so flüchtig und veränderlich sind; wer wird mir es verdenken, wenn ich mein eigner Scholiast werde? In diesem Falle werden selbst meine Anmerkungen Satyren auf meine

Mit-

bürger, wenn ich genöthigt bin, der Vergessenheit durch Noten eine Tracht, ein Spiel, ein Ceremoniell, eine Mode, und andere solche Kleinigkeiten zu entreißen, worauf sie doch itzt so stolz sind, und worinnen vielmals heuer ihr ganzer Werth besteht.

Ein andrer Einwurf sollte vielleicht für mich noch wichtiger seyn: Nach meinem Tode werde ich den Beyfall der Leser nicht hören! Es ist wahr; aber auch ihren Tadel nicht! Meine Schriften sind durch die gütige Aufnahme der Kenner und anderer so glücklich gewesen, daß ich mich, wenn ich mich so stolz ausdrücken darf, an dem Lobe meiner Leser gewissermaßen schon gesättigt habe. Dieser Beyfall verdient von mir die erkenntlichste Achtung für den Geschmack und das Vergnügen meiner künftigen Leser. Ich besitze gewiß Eigenliebe genug, dieses Lob auch nach meinem Tode verdienen zu wollen, je vortheilhafter alsdann für mein Andenken ein so unpartheyisches Lob ist, und je weniger ich hernach im Stande bin, meine Fehler zu entschuldigen, oder wider scheinbare Vorwürfe mich zu verantworten.

Ich habe bey meinen Satyren ein zu freudiges Gewissen, und zu der fortdaurenden Billigkeit meiner Leser ein zu großes Vertrauen, als daß ich hierbey einen Vorwurf befürchten sollte, der mir bey einer Stelle des Seneka eingefallen ist. Labienus, ein Mann, der seinen republikanischen Haß und die bittersten Leidenschaften unter

ter dem prächtigen Namen eines Patrioten verbergen wollte, welcher seine Schmähungen wider die Großen in Rom satyrischen Witz, und persönliche Beleidigungen historische Wahrheiten nannte, welcher den Rath zu einem vorher unerhörten Befehle zwang, den in folgenden Zeiten die Unwissenheit, der Aberglaube und die dumme Bosheit so unglücklich gemißbraucht haben *); dieser Labie-

*) Seine Schriften wurden auf Befehl des Raths verbrannt. Seneka ist in seiner Praefatione L. V. Controuersiarum sehr bitter, da er auf die Stelle kömmt. Er hält es für das erste Exempel, wo verdächtige Schriften auf Befehl des Raths verbrannt worden wären, und vermuthlich mag er sich auf die Verbrennung der Schriften des Numa Pompilius nicht besonnen haben, die Livius im neun und zwanzigsten Kapitel des vierzigsten Buchs anführt. Seneka freuet sich, daß diese Grausamkeit erst zu der Zeit erfunden worden, da es schon weniger große Geister gegeben habe. Ich will seine eignen Worte hier anführen; sie sind sehr prophetisch: In hunc (Labienum) primum excogitata est noua poena: effectum est enim per inimicos, vt omnes eius libri incenderentur. Res noua et insueta, supplicia de studiis sumi. Bono hercle publico ista in poenas ingeniosa crudelitas post Ciceronem inuenta est. Quid enim futurum fuit, si ingenium Ciceronis triumuiris libuisset proscribere? etc. etc. Facem studiis subdere et in monumenta disciplinarum animaduertere, quanta, et quam non contenta certa materia saeuitia est! Diis melius, quod eo se-

Labienus las einmal eine von ihm gefertigte Geschichte öffentlich vor, überschlug aber einen grossen Theil davon, und sagte: »Das, was ich hier überschlage, soll »man erst nach meinem Tode lesen!« Seneka kann sich nicht enthalten, hierbey auszurufen: »Wie verwägen muß der Inhalt dieser Stelle gewesen seyn, daß »auch so gar Labienus sich gescheuet hat, sie bekannt zu »machen!« *). Meine Leser werden sich des ungeheuchelten Bekenntnisses noch erinnern, welches ich in einer weitläuftigen Abhandlung vom Mißbrauche der Satyre ablegte, da ich den ersten Schritt that, mit ihnen bekannt zu werden **). Ich zeigte damals, daß die vornehmste Pflicht eines Satyrenschreibers sey, von der Religion und den Obern niemals anders, als mit der anständigsten Ehrfurcht, zu reden, daß er alles sorgfältig vermeiden müsse, was seine Mitbürger oder den Wohlstand

culo ista ingeniorum supplicia coeperunt, quo et ingenia desierunt etc.

*) Memini aliquando, cum recitaret historiam, magnam partem conuoluisse et dixisse: *Haec, quae transeo, post mortem meam legentur.* Quanta in illis libertas fuit, quam etiam Labienus extimuit? *M. Annaeus Seneca Lib. V. Controuersiarum* in Praefatione.

**) S. den Vorbericht zum ersten Theile dieser satyrischen Schriften.

stand nur auf einige Art beleidigen könne; mit einem Worte, daß er ein rechtschaffner Mann seyn müsse. Ich habe mir Mühe gegeben, bey allen meinen Satyren nach diesen Grundsätzen zu handeln, und meine Leser sind, so viel ich weis, allemal so gerecht gewesen, zu gestehen, daß ich diese heiligen Pflichten erfüllt habe. Ich werde sie weiter erfüllen. Ich werde unermüdet arbeiten, der Satyre dasjenige ehrwürdige Ansehen zu erwerben, welches ihr als einer Verehrerinn der Religion, als einer Freundinn der Tugend, als einer unversöhnlichen Feindinn der ungesitteten Thoren gebührt, und welches ihr freylich so lange Zeit streitig gemacht worden ist, so lange ein jeder boshafter Pasquillant behauptete, er schreibe Satyren. Durch diese Bemühung hoffe ich den gütigen Beyfall meiner Leser, auch für diesen vierten Theil; ja, ich hoffe sogar auch den Beyfall ihrer Kinder für diejenigen Theile meiner Satyren zu erlangen, die ich, erst nach meinem Tode, ihrer billigen Beurtheilung zu überlassen mich entschlossen habe.

Dresden,
am 20sten April,
1755.

G. W. R.

Untons

Antons Pansa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern,

wie solche zu verstehen und zu gebrauchen sind.

Dem Verfasser zum Besten, und dem Leser zur Erbauung ans Licht gestellt.

Zueignungsschrift an des großen Sancho Pansa großen Esel.

Verewigter Esel!

Deine eignen Verdienste, und das verehrungswürdige Andenken meines Urältervaters, Sancho Pansa, erfodern es von mir als einen wichtigen Theil meiner Schuldigkeit, daß ich diesen Abhandlungen von Sprüchwörtern Deinen Namen vorsetze. Ich nahe mich also Dir mit der ehrfurchtvollen Verbeugung, mit

 wel-

welcher sich ein verlassener Autor seinem Mäcenaten naht, und lege diese Schrift zu Deinem Hufe nieder. Das Ansehen, in welchem Dein Name bey allen gesitteten Völkern ist, wird diesen Abhandlungen der sicherste Schutz seyn, und durch Deinen Namen, unsterblicher Esel, wird, wie ich, als Autor, zuversichtlich hoffe, auch auf gegenwärtige Schrift ein Theil der Unsterblichkeit zurückfallen.

Dieses würde genug seyn, gegen Dich mein Vorhaben zu rechtfertigen. Ich glaube, daß ich alles gesagt habe, was ein Klient in einer Zueignungsschrift seinem Gönner von Empfehlung, von Verdiensten, von Demuth, und von seinem Mangel zu sagen hat. Aber Du wirst mir hochgeneigt erlauben, mein Esel, daß ich diese Zueignungsschrift gegen diejenigen vertheidige, welche so viel Einsicht, wie Du, nicht haben, und doch Kunstrichter seyn wollen. Glücklicher, ja dreymal glücklicher Esel, der Du in den Tagen des weisen Sancho grau worden bist, wo man Verdienste auch an Eseln verehrte! Wie sehr haben sich die Zeiten, zu unsrer Schande, verändert! Man verehrt : : : aber nicht Verdienste, man verehrt Rang und Pracht; und ein Esel mit einer reichen Decke, wenn er schon die geringsten Verdienste nicht hat, ist uns oftmals verehrungswürdiger, als sieben Weise. Ich finde also nöthig, einige Einwürfe zu beantworten, welche mir wider meine Zueignungsschrift gemacht werden können. Dieses wird mich ganz natürlich auf Deine eignen Verdienste führen. Ich will zeigen, wie groß Du gewesen bist, und wenn ich dieses zeigen will, so darf ich die Welt nur an Deine Thaten erinnern. Wie leicht ist es, Verdienste zu loben, wenn man sie schon findet, und nicht erst erdichten darf! Ein

Vor-

Vorzug, den Du vor vielen Menschen hast, welche Dich nur als Esel kennen!

Was ich hier im voraus angeführt habe, ist die gründlichste Vertheidigung wider einen Einwurf, welchen viele machen werden, sobald sie diese Zueignungsschrift erblicken. „Einen Esel zum Mäcenat!“ werden sie ausrufen. Und warum nicht, meine Herren? Bin ich etwan der erste, der dieses thut? Oder vermißt ihr nur an meinem Mäcenat die menschliche Pracht der Eurigen? Seyd nicht so ungerecht, zu glauben, daß mein Esel dieser Zueignungsschrift unwürdig sey, weil ihr ihn für dumm haltet! Ihr werdet selbst euren Zueignungsschriften ein trauriges Urtheil sprechen. Wie viele von euern Mäcenaten werdet ihr absetzen müssen, wenn die Dummheit hindert, der Mäcenat eines Autors zu seyn!

„Aber wird der Esel die Zueignungsschrift lesen? „Und noch mehr, wird er das Buch verstehen, das du „ihm zueignest?“ Aber, meine Herren, ist denn das nöthig? Er würde es vielleicht nicht thun, wenn er auch lebte, zumal da er ein spanischer Esel ist, und ich freylich nur ein deutscher Autor bin. Allein ist es denn so schlechterdings nöthig, daß ein Mäcenat die Schriften liest, die ihm gewidmet werden? Wie viel Mäcenaten lesen eure Schriften, und noch mehr, wie viel sind im Stande, sie zu verstehen? Ihr macht euch kein Bedenken, denen Gönnern, welche vielmals kaum ihre Muttersprache gelernt haben, eure Werke, die ihr in ausländischen, oder wohl gar in todten Sprachen abgefaßt habt, zu überreichen, von denen sie doch vielleicht nicht einmal die Buchstaben kennen. Genug, sie sehen ihr Bildniß, oder ihr Wapen, sie sehen den prächtigen Band des Buchs, sie sehen ein gekrümmtes Geschöpf murmelnd zu ihren Füßen kriechen, und hieraus schließen

sie, daß dieses Geschöpf ein Autor ist, daß unter ihrem Bildnisse oder Wapen eine Zueignungsschrift stehen wird, und daß sie ein Mäcenat sind. Sehen sie also nicht alles, was der Autor will, daß sie sehen sollen, und ist es erst nöthig, daß sie die Zueignungsschrift lesen, und die Abhandlung verstehen müssen?

Ich erwarte noch einen Einwurf, der bey vielen meiner Tadler der wichtigste ist, und den sie zu sagen, nur das Herz nicht haben. »Wirst du von deinem Esel für »die Zueignungsschrift nur einen Gulden, oder die geringste Belohnung erwarten können?« Nein, ihr habt Recht, nicht einen Gulden, nicht die geringste Beförderung. Aber desto uneigennütziger ist mein Vorhaben; desto weniger ist das Lob verdächtig, das ich meinem Esel gebe. Ihr marttert euch und eure Leser, um Tugenden und Verdienste zusammen zu stoppeln, welche ihr euren Mäcenaten anpaßt; allein bey Vernünftigen macht ihr dadurch euch und euren Helden lächerlich, und die Zueignungsschriften überhaupt verächtlich. Ihr wißt es, und thut es doch, um mit hungrigen Händen eine kleine Belohnung zu erhaschen, welche gemeiniglich gar außen bleibt, oder welche doch euer Mäcenat so spärlich zumißt, weil er, wie August, noch mehr dergleichen unnütze Schwätzer zu ernähren hat, die ihm den gelernten Gruß, aus Begierde zum Futter, zurufen. Eben so wenig kann ich auf eine Beförderung mir Rechnung machen. Aber wie viele von euch erlangen dergleichen durch ihre Zueignungsschriften? Vielleicht nicht einmal die Hoffnung dazu. Eine vornehme Neigung des Haupts ist wohl alles, was ihr durch eure Demüthigung von eurem Mäcenat erpressen könnet. Wiederholet ihr mündlich eure Bitte, so werdet ihr machen, daß er mit einem trotzigen: Votre Serviteur! sich von euch wendet, und die

geweih-

geweihte Schrift dem Kammerdiener hinwirft, der sie besser zu brauchen weis. Aber ich will auch einräumen, daß euer Mäcenat einer von den Großmüthigen ist, welche alle Menschen glücklich zu machen wünschen; wird er deswegen auch im Stande seyn, es zu thun, oder wenigstens es so zu thun, wie er es hofft? Und ist er auch so gefällig, daß er sich bey seinem Range neue Verdienste und Hochachtung durch seine Freundlichkeit zu erwerben sucht; so wird er euch zwar in den gnädigsten Ausdrücken das Vergnügen versichern, das er hat, euch zu dienen: allein seine Geschäffte, und der Anlauf so vieler eurer Kollegen, werden machen, daß er euch vergißt, die ihr keine Verdienste weiter habt, als den Mangel. Gewinne ich also durch meine Zueignungsschrift wohl weniger, als ihr gemeiniglich durch die eurigen erlangt?

Dieses sind, berühmter Esel, einige von den Einwürfen, die man mir machen wird; aber das ist auch die Vertheidigung, die ich dergleichen ungegründeten Einwürfen entgegen setzen werde.

So wichtig mich meine Gründe sind, so werden sie noch mehr Nachdruck erhalten, wenn ich die Welt an einige Deiner besondern Verdienste erinnere, die Dich, grosser Esel, über viele erheben, welche der Witz und der Hunger ihrer Klienten zu verewigen sucht.

Deine genaue Verbindung mit meiner Familie giebt mir ein Recht, den Ruhm Deiner seltenen Verdienste zu wiederholen, welche seit mehr als einem Jahrhunderte die billige Bewunderung der halben Welt gewesen sind. Liebster Freund und treuer Gefährte meines Vaters Sancho! Ich neige mich vor Deinem ehrwürdigen Schatten, mit eben dem frommen Schauer, mit welchem der gläubige Muselmann sich vor dem geheilig-

heiligten Kameele niederwirft, das vor tausend Kameelen zu dem stolzen Glücke erwählt worden ist, den Alkoran auf seinem Rücken zu tragen.

Wie glücklich bin ich vor vielen Lobrednern, da ich die Ueberzeugung der Welt und die Wahrheit auf meiner Seite habe! Die Hälfte unsrer Zueignungsschriften sind Satyren auf die Mäcenaten unsrer Zeit. Die Verfasser quälen sich, die Welt zu betäuben und zu übertreden, daß ihr niederträchtiger Wuchrer ein großmüthiger Versorger der Verlassenen, ihr erlauchter Ignorant ein Kenner und Beschützer der Musen, daß er gerecht sey, da doch das halbe Land unter seinen Räubereyen entkräftet seufzet. Aber Du, glücklicher Grauschimmel, Du bist von allen diesen Vorwürfen frey, und eben dadurch befreyest Du auch mich von den Vorwürfen der Schmeicheley. So bald ich des großen Sancho Panßa grossen Esel nenne, so bald versteht mich die ganze Welt, und weis es, daß ich den ehrwürdigen Esel meyne, welcher so viele Tugenden der Menschen, und keines von ihren Lastern gehabt.

Es ist bekannt, und selbst der berühmte Cid Hamet-Benengely läugnet es nicht, ob er gleich ein beschnittner Mohr, und Du ein christlicher Esel warst, daß die weisen Sprüche des erleuchteten Sancho mit so viel Kraft auf Deine Ohren herabgewirkt, daß Du der tiefsinnigste Esel Deiner Zeit gewesen. Ein großer Beweis Deiner Fähigkeit war es, da Du in einer Zeit von etlichen Monaten, und unter tausend unglücklichen Beschäfftigungen, dennoch mehr gelernt, als hundert Söhne der Großen in Spanien kaum lernen, welche drey Jahre und länger in Ossuna zu den Füßen ihrer Lehrer sitzen. Mehr als ein Baccalaureus in Salamanka war eifersüchtig auf Dich: aber Deine Bescheidenheit gewann

das

das Herz der Neider. Das Wissen, welches so viele junge Gelehrte unerträglich macht, war für Dich ein neuer Trieb zur Demuth. Unwissende Pedanten richten sich trotzig auf: aber Du, der Du sie am Verstande und Witze unendlich übertriffst, hiengst Deine Ohren immer demüthig; denn die Vollkommenheiten Deines Lehrers erinnerten Dich beständig an Deine Unvollkommenheiten. Eine Tugend, die unter unsern Schülern nicht allgemein ist! Ich kenne Deutsche, welche an Deiner Weisheit und Gelehrsamkeit zweifeln werden, da man nicht ein Blatt, geschweige einen Folianten von Deinen Schriften aufzuweisen hat. Desto schlimmer für uns! Der Schade ist unsrer Nachwelt unersetzlich. Mit wie viel Vergnügen und Erbauung würden wir Deine Schriften lesen, und ihre Schriften aus den Händen werfen! Es war ein Fehler Deiner Zeit, wo man noch wenig schrieb, und desto mehr dachte. Bey unsern Zeiten ist dieses der Fehler, daß viele ohne Ueberlegung schreiben, was Du, weiser Esel, nur zu denken, Dich würdest geschämt haben. Hätte Dir die Natur die Vorzüge gegönnt, ein Autor werden zu können; wie hoch würde Dein Ruhm gestiegen seyn! Und dennoch bist Du schon unsterblich, da Myriaden von Schriftstellern seit Deiner Zeit in die ewige Nacht der Vergessenheit gestürzt worden sind.

Die Mäßigkeit ist eine Tugend, welche unsern meisten Sittenpredigern nicht allemal eigen ist. Wenigstens habe ich in meiner Jugend zu Leyden einen Mann gekannt, der ein Meister der Weisheit hieß, der sein Brodt durch das Lehren der Moral verdiente, und der alles, was er verdiente, durch die niederträchtigsten Ausschweifungen verthat. Unendlich tief hätte er, ungeachtet seines Lorbeers, unter Dir, gesittetem Esel, stehen sollen. Die ganze Geschichte des Helden von Mancha zeigt uns

nicht eine einzige Spur, daß Du jemals in einen Fehler gefallen wärest, welcher so sehr menschlich ist. Vermuthlich trug die Uebereilung des alten Roßinante, und seine demüthigende Strafe viel zu Deiner Mäßigung bey. Die Welt weis die traurige Geschichte von den Stutten aus Gallicien *). Roßinante war ein lehrender Beweis, daß Alter nicht vor Thorheit hilft. Er sah die Stutten, und vergaß sich. Benengely macht zu seiner, und vielleicht auch zu vieler Menschen Entschuldigung, die lehrreiche Anmerkung, daß kein Hengst so alt sey, der nicht noch einmal im May wiehere. Allein die Eseltreiber von Jangois dachten nicht so billig. Die Strafe folgte der Wollust auf dem Fuße nach. Roßinante empfand es, und als eine neue Züchtigung seiner alten Jugendsünden, mußte er die Demüthigung ausstehen, daß der tapfre Quixot sich auf Dich, tugendhaften Esel, setzte, und er, der stolze Roßinante, an Deinen Schwanz angebunden ward.

Ein Freund in der Noth ist dasjenige Kleinod, welches auch die für das köstbarste halten, die niemals großmüthig genug sind, andern in der Noth beyzuspringen. Wie sehr beschämst Du, freundschaftlicher Esel, alle diese unempfindlichen Seelen! So gar Roßinanten, der Deines Mitleidens damals kaum würdig war, bedauertest Du. Deine Schritte waren noch langsamer, als die Schritte eines gelassenen Esels von Natur sind; Du wolltest dem Unglücklichen Zeit lassen, nachzukommen. Ein Mensch würde sich diese Demüthigung seines Nächsten zu Nutze gemacht, und mit einer stolzen Grausamkeit noch mehr zu seiner Kränkung beygetragen haben: aber so ungerecht dachtest Du nicht; denn Du warest des wei-

*) Don Quixots Geschichte B. 3. K. 15.

sen Sancho liebreicher Esel. Wie trostlos hiengest Du die Ohren, als Dein Herr, Sancho, durch Zulassung des Himmels und Don Quixots geprellt ward *)! Er sah flehentlich auf Dich herab, und wenn er am höchsten flog, so war Deine freundschaftliche Traurigkeit für ihn die kräftigste Stärkung.

Die Gelassenheit ist überhaupt eine Familientugend der Esel: bey Dir aber hatte sie einen weit rühmlichern Ursprung; denn Du warest mit Ueberlegung gelassen. In dem unglücklichen Treffen mit den befreyten Galeerensklaven **) hieltest du standhaft die Steine der Undankbaren aus. Quixot, Sancho und Roßinante lagen um Dich herum. Nur Dich konnten die unzähligen Würfe der Verräther nicht stürzen, noch zur Ungeduld bewegen. Quixot seufzete nach seiner Dulcinee, Sancho nach seinem Mantel, Roßinante hieb voll Ungeduld in die Erde; aber von Dir sagt der Geschichtschreiber, daß Du gelassen unter Deinen Freunden gestanden, und mitleidig die Ohren geschüttelt habest.

Bey dieser Deiner Mäßigkeit, Deiner geselligen Freundschaft, Deiner Gelassenheit; konntest Du wohl bey allen diesen Tugenden des geringsten Neides fähig seyn? Nichts weniger! Dein Bezeigen gegen die Esel der Domherren von Toledo ist hiervon der stärkste Beweis ***). Diese Esel, welche so fett und stark waren, wie die Esel der Domherren natürlicher Weise seyn müssen; welche ihr Futter bey der Ruhe ihrer hochwürdigen Herren müßig verzehrten, da Du bey den mühsamsten Abentheuern immer Hunger leiden mußtest; diese Esel, welche zur Ehre der Kirche prächtig aufgeputzt waren, da Deine

*) Don Quixots Geschichte B. 3. K. 17.

) B. 3. K. 21. *) B. 4. K. 43.

Deine ganze Decke in einem schlechten Reitküssen bestand; welche muthwillig um Dich herum scherzten, wie Esel vom Stande zu scherzen pflegen; welche Dich, als einen dürftigen Layenesel, mit Verachtung ansahen; mit einem Worte, die Esel der Domherren waren mit aller ihrer Glückseligkeit doch nicht im Stande, nur einen Augenblick Tadel oder Neid bey Dir zu erregen. Wie viel Menschen beschämest Du, genügsamer Esel, welche das Glück der Großen und Reichen beneiden, und, da sie zu ohnmächtig sind, es ihnen zu nehmen, sich doch wenigstens Mühe geben, die Welt durch Spöttereyen oder durch Beschuldigungen zu bereden, daß selbige dieses Glücks ganz unwürdig wären?

Bey keinem von allen Abentheuern hat Sancho Panßa so unverwerfliche Proben seines großen Geistes abgelegt, als bey Regierung der Insel Barataria *); aber eben dieser Zeitpunkt ist derjenige, welcher auch zugleich Deine tugendhaften Vorzüge am meisten in ein Licht gesetzt hat, das eine Reihe von späten Jahrhunderten nicht verdunkeln kann. Du warst der **Bruder und vertrauteste Freund** des glücklichen Sancho. Er wagte es nicht, ohne Dich zu regieren; man mußte Dich, mit kostbarem Zeuge geschmückt, hinter ihm herführen, als er seinen prächtigen Einzug hielt **). Cid Hamet weis von Dir und dem Sancho bey dieser Gelegenheit nichts schmeichelhafters zu sagen, als daß Sancho, welcher ein prächtig aufgezäumtes Maulthier ritt, sich oftmals umgesehen, Dich, sein getreues Thier, zu betrachten, und sich von Herzen über den glücklichen Zustand zu freuen, in welchem er Dich erblickte. Auch alsdann warst Du noch

*) Don Quixots Geschichte B. 7. K. 45.

**) B. 7. K. 47.

noch sein liebster, sein vertrauter Esel, da ihn die ganze Insel als ihren Statthalter anbetete. Wäre Dir damals wohl etwas leichter gewesen, als das Vertrauen Deines Herrn zu Deinem und der Deinigen Vortheile, und zum Schaden Deiner Feinde zu mißbrauchen? Beydes hast Du nicht gethan. In der ganzen Geschichte finde ich diesen Umstand am merkwürdigsten, daß während der Statthalterschaft des Sancho Deiner nicht mit einem Worte gedacht wird. Der Leser sieht Dich bey dem prächtigen Einzuge zum letzten male, und bekömmt Dich eher nicht wieder zu Gesichte, als in dem traurigen Augenblicke, da der weise Sancho, von der Last der ungewohnten Herrschaft ermüdet, den großmüthigen Schluß faßte, auf Dir, getreuem Esel, der mühseligen Pracht eines Regenten zu entfliehen. In seinem Glücke gelassen zu seyn; sich der Gewalt seiner mächtigen Freunde nicht zu mißbrauchen; an seinen Feinden sich nicht zu rächen, wenn man Gelegenheit hat, es zu thun; für seine Vortheile am wenigsten zu sorgen; eine so schnelle Veränderung des Glücks gelassen zu ertragen, ja so gar von dem wollüstigen Ueberflusse des Hofs mit geschwindern Schritten sich zu entfernen, als demselben sich zu nähern: das sind Tugenden, welche Diogenes unter den Menschen seiner Zeit vergebens suchte, und welche Cid Hamet bey dem Esel des Erleuchteten Panßa gefunden hat.

Vielleicht hattest Du diesen jähligen Umsturz der Hoheit Deines Sancho voraus gesehen? Benengely gesteht Dir die Gabe, künftige Dinge vorher zu wissen, ausdrücklich zu *). Ich glaube, er hätte nicht nöthig, Dir Wunder anzudichten. Deine Erfahrung, Deine Ein-

*) Don Quixots Geschichte B. 5. K. 8.

Einsicht, und der tägliche Umgang mit dem Sancho machten Dich vorsichtig, ohne Wahrsagerkunst, und tugendhaft, ohne außerordentliche Wunder. Wie viele gleiten bey diesem wichtigen Schritte, welche vorsichtig und erfahren genug zu seyn glauben! Aber ihr Herz ist so tugendhaft nicht, als das Deine war; und eben darum kann sie weder Vorsicht, noch Erfahrung schützen. Ohne dieses tugendhafte Herz müssen sie bey ihrem hohen Glücke schwindlicht werden und niederstürzen, wenn sie gleich, wie Du, die Gabe gehabt hätten, zukünftige Dinge vorher zu sehen.

Da Adler wieder Adler zeugen; ist es wohl Wunder, daß ein Theil Deiner guten Eigenschaften auch bis auf Deine späten Nachkommen fortgepflanzt worden ist? Ich verstehe darunter die Mäßigkeit, die Gelassenheit, den Fleiß, und die natürliche Abneigung von allem Hochmuthe. Lauter Tugenden, die man noch bis auf diese Stunde allen denen Eseln in Mancha vorzüglich zugesteht, welche die Ehre haben, in gerader Linie von Dir abzustammen! Ungeachtet sie Dich zu ihrem Ahnherrn haben, so ist doch nicht ein einziger unter ihnen, welcher zur Ungebühr darauf stolz wäre, oder durch Deine Verdienste den Mangel eigner Verdienste zu verbergen suchte, oder andre Esel in dem Flecken verachtete, welche eben so lange Ohren, eben so breite Rücken, und eben so arbeitsame Knochen haben, aber freylich nicht von so gutem Hause, und nicht von so edler Geburt sind, als sie. Im Uebrigen wissen die Einwohner zu Mancha diesen Vorzug an ihnen billig zu schätzen. Sie verehren den Namen des Sancho, und zugleich verehren sie das Andenken seines Grauschimmels noch bis auf diese Stunde so unverbrüchlich, daß sie sein Geschlechtsregister mit eben der Sorgfalt fortführen, mit welcher die Roßtäuscher

von Gallicien die Stammbäume ihrer edelsten Pferde glaubwürdig erhalten.

Dieses wird genug seyn können, die Gründe zu rechtfertigen, welche mich bewogen haben, Dir, theuerster Esel, gegenwärtige Abhandlungen von Sprüchwörtern zuzueignen. Ich habe die Ursache angegeben, woher ich Dir so viel Verbindlichkeit schuldig bin; da Du in den Tagen des Don Quixots einen so wichtigen Theil unsrer Familie ausgemacht, da Du als des Sancho Freund und getreuester Gefährte Glück und Unglück mit ihm ausgestanden hast. Die wenigen Proben, die ich aus der Geschichte von Deinen großen Eigenschaften und bewährten Tugenden angeführt habe, sind, wo ich mich nicht ganz irre, unwidersprechliche Beweise, daß Du wohl verdienst, mein Mäcenat zu seyn. O Du Spiegel und Blume der vortrefflichsten Esel! Wie rühmlich ist für mich diese meine Wahl! Deine tiefe Weisheit, welche Du den lehrreichen Sprüchwörtern des Sancho zu danken hast; Deine tugendhafte Mäßigung und exemplarische Sittsamkeit, welche Dir so eigen, und bey uns nicht allemal eine Folge der tiefen Weisheit ist; Deine unverbrüchliche Redlichkeit gegen Deinen Herrn und Deine Freunde überhaupt; Deine stoische Gelassenheit bey allen Unglücksfällen, welche Dich und Deinen Herrn trafen; die seltne Tugend der Zufriedenheit, und die schwere Kunst, das glänzende Glück andrer, die es weniger verdienen, und weniger anzuwenden wissen, mit gelaßnen Augen, ohne mißgünstige Empfindungen, anzusehen; die politische Vorsicht, sich mit dem ungewissen Glücke seines mächtigen Freundes nicht allzu genau zu verbinden, und die praktische Klugheit, ohne Eigennutz und ohne Haß des Volks der Vertraute eines gewaltigen Statthalters seyn zu können: alles dieses sind Vorzüge,

welche Du, tugendbelobter Esel, vor allen Eseln und vor vielen Mäcenaten hast!

Mit einem Worte: Der Fleiß ist des Glücks Vater; das Glück dreht sich geschwinder herum, als ein Mühlrad; wer immer hart schläft, liegt auch auf Steinen weich; ehrlich währt am längsten; hoch macht schwindlicht; wer aufs Gold sieht, dem vergeht das Gesicht; was hilft das Laufen, wenn man nicht auf dem Wege ist; süße getrunken, wird oft sauer bezahlt; auch aus einem kleinen Loche sieht man den Himmel; wer sich an einen guten Baum lehnt, hat guten Schatten; wer das Spiel nicht versteht, soll die Karten nicht mengen; wer sich selbst zum Schafe macht, den fressen zuletzt die Wölfe; wer die Augen bey sich hat, stolpert nicht; der Teufel steht oft hinter dem Kreuze; guter Weg um, ist keine Krümme; eine goldne Decke macht den Esel nicht zum Pferde; wer auf dem Eise tanzt, der strauchelt; wer zu nahe an das Feuer tritt, versengt sich den Rock; mancher trägt einen Sack, und heißt seinen Nachbar einen Esel . . . . . Aber Gott versteht mich! sagte Vater Panßa.

Ich küsse Ew. Eseley den Huf.

J . .
in Westphalen.

Anton Panßa von Mancha.

Vor-

Vorbericht *).

Es ist vor einigen Wochen eine Schrift an unsern Verleger gesendet worden, welche den Titel führt: **Antons Pansa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern, wie solche zu verstehen und zu gebrauchen sind; dem Verfasser zum Besten, und dem Leser zur Erbauung, ans Licht gestellt.**

In einem weitläuftigen Schreiben erklärt der Verfasser seine Absichten und die Einrichtung des Werks selbst. Es ist dieses Schreiben völlig in der Sprache abgefaßt, welche den Stolz eines verarmten Spaniers, und die Demuth eines verlassenen Autors verräth. Der letzte Umstand geht nur unsern Verleger an, und wir überlassen es ihm, wie er sich mit ihm vereinigen will. Die Erzählungen, die er von seinen Voraltern und von seinen eignen Umständen einstreut, verdienen angemerkt zu werden. Es sind nützliche Anekdoten zur Lebensbeschreibung des unsterblichen Don Quixots, die wir noch zur Zeit in keiner von allen Auflagen gefunden haben. Der Verfasser erzählt uns, daß der berühmte Stallmeister Sancho Pansa von Mancha sein Uraltervater gewesen sey. Da er nach dem Tode seines Ritters der witzigste und weiseste Kopf in ganz Mancha gewesen; so habe er sich

*) Das nachstehende Sprüchwort: **Wem Gott ein Amt giebt, &c.** ist mit diesem Vorberichte im Jännermonate des Jahres 1750 in die **vermischten Schriften zum Vergnügen des Verstandes und Witzes**, als ein Versuch eingerückt, und im Jahre 1748 gefertigt worden.

sich durch eben diesen Witz und seine weisen Sprüchwörter viel Feinde gemacht. Er habe geglaubt, den Barbier und den Geistlichen des Orts übersehen zu können, und deswegen habe er sich lieber in der Gesellschaft seines Esels und seiner übrigen Familie eingeschlossen, als daß er mit jenen die alte Freundschaft hätte fortsetzen sollen. Dieses sey der Grund zu seinem Unglücke gewesen. Der Geistliche habe unter die Leute gebracht, daß Herr Sancho kein alter Christ sey, und kein Schweinfleisch esse. Die Inquisition sey aufmerksam gemacht worden, und habe ihn zum Feuer verdammt, weil sie gefunden, daß er vernünftiger gedacht und weiser gesprochen, als die alten Christen ihres Landes damals zu denken und zu reden gewohnt gewesen. Der rechtschaffene Sancho sey also wirklich verbrannt, und der erste Märtyrer der Sprüchwörter geworden. Dieses Unglück habe seine ganze Familie zerstreut. Des Herrn Verfassers Aeltervater, welcher sich durch seine hohen Gemüthsgaben schon bis zur Würde des untersten Schulzens in dem Flecken Mancha emporgeschwungen gehabt, habe sich entschlossen, lieber seinem Vaterlande, als seinem angebornen Verstande zu entsagen. Er sey mit seinem reichen Vorrathe von Sprüchwörtern nach Lissabon geflüchtet. Aber auch bis dahin habe ihn der heilige Haß des Geistlichen von Mancha verfolgt; und nur durch ein Wunder sey er den Händen der Inquisition entronnen, und in die Niederlande gekommen, wo er sein Leben witzig und kümmerlich zugebracht, und eine zahlreiche Familie hinterlassen. Hier giebt der Herr Verfasser noch viele Nachrichten von seiner Familie an, die aber vielleicht nur ihm wichtig sind. Wir können mit seiner Erlaubniß nicht unerinnert lassen, daß er bey dieser Gelegenheit den Stolz seines Vaterlandes ein wenig zu sehr verräth. Er

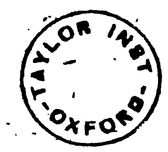
will

will behaupten, daß die Niederländer ihren meisten Witz seiner Familie zu danken hätten. Ja er treibt diese lächerliche Einbildung so hoch, daß er glaubt, verschiedene ihrer größten Kunstrichter hätten die Geschicklichkeit, andre mit ihren lateinischen Wahrheiten zu betäuben, bloß der Erfindung seines Urältervaters zu danken; als dieser, wiewohl mit unglücklichem Erfolge, die Kunst gelehrt, zu schreyen, wie ein Esel *).

Die Umstände, welche der Herr Verfasser endlich von seinem eignen Leben beygefügt, können uns auch gleichgültig seyn. Nur dieses verdient angemerkt zu werden, daß er sich zu J.., einem Städtchen in Westphalen, aufhält, und bey einer mäßigen Einnahme so lange ruhig leben und Bücher schreiben will, bis er seine Verbesserung findet.

Die drey letzten Seiten seines Schreibens bestehen in den gewöhnlichen Autorkomplimenten, wo man durch eine edle Gleichgültigkeit und Verachtung aller gewinnsüchtigen Vortheile, die Großmuth des Verlegers zu reizen sucht. Das ganze Werk möchte ungefähr ein halbes Alphabet ausmachen. Die Sprüchwörter, die der Herr Verfasser ausgeführt hat, sind diese: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand. Jung gewohnt, alt gethan. Gut macht Muth. Ehrlich währt am längsten. Kleider machen Leute. Gedanken sind zollfrey. Die Ehen werden im Himmel geschlossen. Alte Liebe rostet nicht. Ein Quentchen Mutterwitz ist besser, als ein Centner Schulwitz. Frisch gewagt, ist halb gewonnen;** und andere mehr.


*) Don Quixots Geschichte B. 6. K. 25.



Der Verleger zweifelt, daß dieses Buch Beyfall finden werde, da man es außerhalb Westphalen schwerlich verstehen, am wenigsten aber das Feine davon einsehen könne. Er will daher nur eine Probe davon liefern, und die beiden Artikel: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand**; und **Kleider machen Leute**, als einen Versuch abdrucken lassen. Von der Aufnahme dieses Auszugs wird das Schicksal des ganzen Werks abhängen. Sollte dieser, wider Vermuthen, Beyfall finden; so ist er entschlossen, diese Abhandlung einer Sammlung andrer solcher Schriften vordrucken zu lassen.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand.

Wenn irgend ein Sprüchwort ist, dessen Wahrheit durch die tägliche Erfahrung bestätigt wird; so ist es dieses, wenn man sagt: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand.** Da ich Gelegenheit gehabt habe, die Verfassung meines Vaterlandes sehr genau kennen zu lernen, so getraue ich mir sehr wohl zu behaupten, daß wenigstens zwey Drittheile meiner Mitbürger ihren Verstand nicht eher erlangt haben, als bis sie das Amt bekommen; und kaum ein Drittheil ist, ich weis nicht durch was für einen Zufall, vor der Erlangung des Amts mit Verstande begabt gewesen. Ich sage mit gutem Vorbedachte: Kaum ein Drittheil. Denn ich muß noch für diejenigen ein wenig Platz lassen, welche die Ausnahme von dem Sprüch-

wörte

worte machen, und das Amt zwar seit langer Zeit, noch bis diese Stunde aber nicht den geringsten Verstand haben.

Ich finde von unserm Sprüchworte verschiedene Lesarten. Ein sehr altes Manuscript, welches, wie ich aus einigen Umständen vermuthe, zu Heinrich des Voglers Zeiten geschrieben worden, liest ausdrücklich: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er Verstand;** und dieser Lesart habe ich mich bedienet. Die meisten der neuern Schriftsteller sagen hingegen nur: **Wem er ein Amt giebt** ꝛc. Beide Lesarten haben ihren guten Grund, und beide sind in ihrer Art merkwürdig. In den damaligen rohen und unaufgeklärten Zeiten war es noch hier und da Mode, daß Gott die Aemter gab, und daher läßt sich die Art zu reden, wenn Gott ein Amt giebt, noch wohl entschuldigen. Itzt braucht man diese Weitläuftigkeit nicht mehr; und man hat Mittel gefunden, die Aemter zu erlangen, ohne daß man nöthig hat, Gott mit der Austheilung derselben beschwerlich zu fallen. Dieses mag auch Gelegenheit gegeben haben, das alte Sprüchwort einigermaßen zu ändern. Inzwischen muß ich doch zum Ruhme unsrer Zeiten erinnern, daß man wieder anfängt, die alte Lesart hervorzusuchen, und aus einer andächtigen Höflichkeit so zu thun, als habe man das Amt von Gott, ob man sich gleich in Acht nimmt, derer über rechtsverwährte Zeit wohlerlangten Gerechtsamen sich zu begeben, und das Amt von Gott zu erwarten, da man es näher haben kann. Ich freue mich, so oft ich jemanden also reden höre, von dem ich sonst sehr wohl weis, daß ihn die göttliche Fügung am wenigsten beunruhiget. Es ist dieses ein Zeugniß, daß die Religion bey uns noch nicht ganz abgekommen ist. Man darf mir nicht einwenden, daß diese Art von Gott zu reden

nur ein Ehrenwort sey: Ich glaube es selbst; aber das thut nichts.

Dieses hat mich bewogen, das Sprüchwort nach seiner alten Lesart beyzubehalten, und ich habe mich deutlich genug darüber erklärt, ohne zu besorgen, daß mich diejenigen, welche stärker denken, als der fromme Pöbel, für einen Quäker halten werden.

Ich nehme es also für bekannt an, daß Gott das Amt giebt. Es hebt dieser Satz dasjenige gar nicht auf, was man aus der Erfahrung darwider einwenden möchte. Recht wahrscheinlich ist es freylich nicht; aber ein guter Ausleger weis alles zusammen zu reimen.

Ich halte mich in einem sehr kleinen Städtchen auf; und doch ist es noch immer groß genug, meinen Satz zu behaupten. Außer dem Nachtwächter weiß ich niemanden, welcher auf eine erlaubte Weise zu seinem Amte gekommen wäre. Er würde, als ein alter wohlverdienter und abgedankter Soldat, haben verhungern müssen: (denn dieses ist immer die gewisse Belohnung derer, welche sich für das Vaterland verstümmeln lassen;) wenn er nicht zu diesem wichtigen Posten zu eben der Zeit erhoben worden wäre, als die Bürgerschaft so weit gebracht war, daß sie ihn als einen Hausarmen ernähren sollte. Man machte ihn ohne sein Ansuchen zum Nachtwächter, und sein Beruf muß wohl rechtmäßig seyn, weil er den Amtmann nicht bestochen hat, und von keinem Rathsherrn ein Vetter ist. Dieses ist der einzige Mann in der Stadt, der sein Amt auf eine billige Art erlangt hat, und im Vorbeygehen muß ich auch erinnern, daß er zugleich der einzige in unserm Orte ist, welcher den Verstand eher hatte, als das Amt.

Mit den übrigen ist es ganz anders beschaffen. Der Stadtschreiber hatte, als Advokat, das Unglück, daß er

wegen

wegen seiner Geschicklichkeit, die verschiedene Obere aus Unverstand Betrügerey nannten, in die Inquisition kommen sollte. Seine Sache war so beschaffen, daß er nach dem Eigensinne altväterischer Rechte gewiß den Staupbesen würde bekommen haben: aber ein Edler Wohlweiser Rath sah die unvermeidliche Folge davon ein. Der größte Theil von ihnen stund in einer so genauen Verbindung mit ihm, daß sie gewiß an seinem Staupbesen hätten Antheil nehmen, und des regierenden Herrn Bürgermeisters Hochedeln am Galgen ersticken müssen, wenn man diesen wackern Mann nicht den Händen der blinden Gerechtigkeit entrissen hätte. Man überlegte mit der Frau Amtmanninn die Sache genau, und eine Kleinigkeit von etlichen Ellen brabanter Spitzen legte seine Unschuld dergestalt an den Tag, daß er sich mit Ehren von seinem Handel befreyt sah. Der Frau Bürgermeisterinn war der Hals ihres theuren Gemahls so lieb, daß sie vor Freuden nicht eher ruhete, bis diesem angefochtnen Manne die Gerechtigkeit der Stadt, und das Wohl der ganzen Bürgerschaft anvertraut, und er ungesäumt zum Stadtschreiber erwählt wurde. Ein jeder seiner Vorgesetzten glaubte, er sey diesen Dienst sich selbst schuldig, weil ein jeder wünschte, daß man sich bey dergleichen besorglichen Fällen auf gleiche Weise seiner annehmen möchte.

Wie der Amtmann zu seinem Dienste gelangt ist, das weis die ganze Stadt. Er hatte durch seine patriotischen Bemühungen es so weit gebracht, daß ganze Dörfer wüste, und eine ansehnliche Menge nichtswürdiger Bauern mit Weib und Kind Bettler geworden waren. Die Beute, die er dabey gemacht, setzte ihn in den Stand, unverschämter zu seyn, als sein Vorfahr, welcher einfältig genug war, sich einzubilden, daß man es

mit dem Landesherrn nicht redlich meynen könne, wenn man es nicht zugleich mit den Unterthanen redlich meyne. Er stürzte diesen gewissenhaften Tropf, und bemächtigte sich seines Amts auf eine Art, welche zu gewöhnlich ist, als daß man sie tadeln sollte.

Es sind nicht mehr als zween Priester in unsrer Stadt. Der oberste davon wäre vielleicht noch itzt Kandidat, wenn er nicht die Geschicklichkeit besessen hätte, alle diejenigen zu verkleinern, und ihre Lebensart verdächtig zu machen, welche mit ihm um ein geistliches Amt ansuchten. Er meynte es aber mit seiner christlichen Gemeine so gut, daß er sich den Kapellan zu seinem Kollegen selbst ausersah, und ihm dazu beförderlich war, weil die natürliche Dummheit dieses lieben Mannes ihm vortheilhaft zu seyn schien, und weil er das Herz hatte, des Herrn Pastors Jungfer Muhme zu heurathen, welcher sehr viel daran lag, einen dummen Ehemann zu haben.

Sogar bis auf den Küster erstreckt sich in meinem Städtchen diese Art des Berufs. Denn weil er in der ganzen Gegend den besten Branntwein brennt; so hat es der Kirchenvorsteher für billig gehalten, ihm das Küsteramt und die Unterweisung der Jugend anzuvertrauen.

Diese wenigen Exempel beweisen schon genug, wie wunderbar oftmals die Wege sind, zu einem Amte zu gelangen. Die Ausschweifung würde überflüßig seyn, wofern ich nicht versichern könnte, daß der Stadtschreiber, der Amtmann und die Geistlichen in Gesellschaften niemals von ihrem Amte reden, ohne Gott mit darein zu mengen, der es ihnen gegeben haben soll.

Diejenigen, welche sich dieses Sprüchworts: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, auf eine so bequeme Art zu bedienen wissen, sind als ein über-

überzeugender Beweis wider diejenigen Lästerer anzuführen, welche uns vorwerfen, daß in unsern Zeiten das Zutrauen auf die göttliche Vorsorge nur gar zu matt geworden, und fast gänzlich abgekommen sey. Ich freue mich, daß ich hier eine Gelegenheit finde, das Christenthum meiner Landsleute zu vertheidigen, und ich erwarte dafür alle Erkenntlichkeit. Denn ich nehme eine Sache über mich, bey der auch der beste Advokat verzweifeln würde.

Ich finde besonders dreyerley Gattungen Leute, welche dieses sagen. Es sind entweder diejenigen, durch welche, nach ihrer Sprache zu reden, Gott die Aemter austheilt, oder es sind die selbst, welche die Aemter bekommen, oder es sind endlich die, welche als Zuschauer über die wunderbare Führung und Besetzung der Aemter erstaunen.

Die letzten fühlen dabey in ihrem Herzen den freudigen Trost, daß Gott, welcher nach ihrer Meynung so vielen Narren Aemter giebt, auch sie nicht unversorgt lassen, und wenn sie versorgt sind, auch sie alsdann mit dem nöthigen Verstande ausrüsten wird, den sie nicht haben, und den sie ohne ein Wunderwerk auch nicht zu erlangen hoffen. Diese Betrachtungen zeugen von ihrer Demuth, und sie beschämen dadurch eine unzählige Menge Leute, welche doppelt unglücklich sind, da sie keinen Verstand haben, und ihn doch nicht vermissen.

Noch weit stärker aber ist das Vertrauen zur göttlichen Vorsorge bey denenjenigen, welche die Pflicht auf sich habrn, die Aemter zu besetzen. Bey verschiedenen von ihnen würde ihr Betragen unsinnig seyn; man würde sie für Betrüger, für heimliche Verräther ihres eignen Vaterlandes, für die gefährlichsten Bösewichter halten, wenn man sieht, wie unbedachtsam sie bey der

Besetzung der Aemter verfahren. Aber man darf nur denken, daß sie überzeugt sind: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; so ist dieser Widerspruch gehoben. Sie können dieses mit einer desto gewissern Zuversicht hoffen, da sie an ihren eignen Personen ein so erstaunendes Wunder erfahren, und nach dem glaubwürdigen Zeugnisse aller ihrer demüthigen Klienten gegenwärtig die verständigsten Männer, die weisesten Väter der Stadt sind, ungeachtet sie vor der Erlangung ihres Amts die unverständigsten Narren waren. Diese wichtige Erfahrung wirket in ihnen eine wahre Freudigkeit, so oft sie ein Amt besetzen müssen.

Ich weis nicht, ob irgend ein Amt wichtiger ist, als das Amt eines Seelsorgers. Die üble Besetzung eines solchen Amtes kann eine ganze Gemeine unglücklich machen, und das Verderben von mehr als einer Nachkommenschaft nach sich ziehen. Wenigstens würde ich sehr unruhig seyn, wenn ich für die Besetzung eines solchen Amtes sorgen sollte. Aber wie glücklich sind nicht diejenigen, welche sich darauf verlassen, daß der Verstand sich schon mit dem Amte finden werde!

Ich habe vor wenigen Tagen das Schicksal gehabt, einer Priesterwahl auf dem Lande beyzuwohnen. Der Kirchenpatron hatte in kurzer Zeit das Unglück erfahren, daß ihm sein Pfarrer, und bald darauf, welches noch weit wichtiger war, sein Schäfer gestorben war. Einen guten Schäfer zu finden, welcher das Vieh sorgfältig wartete, die Kunst verstünde, Krankheiten zu heilen, und welcher bey seinem Amte ehrlich wäre; diesen ausfindig zu machen, war freylich eine schwere Sache, die alle mögliche Behutsamkeit erfoderte. Denn, wenn eine Schäferey durch Verwahrlosung ausstirbt; so ist dieses manchem Gerichtsherrn weit empfindlicher, als wenn durch

ein unexemplarisches Leben, oder durch Unachtsamkeit des Pfarrherrns die Hälfte der Bauern zum Teufel fährt. Und, ökonomisch davon zu urtheilen, hat der Gerichtsherr Recht.

Ich kam eben zu der Zeit an, als mein Landedelmann einen geschickten Schäfer ausfindig gemacht, und in seine Dienste genommen hatte. Er erzählte mir dieses mit Freuden, und that dabey viele gute Wünsche für seine Schäferey. »Morgen,« fuhr er fort, »morgen müssen Sie noch bey mir bleiben; mein neuer Pfarrer thut »die Anzugspredigt, und wir wollen tausend Spaß mit »ihm haben.« Da ich ein Bürger bin, der die Art zu leben noch nicht recht weis, und da mir die Einfalt meines Urältervaters immer noch anhängt; so kann ich nicht läugnen, ich erschrack ungemein über die edle Gleichgültigkeit meines Wirths. Ich erwartete den folgenden Tag mit Ungeduld; ich kam in die Kirche, und erstaunte, als ich einen großen schwarzgekleideten Körper auf die Kanzel steigen sah. Sein Gang, seine Miene, seine Bewegung mit den Händen, seine Sprache selbst war so pöbelmäßig, daß ich den Kirchenpatron im Verdachte hielt, er habe aus einem leichtsinnigen Scherze seinen Reitknecht verkleidet, und der Gemeine vorgestellt. Ich sagte ihm meinen Zweifel. Allein er lachte mit solcher Heftigkeit über mich, daß ihm der Bauch schütterte. »Mein Reitknecht?« sagte er endlich. »Zerreiß mich »der Teufel, wenn es nicht mein Informator ist! Er »ist ein Magister, und nicht ungeschickt. Er will noch »heuer ein Gesangbuch für mein Dorf zusammendrucken »lassen, und es meiner Gemahlinn zueignen. Er ist »ein guter Narr; ich wollte Holz auf ihm hacken.« Ein vortrefflicher Charakter, dachte ich bey mir selbst, und schwieg ganz beschämt still. Ich hörte ihm zu, weil ich

sonst

sonst nichts zu hören hatte, und hielt bey seinem albernen Gewäsche eine Stunde lang geduldig aus. Ich getraue mir indessen ohne Eigennutz zu behaupten, daß dasjenige, was mein lieber Urältervater, Sancho Pansa, mit seinem Esel geredet hat, weit vernünftiger gewesen ist, als dieses neuen Seelsorgers heilige Rede an seine Gemeine war. Wir eilten aus der Kirche aufs Schloß. Sogleich stellte sich unser Seelenhirt auch ein, und das erste Kompliment, das ihm der gnädige Herr zum Glückwunsche bey dem Eintritte in die Stube machte, war, daß er sagte: »Komm Er, komm Er, Herr Magister, »trink Er das Glas Branntwein, es ist Ihm sauer ge»worden; aber Er hat auch, der Teufel hole mich! ge»prediget wie ein Superintendent. Nur das verfluchte »Schmälen gewöhne Er sich ab, das leide ich mein Seele »nicht; und wenn Er einmal auf mich schmält, so soll »mich der Donner erschlagen, wenn ich Ihn nicht über »die Kanzel herunter werfen lasse, daß Er die Beine in »die Höhe kehrt. Da! trink Er!« und darauf trank der theure Kirchenvater lächelnd auf einen Zug ein großes Glas aus. Wir setzten uns zu Tische; ich war dem ungeachtet ganz kleinmüthig, und sah die armen Bauern als eine verrathene Heerde an. Ich aß wenig. »Weis »Er denn, Herr Magister, wofür Ihn Herr Pansa an»gesehen hat? Für meinen Reitknecht!« »Das wun»dert mich nicht,« rief der schon halb trunkene Pfarrer aus. »Die Diener des Herrn sind den rohen Weltkin»dern immer ein Anstoß, und Herr Pansa hat noch »ketzerisches Blut in seinen Adern. Wäre er, wie seine »Aeltern, verbrannt worden; so hätte unsere Religion »auch einen Verächter weniger.« Ich entfärbte mich über diesen Unsinn, und war eben im Begriffe, ihm nach seiner Narrheit zu antworten, als unser Wirth merkte,

daß

daß sich dieser Auftritt mit Verdruß endigen würde. Er unterbrach mich mit einem Deckelglase, und brachte es seinem Pfarrer auf die Gesundheit aller hübschen Mädchen zu, welcher auch redlich Bescheid that; und auf diese Weise ward bis gegen den Abend fortgefahren. Ihro Wohlehrwürden hatten das Vergnügen, zu sehen, daß Ihro Gnaden nebst dem Gerichtsverwalter trunken unter den Tisch sanken, ohne daß er selbst auf eine merkliche Art unvernünftiger geworden wäre, als er schon vor Tische war. Ich schlich mich fort, weil ich merkte, daß er einen Religionsstreit mit mir anfangen wollte. Am folgenden Morgen fragte mich der Gerichtsherr, was ich nun eigentlich von seinem Pfarrer hielte? „Ich halte „ihn,“ sagte ich, „für einen Mann ohne Verstand, „ohne . . . .“ „Ach,“ sagte er, „was Verstand! „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand! „Er ist mein Informator gewesen, ich habe ihm die „Pfarre schon lange versprochen, und um deswillen hat „er meine Kinder für ein Spottgeld unterrichtet. Was „ich verspreche, das halte ich als ein Kavalier. Der „Kerl wird schon werden. Saufen kann er, wie ein „Teufel!“ Hier verstummte ich auf einmal. Ich sah, daß der Herr das Wohl und die Unterweisung seiner Kinder nicht für so wichtig gehalten, als die Ersparung einiger Thaler Geld; ich schloß, daß er es mit seinen Bauern nicht so boshaft, als ich anfangs geglaubt, meynen müßte, weil er ihnen einen Mann zum Lehrer gab, dem er seine eignen Kinder anvertraut hatte; daß er noch immer glaubte, Gott habe dieses Amt seinem Pfarrer gegeben; und daß er gewiß hoffte, er werde den Verstand, der ihm fehlte, schon zu rechter Zeit aus der Hand des Herrn empfangen.

Ich habe mich bey der Erzählung dieses Abentheuers länger aufgehalten, als ich Willens gewesen, und als es vielleicht einigen meiner Leser lieb seyn wird, welche von der Ehrwürdigkeit des geistlichen Standes eben so orthodoxe Begriffe haben, als der neue Pfarrer. Aber es schien mir um desto nöthiger, hiervon etwas umständlicher zu reden, je leichter es nunmehr zu begreifen seyn wird, wie es komme, daß man bey der Besetzung andrer Aemter, welche nicht die Seele, sondern nur den Leib, oder den Beutel der Unterthanen betreffen, so sorglos seyn, und nach allem eher, als nach dem Verstande und der Geschicklichkeit der Kandidaten, fragen kann. Alle Stände sind voll von Beweisen meines Satzes. Ich habe nicht den Vorsatz, mein itztlebendes Vaterland zu schreiben; sonst würde ich mit leichter Mühe noch hundert Exempel anführen können.

Es ist noch übrig, daß ich von der zwoten Gattung der Menschen ein Paar Worte sage, denen unser Sprüchwort bey allen möglichen Fällen zum kräftigsten Trost gereichet. Es sind dieses diejenigen, welche Aemter suchen. Sie sind so vorsichtig, daß sie keine mühsame Untersuchung anstellen, ob sie auch den nöthigen Verstand haben, der zu den Aemtern erfodert wird. Eine solche Untersuchung verriethe ein Mißtrauen, welches ihrer männlichen und gesetzten Religion zuwider, dem geliebten Vaterlande aber sehr schädlich wäre. Denn dem Vaterlande liegt sehr viel daran, daß diese Herren Aemter kriegen; und wenn sie sich nicht eher darum bewerben sollten, als bis sie von ihrem Verstande und ihrer Fähigkeit innerlich überzeugt wären, so würde, ungeachtet unsers sehr bevölkerten Landes, eine große Menge Aemter unbesetzt bleiben müssen. Und was wäre dem Vaterlande wohl nachtheiliger, als dieses? Sie ängsti-

gen sich daher gar nicht mit dergleichen kindischen und unpatriotischen Fragen: Wo werden wir den Verstand hernehmen? Der dem Vieh sein Futter giebt, der wird auch für ihren Verstand sorgen; und sie genießen bey dieser nahrhaften Gemüthsruhe eben diejenige wahre Glückseligkeit, die ein Mastschwein hat, welches um Weihnachten feist ist, ohne daß es den Sommer über für seine Mastung gesorgt hat. Wenn ich drey Kandidaten beysammen stehen sehe; so kann ich, ohne die Liebe des Nächsten zu beleidigen, gewiß glauben, daß zween davon keinen Verstand haben, und bey dem dritten ist es noch vielmals ungewiß. Unsre Aeltern sind gemeiniglich gegen die Vorsorge des Himmels so erkenntlich, daß sie bey der Erziehung ihrer Kinder nicht den geringsten Vorwitz bezeigen, wenn es auf die Frage ankömmt, ob ihre Kinder auch Gelegenheit haben, ihren Verstand so zu bilden, daß er dereinst zur Uebernehmung eines Amts und zu dessen würdiger Bekleidung fähig ist. Es wäre dieses unverantwortlich. Ihre Väter dachten eben so, und dennoch haben die Kinder dieser Väter Aemter bekommen, ohne daß jemand die unbescheidne Frage aufzuwerfen das Herz gehabt, ob sie auch Verstand genug besäßen. Solche Kleinigkeiten geben sich von sich selbst. Sie haben nunmehr Verstand genug, und sie haben zu viel Verstand, als daß sie in diesem Falle wegen ihrer eignen Kinder bekümmert seyn sollten. Ja sie machen sich ein Gewissen daraus, und sie sind deswegen zu loben. Es ist unverantwortlich, die Natur in ihrem Laufe zu stören, oder in ihrem Werke zu meistern. Sie haben wohlgestaltete Kinder gezeugt, und die wenigsten male war es ihre Absicht, sie zu zeugen. Die Natur hat sie ohne ihre Vorsorge so wohlgestaltet hervorgebracht. Und da der Körper das Vornehmste an dem Menschen, wenig-

nigstens heut zu Tage, ist; so überlassen sie auch der gütigen Natur lediglich die Bildung des Verstandes, als eines sehr zufälligen und nicht unentbehrlichen Theils des Menschen. Ich kenne den Sohn eines vornehmen Officiers. Er ist noch in seiner zarten Kindheit von achtzehn Jahren; deswegen hat der gnädige Papa noch nicht so grausam seyn, und ihn der Aufsicht der Französinn entreißen wollen, welche ihn noch alle Morgen anziehen und waschen muß. Er ist ein vortrefflicher Kenner von der Nähterey, und versteht die Schattirung der bunten Naht besser, als irgend ein Sohn eines Officiers. Der Koch ist ein Sudler gegen ihn. Er weis alle Gerichte zu beurtheilen, er kocht selbst die schmackhaftesten Speisen, und unter der ganzen Armee ist niemand, der die Pasteten so leckerhaft backen kann, als dieser junge Herr. Wäre er der Sohn eines Unterofficiers oder elenden Gemeinen; so würde man ihn, nach der Gewohnheit des bürgerlichen Pöbels, zu einer Kenntniß des Christenthums, der nöthigsten Wissenschaften und der Welt angeführt, und durch beständige Arbeit zu seinen künftigen Diensten abgehärtet haben. Aber so niederträchtig erzieht man den Sohn eines großen Officiers nicht. Aus Liebe zum Vaterlande schont man diesen theuern Körper; zu seiner Gemüthsergötzung läßt man ihn kochen, nähen und sticken. Er ist ein junger feuriger Herr, welchen man nicht zu früh anstrengen muß, wenn es ihm nicht gehen soll, wie den jungen hitzigen Ochsen, welche sich leicht verrücken, wenn man sie zu jung einspannt. Seine gnädige Mama hat mit einem mütterlichen Vergnügen zugesehen, mit was für einer edlen Unverschämtheit er nur ohnlängst dem Kammermädchen in den Busen griff, und sie ist vor Lachen bald außer sich gekommen, als ihr die alte Französinn, bey

der

der dieser zarte hoffnungsvolle Knabe beständig aus billiger Vorsorge im Bette liegen mußte, vor etlichen Wochen klagte, daß er sie des Nachts nicht mehr ruhig schlafen liesse. Der lose Schelm! sagte die zärtliche Mutter, und nunmehr glaubte sie, daß es Zeit wäre, ihn in die Welt zu lassen. Sie überlegte die Sache mit ihrem Gemahle. Man kaufte ihm eine Kompagnie, und bey der ersten Gelegenheit wird dieser allerliebste Sohn eine Anzahl bärtiger und tapferer Männer, die unter ihm stehen, wider den Feind anführen. Er hatte kaum eine Stunde lang den Ringkragen umgehabt, als er recht eigentlich spürte, wie ihm der Verstand, der zu einem solchen Kommando gehört, aus dem Magen in alle Glieder des Leibes drang. Er kann fluchen, wie der älteste Musketier, er säuft, wie ein Korporal, hat sich schon zweymal mit dem Lieutenant geschlagen, seinem Obersten sich einigemal widersetzt und alles gethan, was man von ihm hat hoffen können. Nur keine Maitresse hat er noch; doch wird er nächstens für eine sorgen, damit er seinem Herrn Vater in allem gleich werde. Ist nicht dieses alles ein Beweis, daß der Verstand mit dem Amte kömmt? Und hätte wohl jemand geglaubt, daß bey einer solchen Erziehung, derjenige mit so vieler anscheinenden Hoffnung für sein Vaterland fechten sollte, welcher, menschlichem Ansehen nach, nur geboren war, für sein Vaterland zu kochen?

Wie glücklich muß das Land seyn, in welchem ein Ueberfluß von solchen Personen vorhanden ist, bey denen man ungewiß bleibt, ob sie sich besser vor die Spitze ihrer Truppen, oder hinter den Nährahm schicken!

Indessen muß ich gestehn, daß nicht der Militärstand allein sich dieses Vorzugs rühmen kann; sondern daß wir durch die weise Sorglosigkeit unsrer Aeltern und Vorgesetzten, und durch die natürliche sich selbst gelassene Dummheit des größten Theils unsrer hoffnungsvollen Jugend, denenjenigen glücklichen Zeiten sehr nahe gekommen sind, wo man einen Kandidaten, welcher die nöthige Geschicklichkeit und den Verstand eher hat, als das Amt, bald als ein Wunderthier für Geld in Messen sehen lassen wird. Ich bin verschiednen werthen Freunden, welche in meiner Gegend wohnen, für das Vergnügen, das ich in ihrem erbaulichen Umgange täglich genieße, so vielen Dank schuldig, daß ich mir ein Gewissen daraus mache, diese Abhandlung zu schließen, ohne sie im Vorbeygehen ein wenig zu verewigen und der Nachwelt ihre Verdienste um das Vaterland, nach meinem Vermögen, kenntbar zu machen.

Cajus ist werth, daß ich ihn zuerst nenne. Seinen wahren Namen muß ich verschweigen, um seine Bescheidenheit nicht zu beleidigen. Vielleicht aber findet man ihn nächstens im Anhange der Zeitungen, nebst einer genauen Beschreibung seiner Person und Kleidung. Denn, wenn er in seinem Vorhaben glücklich ist, wie seine Anstalten nicht anders vermuthen lassen, so wird man das Vergnügen haben, ihn entweder unter dem Galgen, oder doch aus einem Steckbriefe kennen zu lernen. Es sind ihm landesherrschaftliche Kassen anvertraut. Ob er nun gleich weder schreiben noch rechnen kann; so kennt er doch das Geld sehr gut, und ist in seinem Amte so unermüdet, daß er nirgends keine Reste, außer in seiner Kasse, leiden kann. Unter andern Wohlthaten des Himmels,

wel-

welche dieser wackre Mann verdient, ist diese nicht die geringste, daß er einen Sohn erzogen hat, welcher recht zum Galgen geboren zu seyn scheint. Als ein unschuldsvoller Knabe von zwölf Jahren empfand er seinen innerlichen Beruf, und bediente sich mit vieler Geschicklichkeit einer Gelegenheit, seiner Mutter einen Theil ihres Geschmeides zu entwenden. Zweymal hat er bey zunehmenden Jahren seinem werthgeschätzten Herrn Vater die Kasse erbrochen. Im ganzen Städtchen ist keiner, der mit einer so witzigen Art die Schnupftücher aus der Tasche ziehen kann, als er thut. Diese Beschäftigungen haben ihm von Jugend auf nicht so viel Zeit gelassen, etwas zu lernen, und ich kann es ihm ohne Ruhm nachsagen, daß er itzt, da er zwanzig Jahre alt ist, seinen Namen nicht zu schreiben weis, noch das geringste von Rechnungssachen versteht. Dieses hat seinen Papa ganz natürlicher Weise auf die Gedanken gebracht, daß es sehr wohl gethan seyn würde, sich den lieben Sohn adjungiren zu lassen. Und ich sehe nicht die geringste Schwierigkeit, welche diese väterliche Absicht hindern sollte. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; und da der Herr Vater so lange Zeit sein Amt hat verwalten können, ohne ehrlich zu seyn, so hoffe ich gewiß, der Herr Adjunktus wird es mit der Zeit noch höher bringen.

Der Pachter von einem benachbarten Landgute hat einen Sohn, welcher so dumm ist, als man es nur verlangen kann. Sein Vater hat viel Einsicht, und ist daher im Stande gewesen, sich mit einer Menge gelehrter Männer bekannt zu machen, welche, so viel er hat wahrnehmen können, in ihrer Jugend wenigstens so dumm gewesen sind, als sein Sohn, und noch itzt

dem Verstande eines Pachters nicht gleich kommen. Da sich sein Sohn zu gar nichts schickt; so hat er dem gnädigen Herrn sein Anliegen erzählt, und beyde sind einmüthig darauf gefallen, der Junge soll ein Doktor werden. Und er fängt auch nunmehr an, ein Doktor zu werden. Der Vater schmeichelt sich, daß ihm Gott gewiß mit der Zeit eine Professur und sodann wenigstens so viel Verstand geben werde, als, seiner Meynung nach, zu einem Kanonikat erfordert wird. In der That sehe ich nicht, was ihn in seinem frommen Vertrauen stören sollte.

Der Organist in einem Marktflecken, der ungefähr eine halbe Meile von mir liegt, hat einen Sohn, der wohlgewachsen ist, reiche Westen trägt, über alle Sachen ein entscheidendes Urtheil fället und nichts gelernt hat. Der Vater, der den Sohn väterlich bewundert, wünscht sehr, ihn als Hofmeister bey einem Jungen von Adel zu sehen. Er glaubt, daß er alle Fähigkeiten besitze, die dazu erfordert werden, und ich glaube, daß er in kurzem eine einträgliche Hofmeisterstelle bekommen wird. Es ist wahr, daß er von allem dem nichts versteht, was ein junger Kavalier lernen soll. Er ist auch niemals so wenig, als itzt, im Stande gewesen, sich selbst zu regieren. Er ist, wie ihm einige mürrische Leute nachsagen, in seinen Ausschweifungen niederträchtig, in seiner Wirthschaft unordentlich, in seinen Urtheilen pöbelhaft. Was schadet das? Wie viel junge Herren würden allein auf Reisen gehen müssen, wenn diese Eigenschaften hinderten, ein Hofmeister zu seyn! Genug, er spielt gut l'Hombre; er kann die Kunst, mit vieler Unterthänigkeit einen gnädigen Rock zu küssen; er ist unverschämt; und hat er gleich keinen Verstand, so wird sich das schon geben.

Weil

Weil vielleicht einige nicht begreifen möchten, warum ich mich bey einer so ausgemachten Sache, als das Sprüchwort ist: **Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand**, so lange aufgehalten habe; so will ich hier den Schlüßel dazu geben. Es betrifft meine eigne Leibes- und Seelenruhe und es liegt mir viel daran, daß alle Leute von der Wahrheit dieses Sprüchworts überzeugt sind. Man hat mir unter der Hand angetragen, Balletmeister an einem gewißen Hofe zu werden. Es sind viele Vortheile bey dieser Station und mancher große Gelehrte verdient in seinem Leben so viel nicht bey aller sauern Mühe mit seinem Kopfe, als ich sodann unter Tanzen und Springen in einem Jahre mit meinen Füßen verdienen könnte. Ich bin um deswillen nicht ganz abgeneigt, die Stelle anzunehmen. Es ist wahr, es scheint nicht, als wenn mich die Natur zu einem Tanzmeister erkohren hätte. Mein linker Fuß ist ungeheuer dick; auf dem rechten hinke ich ein wenig; die rechte Schulter ist etwas höher, als die linke; auf dem einen Auge habe ich einen Stern, auf dem andern schiele ich; die Arme sind durch die englische Krankheit sehr verwachsen, und weil ich einen Ansatz zur Waßersucht habe, so zweifle ich fast, daß ich solche hohe Kapriolen werde machen können, als mein seliger Ureltervater machte, da er geprellt ward. Inzwischen verzweifle ich nicht ganz. Wenn es ausgemacht ist, daß Gott demjenigen Verstand giebt, dem er ein Amt giebt; so ist es eben so leicht zu hoffen, daß er einem Krüpel gesunde Gliedmaßen geben wird, den er zum Tanzmeister machen will. Es gehört, dünkt mich, noch weniger dazu, als wenn aus einem gebornen Narren ein verständiger Mann werden soll. Und

 wenn

wenn ich auch wider Vermuthen ein Krüppel bliebe; so würde doch das gemeine Wesen von einem gebrechlichen Tanzmeister bey weitem nicht so viel zu besorgen haben, als es von einem Manne befürchten muß, der zu einem öffentlichen Amte ungeschickt und bey dessen Verwaltung ohne Verstand ist. Mit einem Worte, ich halte den Antrag für einen rechtmäßigen Beruf. Ich werde ihn also wohl annehmen; und der geneigte Leser wird künftige Meße das Vergnügen haben, eine systematische Abhandlung von den Regeln der Tanzkunst von mir zu erhalten. Verstehe ich gleich nicht das geringste davon; so habe ich doch das Recht, mir eine gütige Aufnahme meines Werks mit eben der Zuversicht zu versprechen, mit welcher sich so viele Schriftsteller schmeicheln, die sich zum Bücherschreiben so wenig schicken, als ich mich zum Tanzen. Was mich noch abhält, meine endliche Erklärung von mir zu geben, ist die Furcht vor dem Hofe. Es geschieht zuweilen, daß die vornehmsten Damen einen wunderlichen Appetit haben, und mein scarronischer Körper stellt mich vor ihren verführerischen Liebkosungen nicht in völlige Sicherheit. Ich weis mehr Exempel, daß ein plumper Stallknecht die Stelle eines liebenswürdigen Gemahls vertreten müssen. Ich wäre des Todes, wenn ich mich in solche gefährliche Umstände verwickelt sehen sollte. Denn keusch bin ich, wie meine Väter, und diese unzeitige Keuschheit hat mich mehr als einmal um mein Glück gebracht. Ich will es überlegen. Ein Balletmeister zu seyn, wäre gleichwohl eine hübsche Sache!

Kleider machen Leute.

In diesen drey Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüßel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Theil der Menschen vergebens bemühet. Thoren sind es, welche sich und andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückselig und uns zu wahrhaftig grossen und berühmten Leuten mache. Wie unverantwortlich und grausam sind unsre Moralisten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle diese ängstlichen Bemühungen? Kleider, glückselige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Aufzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu seyn verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Gnüge zu thun, bringt ihn in dreyßig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine

Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum erstenmale wagt. Er muß sehr glücklich seyn, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lakey weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Kamine und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Seiner Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr Morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer! . . . Aber wäre es nicht möglich . . . Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, niemanden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer seines

Herrn;

Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaselt kömmt, und den Schweiß seines betrogenen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder sich selbst dienen könnte; und womit er jemanden dient, daß sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er küßt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Seine Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen und die Treppe hinunter kommen können. Es geschieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleider und geringere Verdienste?

Man thut der Welt unrecht, wenn man sagt, daß sie bey den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich und blind sey. Sie ist es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äußerliche Pracht öffnen und sie durch ein vornehmes Geräusch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein großer Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich geklei-

det sind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man stelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertausche die Kleider.

Eure Gnaden werden sich gefallen lassen, das schwarze Kleid dieses ehrlichen Mannes anzuziehen, und seine etwas bejahrte Perücke aufzusetzen. Wie dumm sehn Eure Gnaden aus! Die dreiste und unverschämte Miene ist mit einem male verschwunden. Aller Witz, dessen ein prächtiges Kleid fähig war, ist verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige Loge, in welcher er so vielmal der artige Herr, der allerliebste artige Herr, der schalkhafte Baron gewesen. Er kömmt. Er macht seine Verbeugung noch immer so gut und ungezwungen, als sonst. Man lacht darüber. Er will die Hand küssen; man stößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander und ärgern sich über die Unverschämtheit des gemeinen Menschen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bey seiner gnädigen Herrschaft nicht gut thun und etwas mehr seyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeschmackt, wie pedantisch redet er! Er wird ungeduldig und flucht ein sacre bleu! Man lacht über den Narren und läßt ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausstoßen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erscheint das erstemal darinnen und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehm und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird.

Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art und die Fächer rauschen ihm mit Beyfall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarinn, wer dieser Herr seyn müsse? es kennt ihn keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie mit, und sein Urtheil findet Beyfall. Die Sänger werden gelobt, er lobt sie mit Geschmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatssachen, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet Böses von den übrigen Logen, er schweigt und auch sein Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt, oder zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf eine boshafte Art witzig zu seyn. Die Oper ist zu Ende. Er hat die Gnade, seine Nachbarinn an die Kutsche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanständigkeit. Er darf die Hand küssen, und Seine Excellenz wünschen, indem sie fortfahren, daß der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückselige Veränderung! Der gnädige Herr! Der, welcher nur vor wenig Stunden noch beschämt am Kamin stand und allen Bedienten lächerlich war, ist itzt die Bewunderung der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Verdienste; denn man sieht seine prächtige Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden Werth unsrer Verdienste zu danken haben; so scheue ich mich nicht zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen

her-

hervorwachsen und theure Männer durch den Stich seiner Nadel aus dem Nichts hervorspringen, so, wie das erste Roß an dem Ufer muthig hervor sprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreyzack in den Sand stach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er Erlauchte Männer und Gnaden schuf. Er schnitt eben einen Domherrn zu und war sehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hiengen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer seiner Gesellen arbeitete an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Pachter zwey Quartale hatte vorschießen lassen, um seine hochadelichen Verdienste in der bevorstehenden Meße kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung und die Entwickelung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stack ein großes Pack schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zween Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, saßen an der Thüre und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stund bey dem Meister, hielt den Hut unterm Arme und blieb länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursachen befragt. Er weis die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Sie ist bil-

billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Grossen verehren. Und weil uns der Körper, so in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit scheint; so verbindet uns unsre Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe; so kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bey einer Trödelbude vorbeygehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbniße sind. Hier hört aller Unterschied auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wuchrers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reichgestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der besingungswürdige Gegenstand vieler hungrigen Musen gewesen; endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artickel schließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen und habe gewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen. Zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist.

Die.

Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehn ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht seyn und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich, wider Vermuthen, erfahren, daß man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme und, wie es bey den meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumaßen; so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Komplimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als: Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unserer Stadt zum Besten noch viele Jahre! u. s. w.

N. S. In diesem Augenblicke erfahre ich etwas, von dem ich nicht weis, ob ich es wünschen, oder nicht wünschen soll. Denenjenigen zur Warnung, welche mit den Verdiensten ihrer Kleider so, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groß thun, will ich dieses Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorschlag gethan, daß der Handlung zum Besten in die neue Klei-

verordnung ein Artickel eingerückt werden möge: „Daß
„niemand ein reiches oder seidnes Kleid anziehen solle,
„bis er es bezahlt habe, und ein jeder solle zu dem En-
„de allezeit die Quittung von dem Schneider und
„Kaufmanne bey sich tragen.“ Was soll das für ein
Lärm werden! und wie viel angesehane Kleider werden
vor unsern Augen verschwinden! Der Vorschlag ist so
vernünftig und billig, und der Handlung so zuträglich,
als einer seyn kann; aber er ist, wie mich dünkt, ein
wenig zu grausam. Sehr viele, gewiß sehr viele, wel-
che weder Geld noch Verdienste besitzen, und ihr An-
sehen bloß auf Unkosten der Kaufleute und ihrer Gläu-
biger bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daß
man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zu-
gleich mit einem male alles, was sie vorzüglich, groß,
liebenswürdig und ansehnlich gemacht hat. Was soll
aus diesen guten Leuten werden? Wie todt wird es
künftig in * * * und bey vornehmen Versammlun-
gen seyn!

Fortsetzung.

Vorbericht. *)

Herr Anton Panßa von Mancha ist über die Nachricht sehr aufgebracht worden, welche ihm der Verleger von der gleichgültigen Aufnahme und dem schlechten Vertriebe seiner Abhandlung von Sprüchwörtern gegeben hat. Er bedient sich des allgemeinen Rechts der Autoren und spricht allen seinen Lesern ohne Barmherzigkeit den guten Geschmack und auf allen Fall auch den Verstand ab. Er glaubt Recht dazu zu haben, weil er überzeugt ist, daß der Fehler nicht an ihm liege. Und dennoch ist er so großmüthig, daß er seinen Lesern Zeit zur Beßerung lassen und es noch einmal versuchen will, ob er sie ganz verloren geben, oder vielleicht noch hoffen soll. Er hat den Verleger gebeten, die Abhandlung von dem Sprüchworte: **Ehrlich währt am längsten**, einzurücken. Er verspricht sich hievon einen beßern Erfolg, weil dieses praktischer ausgeführt sey, als die ersten beiden Sprüchwörter. Fände, wider alles Vermuthen, auch dieser Versuch keinen Beyfall, so will er entweder seine Hand von dem verstockten Publico ganz abziehen und nicht eine Zeile mehr in seinem ganzen Leben schreiben; oder er will zwey Sprüchwörter ausführen, davon das eine wider den

*) Ward in der Monatschrift, in welche man dieses Sprüchwort im Jahre 1750 zum Versuche eingerückt, demselben vorgedruckt.

den Staat und das andere wider die Religion gerichtet seyn soll, um seinen Verächtern und unwitzigen Lesern zu zeigen, daß er, auch ohne ihren Beyfall, Geschicklichkeit genug habe, sich durch diejenigen Wege berühmt und unsterblich zu machen, welche nach dem itzigen allgemeinen Geschmacke und die sichersten sind, bey einem kleinen Verstande und noch geringerm Witze vor andern bemerkt zu werden.

Ehrlich währt am längsten. *)

Ich speiste in der letzten Ostermesse in einem Gasthause und kam an einen Tisch zu sitzen, wo ich mir die Gesellschaft nicht sonderbarer hätte wählen können. Sie bestund aus einem Kaufmanne, welcher zween sehr vortheilhafte Bankerote gemacht hat und itzt in weit bessern Umständen steht, als seine betrognen Gläubiger. Der zweyte war ein Regimentsquartiermeister, der vor einiger Zeit die sämmtlichen Regimentsgelder verspielt hatte, und ohne den vollgültigen Vorspruch seiner jungen und schöngebildeten Schwester gewiß würde haben hängen müssen. Der dritte war der Spieler, der ihm diese Gelder abgewonnen hatte und nunmehr in der Messe aus bewegenden Ursachen seine Bekanntschaft von neuem suchte. Der vier-

*) Dieses Sprüchwort ist ebenfalls im Jahre 1748 gefertigt, und im Jahre 1750 der obenbenannten Monatsschrift eingeschaltet worden.

vierte war ein Mann ohne Charakter, welcher aus einem benachbarten Lande hatte flüchtig werden müssen, weil er die ihm anvertrauten Mündel um das ihrige gebracht und in die elendeste Armuth gestürzt hatte. Der fünfte war ein Beamter, welcher mit dem Ministerio sehr unzufrieden war, daß es ihn abgesetzt und seine Kaution eingezogen hatte, und zwar um einiger Kleinigkeiten willen, da er mehr nicht versehen, als daß er die Depositengelder zu seiner eigenen Nothdurft verwendet. Der sechste endlich war ein Doktor Juris und ehedem berühmter Rechtskonsulent, welcher einige Jahre im Zuchthause zugebracht hatte und dem nunmehr die Praxis auf Lebenszeit untersagt war. Ich habe die Ursache davon niemals errathen können; sie muß aber sehr wichtig gewesen seyn: denn wegen alltäglicher und gemeiner Betrügereyen sind die Advokaten nicht gewohnt, ins Zuchthaus zu kommen. Ich habe angemerkt, daß dieser Doktor sich beständig zu obiger Gesellschaft hielt, und es schien, daß sie ihn auf den Fall ernährten, dafern einer oder der andre von ihnen eine Defension pro avertenda tortura brauchte, wovor sie nicht eine Stunde sicher waren. In dieser vortreflichen Gesellschaft brachte ich einige Stunden nicht ohne Erbauung zu. Aus ihren Gesprächen konnte man gleich abnehmen, daß es Männer wären, welche die große Welt kannten, und alles, was sie redeten, sprachen sie mit einer so dreisten Freymüthigkeit, daß ein Fremder nimmermehr darauf gefallen seyn würde, daß dieses Leute wären, welche nur so lange noch frey herum giengen, als es der Himmel und die Obrigkeit erlaube.

Mitten unter den Gesprächen von verschiedenen Materien ihres Handwerks, ergriff der bankerote Kaufmann

mann ein Glas und brachte die Gesundheit aus: **Ehrlich währt am längsten!** Ich erschrack, weil ich glaubte, es sey eine Satyre auf die ganze Gesellschaft. Noch größer aber war mein Erstaunen, als ich sah, daß die ganze Gesellschaft die Messer fallen ließ, nach den Gläsern fuhr und mit einmüthiger Stimme rief: **Ehrlich währt am längsten!** Sie hatten unter dem Trinken bemerkt, daß ich bey dieser Gesundheit stutzte und mein Glas etwas langsamer austrunk, als sie. Sie spotteten darüber und fragten mich nach der Ursache meiner Unentschlüßigkeit, die ich dabey gezeigt hatte. Ich war nicht Willens, ihnen die Wahrheit zu sagen, weil ich weis, daß niemand gefährlicher ist, als ein Schelm, der ehrlich seyn will. Ich wandte daher vor, daß ich bey mir selbst nachgedacht hätte, wo dieses Sprüchwort herkäme und wie weit es gegründet wäre. Wissen Sie das nicht? rief der bankerote Kaufmann; das will ich Ihnen sagen. Alle Sachen, die man nicht sehr braucht, währen am längsten; denn sie werden am wenigsten abgenutzt. Dieser Ladenwitz brachte unsern ganzen Tisch in Bewegung; und die ehrliche Gesellschaft konnte sich kaum vor Lachen fassen. Sie haben, hol mich der Teufel! Recht, schwur der Regimentsquartiermeister, und lachte von frischem so stark, daß man kaum die Musikanten hören konnte. Der Spieler, welcher noch etwas feiner war, schien damit nicht zufrieden zu seyn, sondern verlangte eine genauere Bestimmung des Worts **Ehrlich**, nicht darum, wie er sagte, als ob er nicht wüßte, was ehrlich wäre, sondern weil er sich in keinen Streit einlassen wollte, bevor ein jeder in der Gesellschaft seine eigentliche Meynung davon gesagt hätte, damit nicht die ganze Sache zuletzt auf einen

vierte war ein Mann ohne Charakter, welcher aus einem benachbarten Lande hatte flüchtig werden müssen, weil er die ihm anvertrauten Mündel um das ihrige gebracht und in die elendeste Armuth gestürzt hatte. Der fünfte war ein Beamter, welcher mit dem Ministerio sehr unzufrieden war, daß es ihn abgesetzt und seine Kaution eingezogen hatte, und zwar um einiger Kleinigkeiten willen, da er mehr nicht versehen, als daß er die Depositengelder zu seiner eigenen Nothdurft verwendet. Der sechste endlich war ein Doktor Juris und ehedem berühmter Rechtskonsulent, welcher einige Jahre im Zuchthause zugebracht hatte und dem nunmehr die Praxis auf Lebenszeit untersagt war. Ich habe die Ursache davon niemals errathen können; sie muß aber sehr wichtig gewesen seyn: denn wegen alltäglicher und gemeiner Betrügereyen sind die Advokaten nicht gewohnt, ins Zuchthaus zu kommen. Ich habe angemerkt, daß dieser Doktor sich beständig zu obiger Gesellschaft hielt, und es schien, daß sie ihn auf den Fall ernährten, dafern einer oder der andre von ihnen eine Defension pro avertenda tortura brauchte, wovor sie nicht eine Stunde sicher waren. In dieser vortreflichen Gesellschaft brachte ich einige Stunden nicht ohne Erbauung zu. Aus ihren Gesprächen konnte man gleich abnehmen, daß es Männer wären, welche die große Welt kannten, und alles, was sie redeten, sprachen sie mit einer so dreisten Freymüthigkeit, daß ein Fremder nimmermehr darauf gefallen seyn würde, daß dieses Leute wären, welche nur so lange noch frey herum giengen, als es der Himmel und die Obrigkeit erlaube.

Mitten unter den Gesprächen von verschiedenen Materien ihres Handwerks, ergriff der bankerote Kauf-

mann

mann ein Glas und brachte die Gesundheit aus: **Ehrlich währt am längsten!** Ich erschrack, weil ich glaubte, es sey eine Satyre auf die ganze Gesellschaft. Noch größer aber war mein Erstaunen, als ich sah, daß die ganze Gesellschaft die Messer fallen ließ, nach den Gläsern fuhr und mit einmüthiger Stimme rief: **Ehrlich währt am längsten!** Sie hatten unter dem Trinken bemerkt, daß ich bey dieser Gesundheit stutzte und mein Glas etwas langsamer austrunk, als sie. Sie spotteten darüber und fragten mich nach der Ursache meiner Unentschlüßigkeit, die ich dabey gezeigt hatte. Ich war nicht Willens, ihnen die Wahrheit zu sagen, weil ich weis, daß niemand gefährlicher ist, als ein Schelm, der ehrlich seyn will. Ich wandte daher vor, daß ich bey mir selbst nachgedacht hätte, wo dieses Sprüchwort herkäme und wie weit es gegründet wäre. Wissen Sie das nicht? rief der bankerote Kaufmann; das will ich Ihnen sagen. Alle Sachen, die man nicht sehr braucht, währen am längsten; denn sie werden am wenigsten abgenutzt. Dieser Ladenwitz brachte unsern ganzen Tisch in Bewegung; und die ehrliche Gesellschaft konnte sich kaum vor Lachen fassen. Sie haben, hol mich der Teufel! Recht, schwur der Regimentsquartiermeister, und lachte von frischem so stark, daß man kaum die Musikanten hören konnte. Der Spieler, welcher noch etwas feiner war, schien damit nicht zufrieden zu seyn, sondern verlangte eine genauere Bestimmung des Worts **Ehrlich**, nicht darum, wie er sagte, als ob er nicht wüßte, was ehrlich wäre, sondern weil er sich in keinen Streit einlassen wollte, bevor ein jeder in der Gesellschaft seine eigentliche Meynung davon gesagt hätte, damit nicht die ganze Sache zuletzt auf einen

Wortstreit hinaus laufen möchte. Verba valent, sicut numi, antwortete der geflüchtete Vormund. Ich weis nicht, was hier zu Lande Mode ist. Bey uns währt ehrlich am längsten, weil es eine Gesundheit ist, und Gesundheiten trinkt man, weil man dabey Gelegenheit hat, einmal zu trinken, nicht aber, daß man pedantische Untersuchungen darüber anstellen wolle. So gar pedantisch nicht, als Sie meynen, versetzte der Doktor. Das Wort **Ehrlich** wird in zweyerley Verstande gebraucht: terminative und applicative. Was **Ehrlich** terminative heißt, das weis auch der Pöbel, und weil er mehr davon nicht weis, so ist er eben der Pöbel. Applicative ehrlich sind diejenigen, welche eine Sache cum grano salis ansehen. Und da alles, was in der Welt ist, dem Menschen zum Besten erschaffen ist; so ist auch die Ehrlichkeit dem Menschen zum Besten gegeben. Sie ist ein Mittel, zu unserm Zwecke zu gelangen. So bald wir finden, daß sie unserm Zwecke zuwider ist, so wäre es eine Thorheit, sich ungeschickter Mittel zu bedienen; und diese Thorheit begeht niemand als der Pöbel, der nicht versteht, quid iuris. Und das von Rechtswegen, rief der abgesetzte Beamte, und suchte durch eine ernsthafte Amtsmiene seinem gesprochenen Urtheile das Gewicht zu geben. Ich war der einzige, der seine Meynung noch nicht gesagt hatte. Man verlangte sie von mir, und ich antwortete, daß diese Gesundheit nichts mehr sagen wollte, als die, wenn man trinkt: Es gehe dem Könige und dem Lande wohl! Ich wäre in Gesellschaft gewesen, wo diese Gesundheit von Leuten getrunken worden wäre, welche den König und das Land betrogen hätten. Das läßt sich hören, meynten sie, und der Amtmann gähnte. Eine dicke Tyrolerinn, welche meiner

kritischen Gesellschaft in die Hände fiel, unterbrach unsre Wortforschung, und wir giengen aus einander.

So bald ich in mein Quartier kam, suchte ich meinen verhungerten Patrioten auf, der mit mir in einem Hause wohnt. Ich kletterte nicht ohne Lebensgefahr fünf Treppen hinauf, wo er in einer Kammer unter dem Dache wohnt. Ich traf ihn eben bey der Abendmahlzeit an, da er einen Hering voll Verdruß über die verderbte Welt, doch mit ziemlichen Appetit verzehrte. Ich erzählte ihm die Ursachen meines so späten Besuchs, über den er sich zu wundern schien. Ich machte ihm eine Beschreibung von meiner Gesellschaft und von den neuen Wahrheiten, die ein jeder von ihnen bey dem Sprüchworte ausfindig gemacht hatte.

„Da sehn Sie es, sagte er; nun werden Sie „mir bald Recht geben. Sie sind nur zufälliger Weise „in eine Gesellschaft von sechs Personen gekommen, „wo nicht ein ehrlicher Mann dabey gewesen, und wo „der ehrlichste verdient, in der Büttteley und nicht auf „diesem Saale zu essen. Habe ich nun wohl unrecht, „daß ich alle Gesellschaften so sorgfältig meide? Wer „noch ein redliches Herz und einen Tropfen patrioti„sches Blut in Adern hat, der kann dergleichen Fre„vel ohne innerlichen Jammer nicht ansehen. Diese „ganze Gesellschaft nährt sich von den erpreßten Rau„bereyen unglückseliger Mitbürger, welche kaum Was„ser und Brod zu der Zeit haben, da ihre Henker beym „Weine und bey den niedlichsten Speisen über die „Ehrlichkeit der unterdrückten Unschuld spotten. An „den Pranger sollte man diese Nichtswürdigen stellen; „aber nein! man verehrt sie noch, man schmeichelt ih„nen, und jeder sucht seinen Antheil von ihrer gemach„ten Beute zu erhaschen. Man giebt ihnen Gelegen-

»heit, ihre Bosheit noch höher zu treiben, man erhebt
»sie zu Ehrenämtern, man besoldet sie wohl für ihre
»Spitzbübereyen und läßt dagegen andre in Kummer
»und Elend schmachten; redliche Männer, welche ihr
»Leben fürs Vaterland aufopfern, ihren letzten
»Blutstropfen für den König und die Unterthanen
»mit Freuden hingeben würden; aufrichtige Patrioten
»läßt man verhungern. Ich rede nicht von mir, noch
»von dem Unrechte, das man mir bey meinen redlich-
»sten Absichten angethan hat. Ich übersehe es mit
»Großmuth, und habe gelernt, mit meinen Umstän-
»den zufrieden zu seyn. Wie gesagt, ich rede nicht von
»mir, noch von meinen übelbelohnten Verdiensten.
»Niemals aber kann ich gleichgültig bleiben, wenn ich
»höre, daß die Unschuld darbt und die Verruchten sich
»blähen. Durchgehen Sie unsre Stadt itzt, da in der
»Messe Leute von allen Orten zusammen kommen. Su-
»chen Sie mir den redlichen Patrioten, den Mann,
»dessen größter Ruhm in der Ehrlichkeit besteht, den
»Mann ohne Falschheit. Suchen Sie ihn; aber
»übereilen Sie sich nicht. Der geringste Krämer,
»welcher sein ganzes Vermögen auf dem Rücken her-
»um trägt, ist abgerichtet, den andern durch Freund-
»lichkeit, durch Zureden, durch ungestümes Bitten
»zu betrügen: und daß dieser nur in Kleinigkeiten be-
»trügt, davon hält ihn nicht sein Gewissen, nein, sein
»Unvermögen, seine Armuth hält ihn ab. Er geht
»niemals vor dem Laden eines großen Kaufmanns vor-
»bey, ohne eifersüchtig zu seyn, daß dieser oder seine
»Aeltern ein größeres Vermögen zusammen betrogen
»haben, als er jemals hoffen kann. Inzwischen thut
»er doch in seinem Herzen die Gelübde, sich und seinen
»Kindern zum Besten, so lange zu betrügen, bis er

auch

»auch ein angesehener Kaufmann werden kann. Klei-
»ne Schelme entschuldige ich noch immer eher, als
»Schelme von Stande; diese schaden mehr und wer-
»den seltner bestraft. Noch diesen Vormittag habe ich
»einen elenden Kerl in das Gefängniß bringen sehen,
»welcher aus Hunger, und wie ich nachdem erfuhr, aus
»äußerster Bedürfniß, worinnen er sich mit seiner
»Frau und einigen unerzogenen Kindern befindet, sich
»hatte gelüsten lassen, einem königlichen Beamten die
»Börse aus der Tasche zu ziehen. Dieser merkte den
»Diebstahl, ergriff ihn bey den Haaren und hielt ihn
»so fest, bis die Stadtwache dazu kam. Der Kerl
»verdient seine Strafe, es ist wahr; ich kenne aber
»auch den Beamten, welcher der größte Bösewicht im
»Lande ist, und unter dem scheinbaren Vorwande, das
»Landesherrschaftliche Interesse zu beobachten, Steuern
»und Gaben der Verfassung gemäß einzutreiben und
»die Justiz zu befördern, eine ganze Pflege seufzender
»Unterthanen mit seiner legalen und schreibenden Han-
»de plündert. Das Geld, welches der Unglückselige
»ihm entwenden wollte, war ein Theil der erpreßten
»Beute; und wenn alle diejenigen, welche zu diesem
»Raube das Ihrige beytragen müssen, die Freyheit ge-
»habt hätten, diesen ungerechten Haushalter auch so,
»wie er seinem Diebe that, in gefängliche Haft zu brin-
»gen, so würden hundert Hände nicht zugereicht haben.
»Mit einem Worte: Kleine Diebe überliefert man der
»strafenden Gerechtigkeit, vor Hauptdieben zieht man
»den Hut mit Ehrfurcht ab. Das ist noch nichts; die
»Zeiten werden noch viel schlimmer werden. Unsre
»Jugend ist schon itzt so boshaft, als ihre Väter; wie
»weit wird sie es nicht künftig bringen? In den er-
»sten Jahren gewöhnt man die Kinder zur Verstellung,

„bey zunehmenden Alter wird eine Falschheit daraus, „welche in den männlichen Jahren in eine berufsmäßi- „ge Betrügerey ausbricht. Aber sie sehen es nicht bes- „ser in dem Hause Ihrer Aeltern, wo der Vater alle „diejenigen, mit denen er zu thun hat, die Mutter den „Vater betrügt, und wo es bey einer so verderbten „Zucht die Kinder so weit bringen, daß sie im Stande „sind, Vater und Mutter zu betrügen! Herr Panßa, „ach lieber Herr Panßa, was für eine Nachwelt; was „für Zeiten werden daraus werden! O wie glücklich „ist derjenige, welcher sie nicht erlebt! Und wie glück- „lich sind wir beide, die wir nach dem ordentlichen „Laufe der Natur den größten Theil unsrer Jahre in „dieser falschen betrügerischen Welt schon durchgelebt „haben! Wie blind ist die Welt! Wie wenig versteht „sie ihr wahres Glück! Wir suchen tausend Abwege, „dasjenige Glück zu erlangen, welches unsre Zufrieden- „heit befördern soll. Wir arbeiten uns durch eine nicht „zu übersehende Menge von Widerwärtigkeiten durch; „wir ertragen Frost und Hitze; wir stellen uns der „größten Beschimpfung, den empfindlichsten Vorwür- „fen unsers eignen Gewissens bloß, und warum dieses „alles? Damit nach unserm Tode, oder wohl gar noch „bey unserm Leben, die Welt sagen möge: Das war „ein Schelm! Mit welcher Gemüthsruhe, mit was „für Zufriedenheit würden unsre Tage vorbey fließen, „wenn wir um nichts besorgt wären, als den Namen „eines ehrlichen Mannes, eines rechtschaffenen Patrio- „ten zu erlangen! Dazu gehört die Unruhe, die Mühe, „die Gefahr bey weitem nicht, welche erfodert wird, ein „Betrüger zu heißen. Wir dürfen nur reden, wie wirs „meynen, thun, was wir versprechen, und andern die- „jenige Billigkeit wiederfahren lassen, die ein jeder von

„dem

„dem andern erwartet. Wir sind überzeugt, daß wir „uns nicht glücklich machen können, ohne die Beyhülfe „unsers Mitbürgers. Wir sind niederträchtig genug, „solche mit den größten Schmeicheleyen zu verlangen. „Wir versprechen dagegen ihm alle Dienstfertigkeit, alle „Freundschaft von unsrer Seite, und haben doch die „Absicht, ihn zu betrügen. Unser Mitbürger denkt „auch so. Er schmeichelt uns, er verspricht uns, er „schwört uns Freundschaft und Redlichkeit zu. Wir „betrügen beide einander. Keiner traut dem andern. „Wir scheuen uns einer vor dem andern. Keiner er„langt sein Glück, welches von einer beiderseitigen „Hülfe abhängt. Und wenn auch der eine von uns „zu seinem großen Endzwecke, zu seinem gesuchten Glü„cke gekommen zu seyn scheint; so ist es gewiß nur „derjenige, welcher den andern an Bosheit und Schel„mereyen übertroffen hat. Aber dieses Glück ist mit „einer beständigen Angst und Sorge verknüpft. Alle „Augenblicke muß er gewärtig seyn, daß ihn ein andrer „darum bringt, welcher in der Kunst zu betrügen ihn „übertrifft. Und dieses geschieht allemal. Wie ruhig „muß ein Mann seyn, welcher das Vermögen hat, an„dern redlich zu dienen, und ihnen mit Freuden dient! „Es bittet ihn ein andrer redlicher Mann um seine „Hülfe. Er hilft ihm durch einen aufrichtigen Rath, „durch einen zu rechter Zeit eingelegten Vorspruch bey „den Obern, er hilft ihm mit seinem Vermögen, und „macht dadurch ihn und seine ganze Familie glücklich. „So viele er glücklich gemacht hat, so viele aufrichtige „Freunde hat er sich erworben. Alle eifern um die „Wette, erkenntlich zu seyn und sein Glück wieder zu „befördern. In allen Gesellschaften rühmen sie diesen „ehrlichen Mann; wider alle seine Feinde vertheidigen

„sie ihn. Sie warnen ihn, so bald sie merken, daß
„etwas zu seinem Schaden geschmiedet wird. Sie wa-
„gen ihr ganzes Vermögen daran, ihn von dem Un-
„glücke zu retten, das ihm bevorsteht. Sie freuen sich,
„wenn er ihm entgangen ist. Und wenn auch, wie es
„immer geht, die Bosheit ihn auf einige Zeit nieder-
„drückt; so beweinen sie sein Unglück mit redlichen
„Thränen, und erwarten den Augenblick mit ängstli-
„cher Ungeduld, welcher niemals außen bleibt, die Un-
„schuld zu retten und die Redlichkeit zu krönen. Sind
„die Vortheile so wichtig, wenn Privatpersonen es
„ehrlich mit einander meinen; wie viel größer muß
„die Zufriedenheit bey denenjenigen seyn, welche das
„Glück auf einen Posten gestellt hat, wo sie viel tau-
„send Menschen bloß durch ihre Redlichkeit glücklich
„machen können? Ein jeder, der ihm begegnet, und
„den er auch nicht kennt, ist sein Freund und Beschü-
„tzer, weil er durch seine Vermittelung einen Theil des
„Glücks erlangt hat, welches er einem ganzen Lande
„zuströmen lassen. Tausend Familien liegen täglich
„auf den Knien und beten für das Wohl eines solchen
„Mannes. Tausend sind untröstbar, wenn ihn Neid
„und Verleumdung von dem Posten verdrängen, den
„er so rühmlich bekleidet hat. Doch wie ruhig muß
„ein solcher redlicher Patriot den letzten Augenblick
„seines Lebens erwarten, wenn er sich so vieler großmü-
„thigen Thaten bewußt ist; wenn er weis, daß ein
„ganzes Land bey seinem Grabe Thränen weint, Thrä-
„nen, welche von Dankbegierde und von Liebe herrüh-
„ren! Kostbare Thränen! wenn er glauben kann,
„daß nicht einer unter dem Volke ist, welcher nicht
„willig seyn sollte, mit seinem Leben das Leben des red-
„lichen Mannes, dieses Vaters des Vaterlandes, zu
er-

»verkaufen; wenn er gewiß hoffen kann, daß noch die »Enkel seiner Mitbürger durch ihn glücklich werden »müssen! Wie unendlich kostbar ist eine Minute von »dem Leben dieses wackern Mannes, gegen eine lange »Reihe nagender Jahre, in denen sich ein vornehmer »Bösewicht ängstigen muß, welcher Seufzer der Un»terthanen erpreßt, das Armuth der Stadt verschwen»det und sein ungewisses Glück auf das Unglück ganzer »Familien baut! Unter den tiefsten Verehrungen flucht »ihm der Mund der gedrückten Unschuld und fleht den »Himmel um Rache wider diesen Betrüger an. Selbst »diejenigen, welche bey seinem Ueberfluße ⸗ ⸗ ⸗ und »trunkenen Ehrfurcht ⸗ ⸗ ⸗ das prächtigste Leichenge»rüste ⸗ ⸗ ⸗ und allenfalls eine gekünstelte ⸗ ⸗ ⸗ sie »sehen jenes als ein Schavot an ⸗ ⸗ ⸗ der verfluchte »Ueberrest des Bösewichts ⸗ ⸗ ⸗ wenn ich bedenke, daß »zweyerley Umstände ⸗ ⸗ ⸗»

Ich weis nicht mehr, was mein Patriot in seinem Eifer gesagt hat. Ich schlief ganz natürlicher Weise über seiner Predigt ein. Selbst die letzten Vaterlandsgedanken hörte ich nur halb im Schlafe. Ich habe sie so gebrochen hergesetzt, wie ich sie hörte, und ich schlief so lange fort, bis mich der Wachsstock an die Finger brannte. Ich erwachte darüber und hörte, daß er immer fortredete. Er hatte vor großem Eifer nicht gemerkt, daß ich eingeschlafen war. Ich war nicht im Stande, mich zu ermuntern. Ich stund auf und sagte: Ja, ja auf diese zweyerley Umstände kommt es freylich an, und wünschte ihm eine gute Nacht. Sie sind schläfrig, wie ich merke, antwortete er; morgen wollen wir weiter davon reden, und ich will ihnen das Buch hinunter bringen, wovon ich itzt gedacht habe. Schlafen Sie wohl!

Ich bin mit dem übertriebenen Eifer meines Patrioten nicht allemal zufrieden. Er sieht die Welt an, wie es die alten Betschwestern machen, welche über alle Sünden seufzen, weil man ihren abgelebten Jahren die Gelegenheit benimmt, mit zu sündigen; ich aber mache es, wie eine bejahrte Buhlschwester, welche auch unter den Runzeln hervor liebäugelt und nicht eifersüchtig ist, wenn andre sich vergnügen. Ich finde diese Gelassenheit meiner Gesundheit sehr zuträglich. Die meiste Zeit bin ich mit der Welt wohl zufrieden. Ich mache es, wie ich es auf dem Postwagen mache, wo ich niemals mißvergnügter bin, als wenn ich allein fahre, und wo ich mich mit einem jeden Reisenden, der neben mir sitzt, in Bekanntschaft und Gespräche einlasse, wenn er auch außerdem so beschaffen ist, daß ich zu Hause seine Gesellschaft gewiß meiden würde.

Ich bleibe dabey, daß es nirgends ehrlicher zugeht, als in der Welt, und daß man sehr behutsam seyn muß, wenn man andern ihre Redlichkeit streitig machen will. Wie viel gehört dazu, einen Gelehrten zu überführen, daß er nichts versteht? Keine Frauensperson, sie mag auch noch so frey leben, ist eine Hure, ehe sie zu Falle kömmt. Sollte es etwas so leichtes seyn, einem nachzusagen, daß er nicht redlich, daß er ein Schelm sey? Ich will beweisen, daß nur wenig Menschen diesen Titel verdienen, und daß es mehr Redliche in der Welt giebt, als man immermehr glauben sollte.

Den ganzen Grund meines Beweises setze ich darauf: Vor unsern Gerichten darf kein Dieb zum Strange verurtheilt werden, wenn er nicht sein Verbrechen gesteht und dessen überführt ist. Da nun, wie bekannt ist, die Richter die billigsten Leute in der Welt

sind:

sind: so haben wir Ursache, diese Gerechtigkeit nachzuahmen. Jeder Mitbürger hat sich in dergleichen Fällen als ein Richter und seinen verdächtigen Nächsten als einen Delinquenten anzusehen, welcher eher nicht verdammt werden darf, bis er seiner Unredlichkeit überführt ist; noch mehr, bis sein eignes Geständniß da ist, daß er ein Schelm sey. Dieses ist der Grund, worauf ich den ganzen Bau meines Beweises setze, und mich dünkt, er ist fest genug.

Es giebt nur wenig Elende, welche ihre Betrügereyen vor Gerichte gestehen, und weil sie so thöricht sind, so werden sie andern zum Exempel bestraft. Wie viele Männer werden künftig, vielleicht wider ihr eignes Vermuthen, als redliche Männer gelten, da ich nicht zulasse, daß jemand ein Schelm sey, der es nicht selbst gesteht? und ich wollte fast wetten, daß nicht ein einziger unter ihnen so treuherzig seyn werde, dieses zu gestehen.

Wenn meine Leser von dieser großen Wahrheit überzeugt sind, wie ich hoffe, daß sie es durch einen so klaren Beweis nunmehr seyn werden; so können sie sich in die große Welt sicher wagen, ohne zu befürchten, daß ihnen ein Schelm begegnen werde. Ich verspreche mir eine ansehnliche Belohnung für diese Entdeckung, da ich mich einer unzähligen Menge Männer annehme, deren Redlichkeit bisher immer verdächtig gewesen ist. Sie dürfen sich nur hüten zu gestehen, daß sie Betrüger sind, so wird es ihnen nichts schaden, wenn sie auch ihrer Betrügereyen sonnenklar überführt wären.

Ich bin schon so glücklich gewesen, durch diese heilsame Erfindung mit einen Vornehmen von Adel zum Freunde zu machen, welcher aus Verzweiflung im

Begriffe war, zu gestehen, daß er ein Betrüger sey, weil es ihm alle Welt unter die Augen sagte. Er hatte seiner Gemahlinn ein ansehnliches Vermögen mit Spielen und lüderlicher Gesellschaft verschwendet, und sich dennoch immerzu des Namens eines redlichen Gemahls und zärtlichen Vaters angemaßt, ob es sich gleich zuletzt zeigte, daß er keines von beiden gewesen war. Er hatte Gelder aufgenommen und bey Kavalierparole versprochen, sie wieder zu bezahlen. Seine schriftlichen Versicherungen und Wechsel schloß er allezeit mit den Worten: Leiste gute Zahlung und nehme Gott zu Hülfe. Dem ungeachtet war weder seine Kavalierparole, noch die eidliche Versicherung vermögend gewesen, ihn zu bewegen, daß er seine einfältigen Gläubiger bezahlt hätte. Der Concurs brach aus. Kein einziger, ausgenommen der Richter, erhielten dabey, was sie zu fodern hatten. War etwas natürlicher, als daß alle Welt sagte, daß dieser Kavalier ein unredlicher Gemahl, ein grausamer Vater, ein zu verabscheuender Betrüger sey? Im ganzen Lande gab man ihm diesen Titel. Ich habe ihn gerettet. Ich warnte ihn, nicht das geringste einzugestehen. Einen Theil der Wechsel schwur er großmüthig ab und für die übrigen Schulden waren Unglücksfälle genug da, auf welche er sich berufen konnte. Die Welt hat es mir, vornehmlich aber der Geschicklichkeit seines Advokaten zu danken, daß sie nunmehr einen ehrlichen Mann mehr hat. Und wenn, wie die Rechte sagen, derjenige der Ehrlichste ist, welcher seine Ehrlichkeit unter den Händen des Scharfrichters und bey der Tortur behauptet hat; so ist niemand ehrlicher, als mein Kavalier, wider den schon fünf Volumina Akten zeugten, daß er ein Betrüger sey, und welcher doch nunmehr, Trotz allen Gese-

zen

gen, in Sicherheit ist, daß niemand, ohne einen Injurienproceß zu bekommen, es wagen darf, ihn also zu nennen. Kurz, er gestund es nicht, und darum blieb er der ehrliche Mann, der er vorher gewesen war. Es besteht diese Ehrlichkeit nicht etwan nur in einer bloßen Einbildung. Nein, der ganze benachbarte Adel ist davon überführt. Er behauptet nach, wie vor, einen ganz ansehnlichen Charakter, den er sonst führte. Er heißt noch immer Seine Gnaden. Selbst diejenigen, die er betrogen hat, wenn ich mich der Sprache des bürgerlichen Pöbels bedienen darf, sind genöthigt, zu bekennen, daß sie unterthänige Diener von ihm sind; sie empfehlen sich seiner hohen Protektion demuthsvoll. Sein Pfarrer bittet alle Sonntage öffentlich Gott für sein kostbares Leben. Man sieht ihn mit Vergnügen, wenn er in Gesellschaft kömmt, und reimt ihm eine Stelle ein, welcher sich ein gemeiner Mann, wenn er auch noch so ehrlich wäre, niemals anmaßen dürfte. Er bleibt der artige Herr, der er sonst gewesen ist. Die gnädigen Fräulein lächeln, wenn er ihnen die Hände küßt. Der Landadel erkundigt sich, ob etwas zu seinem gnädigen Befehle sey. Er borgt wieder, er verpfändet seine Kavalierparole von neuem; mit einem Worte, er ist der ehrlichste Mann von der Welt; er, welcher schon ein rechtskräftiger Betrüger war! Und woher alles dieses? Er gestund seine Betrügereyen nicht und blieb ehrlich!

Die Klagen der Milzsüchtigen sind allgemein, daß unter Freunden weder Treue, noch Glauben, noch Redlichkeit mehr sey. Diese Klagen sind ungerecht. Wenigstens werden sie künftig überflüßig seyn. Denn durch meine liebreiche Vermittelung wird es nunmehr so weit kommen, daß man nicht mehr wissen wird, wo

man

man mit allen Freunden hin soll. Ich verlange niemanden für einen falschen Freund zu halten, der es nicht zugesteht, daß er es ist. Es ist billig, was ich verlange, und nur mir hat man es zu danken, daß künftig alles von Freunden wimmeln wird. Glückselige Zeiten, welche unsre Vorfahren nicht erlebten und um welche uns jener kleinmüthige Weise sehr beneiden würde, welcher sich nicht einmal getraute, ein kleines Häuschen voll Freunde zusammen zu bringen! So weit wird es kommen, daß man sich nicht sicher auf die Gasse wagen darf, ohne zu besargen, daß man unter den zärtlichen Umarmungen redlicher Freunde ersticke.

An keinen Ort gehe ich lieber hin, als in Auerbachs Hof zu Leipzig. Das ist in der Messe der rechte Sitz von Freundschaft! Wie küßt man, wie umarmt man einander! Sonst glaubte man vielleicht, es wären Verstellungen, falsche Komplimente, kaltsinnige Freundschaftsbezeugungen, wohl gar gefährliche Schmeicheleyen; wie gesagt, sonst glaubte man vielleicht dieses. Aber von der nächsten Messe an, wird man ganz andere Meynungen hegen, da ich die Welt so überzeugend belehrt habe, daß keiner ein falscher Freund heissen könne, der es nicht selbst gestehe.

Ueberhaupt habe ich angemerkt, daß der Mensch unter allen Thieren am artigsten zu leben weis. Wir freuen uns, wenn wir einander gesund sehen, wenn wir erfahren, daß es uns wohl geht. Wie viel Wünsche verschwenden wir bey dem Wechsel des Jahrs, bey feyerlichen Tagen und sonst! Ein Fremder, der zum ersten male zu uns kömmt, sollte schwören, daß das ganze Land mit unterthänigen, mit gehorsamen, mit ergebensten Dienern bevölkert und nicht einer darunter

wä-

wäre, welcher dem andern etwas zu befehlen hätte. Es ist wahr, man hat uns Schuld gegeben, daß dieses alles nichtsbedeutende Worte wären; daß derjenige den meisten Hochmuth besäße, der am unterthänigsten grüßte, und daß die im Herzen uns gemeiniglich verfluchten, welche uns mit dem Munde das meiste Gute wünschten. Diese Beschuldigungen sind ungerecht, und ich hoffe, sie werden wegfallen, so bald mein Grundsatz wird bekannt und allgemein werden. Es ist ohnedem unverantwortlich, von der Freundschaftsbezeugung und den Komplimenten so leichtsinnig zu urtheilen, als viele bisher gethan haben. Der Mensch, wenigstens der Mensch, der, nach unsrer Art zu reden, zu leben weis, hat außer den Komplimenten so gar wenig Vorzüge vor den übrigen Thieren. Will man ihm auch diese Vorzüge rauben; wie unglücklich wird er seyn! Und will man ihm gar zur Last legen, daß er diese Vorzüge nur gebrauche, andre zu betrügen und unglücklich zu machen; wie tief setzen wir alsdann den Menschen unter das Vieh herab! Hätte ich wohl etwas rühmlichers thun können, als daß ich die Ehre des größten Theils des menschlichen Geschlechts auf eine so überzeugende Art gerettet habe?

Weil die Gelehrten die wenigsten male unter die Menschen gerechnet werden, welche zu leben wissen; so muß ich ihrer hier ausdrücklich gedenken. Sie sind mir eben die Verbindlichkeit schuldig, welche ich von den übrigen Theilen vernünftiger Kreaturen erwarte. Man hat die meisten von ihnen in dem Verdachte gehabt, daß sie in ihrer Art so wenig redlich sind, als andere. Künftig darf man ihnen diesen Ruhm nicht streitig machen, und das haben sie mir zu danken. Nunmehr können sie von ihrer großen Belesenheit, von

ihrer Unpartheylichkeit, von ihrem Eifer für das gemeine Beste, von dem wichtigen Nutzen reden, mit welchem sie durch ihre Schriften ein ganzes Land beseligen. Man ist schuldig, es ihnen zu glauben. Keiner wird mehr ein Pedant seyn, der es nicht selbst von sich sagt: keiner wird sich des Vorwurfs einer dummen Unwissenheit wider seinen ausdrücklichen Willen befürchten dürfen. Alle Vorreden werden untrügliche Zeugnisse ihrer wichtigen Verdienste, ihrer gründlichen Wissenschaften und ihrer Demuth werden, welche man bisher für lächerliche Großsprechereyen gehalten hat; und alle Zueignungsschriften werden unpartheyische Denkmäler ihrer Ehrfurcht gegen ihre Mäcenaten seyn, welche zeither niemand lesen mögen, weil man in dem Vorurtheile stund, daß es niederträchtige und eigennützige Schmeicheleyen wären.

So weit kann ich allein es bringen, und wie glücklich wäre die Welt, wenn ein jeder sich des gemeinen Wesens so sorgfältig annähme, als ich es thue, da ich bewiesen habe, daß keines Menschen Ehrlichkeit uns eher verdächtig seyn darf, bis er uns das Gegentheil selbst zugesteht.

Der geneigte Leser wird mir großgünstig erlauben, daß ich mich hier ein wenig erhole. Dieser Beweis von der Ehrlichkeit meiner Mitbürger ist mir sehr schwer geworden. Es war ein verzweifelter Handel, den ich unternahm, und ich habe mich ganz aus dem Athem demonstrirt. Aber was thut man nicht dem Vaterlande zum Besten?

Nun will ich wieder fortfahren. Da ich diese große Wahrheit ausgeführt und festgestellet habe, daß niemand ein Schelm ist, als wer es selbst von sich gesteht; so wird es meinen Lesern nicht mehr paradox

vor-

vorkommen, wenn ich behaupte, daß ehrlich am längsten währt. Dieses giebt uns den Schlüssel zu tausend Begebenheiten, bey welchen man lieber den Himmel einer Ungerechtigkeit und zaudernden Rache beschuldigen möchte. Ich will hier ein alphabetisches Verzeichniß der berühmtesten Männer unsrer Zeit einrücken, von denen, außer ihnen, alle Welt versichert, daß sie die größten Schelme und Betrüger sind, und die doch in so vergnügten und glücklichen Umständen leben, daß sie nicht nöthig haben, auf dergleichen Vorwürfe zu achten, welche ihnen ohnedem, wegen ihrer in Händen habenden Gewalt, niemand ins Gesicht sagen darf. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Namen der Welt bekannter mache. Da sie es niemals zugestehen, daß sie Betrüger sind, so zweifle ich nicht eine Minute an ihrer Ehrlichkeit. Sie haben sich einer des andern nicht zu schämen, weil gewiß einer so ehrlich ist, wie der andre, und ich habe gegen ihre Glücksumstände so viele Hochachtung, daß ich mir nichts vortheilhafteres wünschen kann, als ihr hohes Wohlwollen und ihre Freundschaft. Ich werde mich der Kürze, so viel möglich ist und so viel es ohne Abbruch der Wahrheit geschehen kann, befleißigen.

Seine Hochwürdige Gnaden * * * * *
* * * * * * * * * * * * * *
* * * * * * * * * * * * *)

*) So geht es, wenn man uns Autoren nicht die gehörige Freyheit läßt, die für die schönen Wissenschaften doch so unentbehrlich ist. Ich bin mit der Einrichtung gar nicht zufrieden, daß man erst alle Bücher muß censiren lassen. Ich bin im Namen Mei-

Bey dieser Gelegenheit muß ich eine Thorheit bekennen, welche vielleicht nur um deswillen noch zu vergeben ist, weil ich sie so aufrichtig bekenne. Ehe ich noch die vortheilhafte Wahrheit ausfindig gemacht hätte, daß keiner ein Schelm sey, der es nicht selbst bekenne, und daß alle Leute ehrlich wären, welche es von sich selbst sagten; so war ich mit der ganzen Welt mißvergnügt. Beständig fand ich an meinen Mitbürgern etwas zu meistern. Es kam mir vor, als gienge man mit vereinten Kräften darauf um, wie man die Ehrlichkeit ohne alles Erbarmen völlig ausrotten wollte. Es gieng mir, wie es abergläubischen und furchtsamen Leu-

meines Verlegers ganz untröstbar, daß mir hier eine der schönsten und wichtigsten Stellen weggestrichen worden ist. Ich hatte das alphabetische Verzeichniß nach den drey Hauptständen eingetheilt. Jeder Stand nahm etliche Bogen ein, und ich versprach alle Jahre noch eine kleine Nachlese von den jungen Betrügern, welche uns jährlich zuwachsen. Es hätte dieses auch alle Messen etliche Bogen betragen können, und mein unglückseliger Verleger hatte schon einen vortheilhaften Ueberschlag gemacht, wie viel er verdienen würde, wenn er in zwanzig Jahren das ganze Werk in Format des Theatri Europaei zusammen drucken ließe. Aber leider! die ganze Rechnung war vergebens. Aller triftigen Vorstellungen ungeachtet, war es nicht möglich, es durch die Censur zu bringen. Ich meines Orts verliere am wenigsten dabey. Mein Entschluß ist schon gefaßt. Künftige Messe will ich dieses

Leuten geht, welche immer Gespenster sehen, wo keine sind. Ich glaubte, daß man in diesem Unternehmen schon sehr weit gekommen wäre, und es sey hohe Zeit, sich der guten Ehrlichkeit anzunehmen, wenn es nicht in kurzem ganz vergebens seyn sollte. In diesem unbedachtsamen Eifer setzte ich mich nieder, mein Vaterland aus dem Verderben zu retten, es koste auch, was es wolle. Ich glaubte sehr weislich zu handeln, wenn ich mehr als eine Wunde auf einmal verbände, und nahm mir daher vor, besonders drey Sachen zu ver-

ses Verzeichniß als ein besonderes Werk zu Basel in groß Oktav drucken lassen. Auf jedes Exemplar werden zwey und vierzig Kreuzer pränumerirt. Für jede Nachlese, welche ordentlich kommen soll, werden zwölf Kreuzer gezahlt. Wer zehn angesehene und glückliche Betrüger mit ihrem umständlichen Charakter einsendet, erhält ein Exemplar auf Schreibepapier umsonst. Geht das Werk gut ab, wie ich gewiß hoffe; so verspricht der dasige Verleger, bey der neuen Auflage die vornehmsten Betrüger in Kupfer stechen zu lassen. Es wird mir ein Gefallen geschehen, wenn man mir von Zeit zu Zeit Nachricht giebt, was der eine oder der andere für ein Ende genommen hat. Es kann geschehen, daß viele davon auf dem Rabensteine sterben, oder sich selbst erhängen; und es soll mir lieb seyn, weil ich dadurch Gelegenheit erhalte, dieses Werk lustig und zugleich erbaulich zu machen, da ich mir Mühe geben werde, von einem jeden derselben die Umstände seines Todes und seiner Aufführung dabey, so genau als möglich ist, zu beschreiben.

theidigen, deren, wie ich glaubte, sich kein Mensch mehr annehme. Mit einem Worte, ich entwarf eine Schrift, worinnen ich meinen verirrten Mitbürgern sehr patriotisch zu Gemüthe führte, wie unrecht sie thäten, daß sie das sechste Gebot aufheben, die Ehrlichkeit ganz und gar vertilgen und den Sonntag abschaffen wollten. In kurzer Zeit hatte ich so viel zusammen geschrieben, daß es ein ziemliches Oktavbändchen hätte werden können, wenn es gedruckt worden wäre. So weit kann sich ein Mensch vergehen, der die Welt nicht kennt; und so vieles Unrecht kann man seinem Nächsten anthun, wenn man, von Vorurtheilen eingenommen, ihn nur nach dem Aeußerlichen beurtheilt! Zu meinem größten Glücke fand ich keinen Verleger. Sie entschuldigten sich alle: das Werkchen würde nicht gehen, es würden sich keine Käufer finden, man würde es für eine Schrift wider den Staat ansehen, und es sey gefährlich, dergleichen Verlag zu unternehmen. Ich würde viele von den Großen beleidigen, wenn ich mich des sechsten Gebotes so öffentlich annähme; ich würde dadurch die Armee wider mich aufbringen, und unsre studierende Jugend würde noch sehr glimpflich urtheilen, wenn sie mich für einen traurigen Pedanten hielte. Selbst viele von denen, welche das sechste Gebot Berufs wegen noch dann und wann erwähnen müßten, würden mirs in ihrem Herzen wenig Dank wissen. Wider die Abstellung des Sonntags zu eifern, sey gar vergebens. Der Sonntag bleibe wohl ohne meine Predigt, und es sey noch niemand darauf gefallen, ihn abzuschaffen, so wenig als den Montag, und noch viel weniger. Es liege den Leuten an Beybehaltung des Sonntags gar zu viel. Die Hälfte von den vornehmen Leuten werde krank werden, wenn kein Sonntag

mehr

mehr seyn sollte, weil man an keinem Tage mit mehrerer Bequemlichkeit Pillen einnehmen könnte, als am Sonntage. Unser Frauenzimmer verlöre gar zu viel, wenn man ihnen den Sonntag entzöge, weil sie an diesem Tage am besten sich putzen, am bequemsten mit einander plaudern und den Anzug einer ganzen Gemeine, welche sie sonst nur stückweise richteten, beurtheilen, und am sanftesten schlafen könnten. Ein großer Theil der Stadt, welcher die Woche über nur im Verborgenen müßig gehen müßte, hätte an diesem Tage die christliche Gewissensfreyheit, es öffentlich zu thun, und thäte es mit Vergnügen, weil dieses der einzige wesentliche Umstand ihrer Religion wäre, durch welchen sie sich von den blinden Heiden unterschieden, daß sie an diesem Tage müßig giengen. Sollte meine Absicht, etwan diese seyn, den Leuten die Feyer des Sonntags nach dem Exempel unsrer ungesitteten Vorfahren anzupreisen; so möchte ich es nur selbst verlegen, oder es dem Waisenhause in Halle geben: denn bey uns würde sich sogar der Setzer ein Gewissen daraus machen, dergleichen oft aufgewärmtes Gewäsche zu drucken. Was ich mit der Ehrlichkeit haben wollte; das verstünden sie gar nicht und ließen sich auch nicht darauf ein, weil sie sich nicht getrauten, so viel damit zu verdienen, als Papier und Druckerlohn betragen würden.

Das waren ohngefähr die Antworten, welche mir fast in allen Buchläden gegeben wurden, als ich mit meinem kostbaren Werke hausiren gieng. Ich verlangte nicht einmal etwas für meine Arbeit; aber auch umsonst, welches fast unglaublich ist, wollte es kein Verleger annehmen. Ein einziger unter ihnen war noch so billig und bot mir zur Vergeltung Skrivers

Seelenschatz an, wofern ich den Vorschuß auf meine Gefahr thun, zwey hundert Exemplare für baares Geld annehmen, für die zweyte Auflage nichts verlangen und für alle Verantwortung stehen wollte.

So empfindlich mir damals diese abschläglichen Antworten fielen; so sehr erfreue ich mich itzt drüber. Ich habe die Welt seitdem viel besser kennen lernen. Noch auf dem Todbette würde ich mich über das Unrecht geängstigt haben, das ich meinem Vaterlande angethan hätte, und ich bekenne itzt vor der ganzen Welt meine jugendliche Uebereilung, andern zum Exempel, welche eben so thöricht denken, als ich damals dachte. Die eifrigen Abhandlungen zur Vertheidigung des sechsten Gebots habe ich mit eignen Händen in den Kamin geworfen und sie verdienten eine dergleichen Strafe. Die einzige Deduktion von dem unentbehrlichen Nutzen der Ehrlichkeit habe ich zu meiner eignen Warnung noch aufgehoben, damit ich mich in künftigen Zeiten noch daran spiegeln und nicht wieder in die Versuchung fallen möge, etwas so kindisches zu schreiben. Man kann es als eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung ansehen, und mir eben die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die jener heilige Heuchler verdiente, wenn ich meine gelehrten Jugendsünden auf eine anmuthige und lesenswürdige Art bekenne. Ich will bey dieser Gelegenheit etliche Stellen davon bekannt machen, und ich versichere meine Leser, daß ich über dieses voreilige Beginnen mehr Thränen vergossen habe, als nach meinem alten Wahne Betrüger in der Welt waren. Eine erstaunende Menge Thränen! Ich wiederhole es noch einmal, itzt bin ich ganz anders gesinnt; itzt weis ich, daß diese Welt die beste ist; itzt

weis

weis ich, daß niemand verdient, ein Schelm genannt zu werden, welcher es nicht selbst bekennt.

Nach diesem abgelegten Glaubensbekenntnisse will ich einige Stellen davon hier einrücken:

* * * * * * * * * * * *
* * * * * * und dieses wären also die wichtigsten Ursachen, warum ich der Meynung bin, daß man das sechste Gebot als ein Ceremonialgesetz ansehen und es noch einige Zeit, bis sich die äußerlichen Umstände ändern, beybehalten möge.

Es wird freylich mehr Beredtsamkeit erfordern, zu beweisen, daß die Ehrlichkeit unentbehrlich sey, und daß ihre Beybehaltung in unser ganzes Leben und in unsre ökonomische Glückseligkeit einen so merklichen Einfluß habe. Dennoch verzweifle ich nicht ganz an meinem Vorhaben und ich schmeichle mir gewiß, da ein jeder nur auf seinen Nutzen sieht, so werde auch ein jedweder, seines eignen Nutzens wegen, meinen heilsamen Lehren und Vermahnungen Beyfall geben. Es betrifft hier nicht, wie bey den ersten Punkten, die Seligkeit eines Menschen. So viel bescheide ich mich wohl, daß ich von etwas wichtigerm handeln muß, wenn ich den Beyfall meiner Leser gewinnen will, und daß man mit jenem nur Kinder und alte Weiber zu fürchten macht. Ich rede auch von etwas wichtigerm; ich rede von ihren zeitlichen Vortheilen, von der Vermehrung ihres Vermögens, von der Befestigung ihres Glücks, mit einem Worte, von allem dem, was uns in der Welt am nöthigsten und vor allen Dingen am liebsten ist; von dem rede ich. Wem dieses am Herzen liegt, und ich hoffe, es liege allen am Herzen, der höre auf mich. Durch mich, durch meine Vorstellungen, durch meine wohlgemeinten Bemühungen, soll er

groß, soll er angesehen, soll er glücklich werden. Ich verlange nicht zu viel von ihm. Ich will nur haben, daß er die Ehrlichkeit nicht als eine gleichgültige Sache ansehen, daß er den Ruhm eines ehrlichen Mannes nicht ganz verachten soll. Vielleicht scheint dieses Ansinnen noch vielen etwas zu hart; ich will mich näher erklären.

= = = = = = = = = = = = =

Ich würde ihrer menschlichen Schwachheit zu viel zumuthen, wenn ich verlangen wollte, daß sie wirklich ehrlich seyn sollten. Es gehört die Ehrlichkeit unter diejenigen Tugenden, welche man wie die Gebeine der Heiligen anbetet, ohne den Heiligen selbst nachzuahmen. Ich sage schon sehr viel, daß ich dieses einräume, und ich meyne nur die mittlern Zeiten, in welchen man mit der Ehrlichkeit noch viel Ceremonien machte. Itzt ist es freylich so weit gekommen, daß derjenige ein witziger Kopf heißt, der mit der Religion spottet, und niemand zu leben weis, welcher nicht über die Ehrlichkeit lacht.

= = = = = = = = = = = = =

In allen Ständen, in allen Gesellschaften, wo ich hinsehe, finde ich Leute, welche mit der Ehrlichkeit ihren Scherz treiben, wie mit einer alten Mode, und welche noch sehr billig seyn wollen, wenn sie dieselbe noch denjenigen zulassen, welche ihr Stand oder ihr Alter nöthigen, sich an die alten Moden zu halten, und die, ohne eine lächerliche Eitelkeit zu begehen, es nicht wagen dürfen, die neuen Moden nachzumachen. = = = =

Hierinnen geht man zu weit! Man schadet sich selbst! Da ich so billig bin und unmögliche Sachen von ihnen nicht verlange: da ich ihnen nicht zumuthe, ehrlich zu werden, sondern nur haben will, daß sie ehrlich scheinen mögen; so kann ich dieses als ein Recht

von

von ihnen verlangen. Nicht meinetwegen verlange ich dieses: nein, ihres eignen Nutzens wegen wünsche ich es. Man verspotte die Ehrlichkeit nur nicht öffentlich; nur öffentlich schäme man sich nicht des Namens eines ehrlichen Mannes! Dieses verlange ich; mehr nicht. Man mache es mit der Ehrlichkeit, wie es ein wohlgezogner Jüngling mit einem ehrwürdigen Alten macht, wenn er ihm begegnet. Er grüßt ihn, ohne sich viel um ihn zu bekümmern. Aber er grüßt ihn, um nicht ungesittet zu scheinen. Nur darum bitte ich! Bitte ich wohl zu viel? Die Ehrlichkeit ist alt genug, sie ist ehrwürdig genug, daß wir ihr einige äusserliche Höflichkeiten erzeigen. Freylich ist sie zu alt und zu mürrisch, als daß wir ihren täglichen Umgang und eine nähere Bekanntschaft mit ihr wünschen sollten; das ist meine Absicht gar nicht. Ein jeder ist sich selbst so viel schuldig, daß er den äußerlichen Wohlstand in Acht nehme, daß er auf diesem Theater die Maske eines ehrlichen Mannes vor das Gesicht halte, daß er nicht öffentlich mit der Ehrlichkeit spotte. Verlange ich denn etwas, das unbillig ist, oder das uns zu schwer fallen sollte? Uns, die wir von Natur zur Verstellung so sehr geneigt sind? Da ich, wie ich hoffe, meinen Lesern deutlich genug erklärt habe, wie wenig ich ihnen zumuthe, und wie billig das ist, was ich von ihnen bitte; so will ich auch mit wenigem zeigen, wie groß der Vortheil ist, den sie zu erwarten haben, wenn sie meinem Rathe folgen. : : :

: : : : : : : : : : : :

Allen Ständen, Leuten, die es am wenigsten glauben, Leuten, die von Betrügerey leben, diesen ist die Ehrlichkeit, oder welches einerley ist, der Schein der Ehrlichkeit am unentbehrlichsten : : : : : : :

Ich

Ich will mit meinen Beweisen bey den Richtern und Advokaten anfangen. Von denen rede ich nicht, welche wirklich ehrlich sind, und es giebt deren noch verschiedne unter ihnen. Da diese die Ehrlichkeit gar zu hoch treiben und lieber bey einem redlichen Gewissen verhungern, als bey einem angenommenen Scheine der Ehrlichkeit groß und reich werden wollen; so haben sie meiner Ermahnungen nicht nöthig. Ich rede nur von dem großen Haufen * * * * *

* * * * * * * * * * * *

Wer sich auf die Physionomie versteht, dem rathe ich, des Mittags von eilf bis zwölf Uhr vor unsre Gerichtsbänke zu gehen. Hier wird er einen Trupp Männer finden, welche alle Priester der Gerechtigkeit heissen, und worunter doch viele sind, welchen man an ihren hungrigen Mienen ansieht, daß sie nur da stehen, um die armen Klienten zu belagern und der gedrückten Unschuld aufzulauren. Sie sind so wenig besorgt, ihre Absichten zu verbergen, daß man ihnen den Galgen an der Stirne ansieht, von dem sie andere retten wollen. In allen ihren Schriften, in ihrem mündlichen Verfahren, von dem Provokationssatze an bis auf die Liquidationes, findet man vielmals nicht den geringsten Schein der Redlichkeit. Wie wenig meynen sie es mit sich selbst gut! wie viel glücklicher würden sie bey ihrer Praxi seyn, wenn sie sich angewöhnen könnten, wenigstens von außen ehrlich zu scheinen! Das Erste, was sie ihren Klienten fragen, ist gemeiniglich dieses, ob er schwören könne? ob er Geld habe? Wie viele werden dadurch abgeschreckt, welche noch einiges Gewissen und wenig Geld haben! Würden sie nicht viel weiter kommen, wenn sie mehrere Gleichgültigkeit für ihren eignen Nutzen blicken ließen;

wenn

wenn sie thäten, als wollten sie sich der gerechten Sache ihrer Klienten nur darum annehmen, weil ihre Sache die gerechte Sache wäre; wenn sie wider die Bevortheilung des Gegenparts, wider die Sportelsucht des Advokaten, wider die vortheilhafte Langwierigkeit der Processe eiferten? Ihre Klienten würden bey diesen einschmeichelnden Reden betäubt werden und mit Vergnügen den Beutel offen halten, um diesen wackern Rechtsgelehrten, diesen Vater der Wittwen und Waisen, für seine redlichen Absichten taxmäßig zu bezahlen: Da im Gegentheile bey vielen ihre Unverschämtheit, ihre so wenig verstellte Begierde nach Gelde, die traurige Ursache ist, daß ein nur einiger maßen vorsichtiger Klient sich scheuet, den Weg Rechtens zu ergreifen, und sich lieber mit einigem Schaden vergleichen, als mit seinem völligen Untergange den Proceß gewinnen will. Diese Weisheit, ich will es nur gestehen, habe ich nicht von mir selbst: Sie gründet sich auf die Erfahrung eines meiner Freunde, welcher weit ehrlicher aussieht, als er ist, und er befindet sich ungemein wohl dabey. : : : : : : :

Die Richter, denn die Richter sind auch Menschen, würden durch den angenommenen Schein der Ehrlichkeit viel leichter zu hintergehen seyn und bewogen werden, ein gutes Urtheil zu sprechen, anstatt daß sie, um den Vorwurf zu vermeiden, der Ungerechtigkeit ablegen müssen, von welcher viele von ihnen außerdem sogar abgesagte Feinde nicht sind. Sie sind schon etwas behutsamer. Bey einer Gerechtigkeitliebenden Miene sind sie immer im Stande, alles, was sie sagen, von Rechtswegen zu sagen, und sie sind in der Kunst, sich zu verstellen, so gesetzt, daß sie auch in dreyßig Jahren noch, denn so lange währt gemeiniglich der geringste

Pro-

Proceß, eben die ehrliche Miene beybehalten, welche sie gleich anfangs machten, als der Krieg Rechtens befestigt ward. Ich finde um deswillen bey den Richtern wenig zu erinnern, und es sind nur einige, welche sich so unvorsichtig bezeigen, daß man es ihnen gleich an dem Maule ansehen kann, daß sie mit dem Advokaten einstimmig geworden sind, sich in die Beute zu theilen. Diese wenigen werden sich ohne mein weiteres Erinnern an dem Exempel anderer erbauen und vorsichtiger werden, damit sie, obschon nicht ehrlich, doch reich werden mögen. . . . .

Auf der Börse, (man wird mich vielleicht auslachen, daß ich so etwas behaupte, aber es sey drum!) auf der Börse, sage ich, ist die Ehrlichkeit beynahe unentbehrlicher, als irgendswo. . . . .
Was ich hier sage, ist freylich kein allgemeiner Satz.
. . . .
. . .

Man darf nur eine Stunde lang in einer solchen Gesellschaft seyn, so wird man von dem, was ich behaupte, überzeugt werden. Mir ist es so gegangen. Ich war vor einiger Zeit an einem Orte, wo verschiedne zusammen kamen, von denen man mich versicherte, daß sie angesehene Kaufleute wären. Sie traten mit einer rechnenden Miene und einem so zerstreueten Gesichte in das Zimmer, daß ich mir, ehe ich wußte, wer sie wären, nichts gutes zu ihnen versah. Ich nahm meinen Geldbeutel in Acht und verbarg meine Uhr, weil ich sie für Leute hielt, welche auf dergleichen Sachen ihre Absicht haben. Ich fand mich, zu meinem Vergnügen, in meiner Furcht betrogen. Ein Glas Wein machte sie offenherzig. Der eine erzählte, wie viel

viel er bey einem unmündigen Verschwender gewonnen habe, dem er auf die Versicherung, daß sein reicher Vater nicht lange mehr leben könne, ein ansehnliches Kapital zu seinem nothdürftigen Plaisir, wie er es nannte, theils in baarem Gelde, theils an verschiednen Waaren und theils an altem, doch ganz brauchbarem Hausgeräthe vorgeschossen habe. Ein andrer zog eine Bilance vor, nach welcher er dreyßig Procent gewinnen könnte, wenn er auf künftige Messe Bankrot machte, wobey er versicherte, daß keiner von den Anwesenden, noch von ihren Korrespondenten, sondern nur einige Mündel, einige abgelebte Wittwen, die das Geld ohnedem nicht zu genießen wüßten, drey bis vier Geistliche und etliche benachbarte von Adel Einbuße haben sollten. Noch ein andrer erzählte den Profit, den er mit Kassenscheinen gemacht, welche er einigen abgedrungen, die Wechselzahlung gehabt hätten. Weil sich dieser unter die Gelehrten rechnet und in der That noch etwas mehr versteht, als einen Frachtzettel zu schreiben; so las er uns den Plan einer Abhandlung vor, in welcher er aus dem Lichte der Vernunft erwiesen und mit Exempeln bestätigt hatte, daß man so viel Procent nehmen dürfe, als man bekommen könne. Statt einer Vorrede waren die Vortheile ausgeführt, deren man sich bedienen kann, wenn man ohne Beunruhigung seines Gewissens, einen Wechsel abschwören wolle. Den Schluß machte ein weitläuftiges Verzeichniß aller möglichen Unglücksfälle, die ein jeder zu seinem Behuf anziehen könne, welcher einen ehrlichen Bankerot, sich und seiner Frau zum Besten, machen wolle. Ich freue mich, wenn das Werkchen wird zu Stande kommen. Der geschickte Herr Verfasser wird es selbst verlegen, und er hat ausgerechnet, daß er we-

nig-

nigstens drey tausend vier hundert und sechs und funfzig Exemplare vertreiben wolle, wenn sich ein jeder von seinen Freunden, welcher sich eines oder des andern dieser glücklichen Handgriffe mit gutem Vortheile bedient, ein Exemplar davon an sich zu kaufen, entschließen sollte. Ich weis nicht, wie es kam, daß er mich für einen holländischen Juden ansah. Meine Miene, welche freylich die vortheilhafteste eben nicht ist, mochte ihn betrogen haben. Ohne weiter zu fragen, ob ich wirklich ein holländischer Jude sey? bat er mich, so viel Exemplare, als ich könnte, unter meine Freunde zu vertheilen. Er versprach mir drey Groschen vom Gulden Rabatt, und versicherte mich, daß ich binnen Jahr und Tag mit leichter Mühe fünf hundert Gulden dadurch verdienen könnte. Zu meiner Aufmunterung gestund er mir im Vertrauen, daß er noch ein Werk unter der Feder habe, welches den Titel führe: Praktische Anweisung, wie die Handelsbücher geschickt zu verfälschen wären, und worinnen der wahre Nutzen gezeigt würde, den eine Handlung habe, wenn zweyerley Handelsbücher geführt würden. Er machte mir die Schmeicheley, daß er gewiß glaubte, ich würde sehr geschickt seyn, ihm bey Verfertigung dieses Buchs beyzustehen, und bat mich sehr verbindlich darum. Ich sah mich genöthigt, ihm zu bekennen, daß ich kein Kaufmann, am wenigsten ein holländischer Jude wäre. Er und die ganze Gesellschaft erschracken darüber, und ich merkte, daß ihre unvorsichtige Offenherzigkeit sie gereute. Sie drehten ihr Gespräche, so viel als möglich war, ab, und redeten von gleichgültigen Dingen, von den verfallnen Münzsorten, von den schweren Imposten und von den verderbten Zeiten. . . . . . .

Da-

Damit ich zeige, wie gerecht ich in meinen Urtheilen bin; so muß ich hier öffentlich bekennen, daß nur wenige sind, welche den Mangel ihrer Ehrlichkeit auf eine so ausnehmende Art bloß geben. Die meisten bekennen durch ihre täglichen Handlungen das, was jene mit dem Munde bey einer trunkenen Vertraulichkeit gestunden. Welche von beiden die ehrlichsten sind, kann ich nicht wohl entscheiden.

Anderweitige Fortsetzung.

Alte Liebe rostet nicht.

Wer nicht die eigentliche Bedeutung einer jeden Sylbe von diesem Sprüchwort genau bestimmt, dem wird es eben so gehen, wie es mir eine lange Zeit gegangen ist. Er wird sich wundern, daß man hat einen Satz zum Sprüchworte machen können, dem die Erfahrung alle Tage widerspricht. Sind wohl unter zehn Ehen fünfe, wo die alte Liebe nicht gerostet ist? Und auch unter diesen fünfen sind wenigstens drey, wo die Liebe doch nicht gar zu alt ist.

Diese anscheinenden Widersprüche werden wegfallen, wenn man diese Wahrheiten annimmt, daß eine Liebe von vier Wochen schon eine alte Liebe und im Ehestande ein Jahr schon eine Ewigkeit ist. Setze ich dieses zum voraus; so wird man, wie ich hoffe, noch hin und wieder Exempel finden, wo eine alte Liebe von vier Wochen, und eine ewige Liebe von einem Jahre noch nicht gerostet sind. Freylich darf man die Sache nicht höher treiben; aber das ist auch die Absicht unsers Sprüchworts nicht.

Man wird solches noch allgemeiner machen können, wenn man es nicht von der Liebe verheuratheter Personen versteht. In der That glaube ich auch, daß es wider die wahre Bedeutung des Wortes und wider den Sprachgebrauch ist, wenn man die Liebe auf

diese

diese Art verstehen will. Für den Ehestand gehört Pflicht, und für unverheurathete Personen Liebe.

Es wäre eine große Uebereilung von meinen Lesern, wenn sie glaubten, daß ich diese Einschränkung bloß aus einem mißvergnügten Andenken wagte, welches bey mir von einer übelgewählten und unglücklichen Ehe herkömme. Es ist vorbey, und ich habe meiner Frau alle Beleidigungen vergeben, da sie so billig gewesen und gestorben ist. Ich habe nicht nöthig, mich weiter zu entschuldigen. Der allgemeine Gebrauch unsrer Sprache ist für mich die beste Entschuldigung. Ich will nur noch ein paar Exempel anführen.

Vor Liebe sterben! Von wem sagt man das, als von jungen Personen, die sich noch nicht verheurathet haben? **Ein verliebtes Paar:** Sind das Mann und Frau? **Eine ewige Liebe zuschwören:** Thut man das nicht vor der Verbindung? **Die Liebe ist blind:** Gewiß nicht in der Ehe; denn alsdann sieht eines des andern Fehler nur gar zu genau. **Er schmachtet vor Liebe.** Wer? Der Mann? Ja wohl der Mann; aber vor Liebe zum Kammermädchen. Das laß ich gelten! Und die gnädige Frau? **Die ist rasend verliebt** . . . . . in den Heyducken. Tausend Redensarten wollte ich anführen, wo das Wort Liebe nur von unverheuratheten, niemals von verehlichten Personen, oder in diesem Falle nur poetisch und metaphorisch gebraucht wird. Wenn man dieses einräumt, so ist unser Sprüchwort gerettet, und es bleibt allemal wahr, daß alte Liebe gegen Personen die sich nicht verheurathet haben, niemals rostet.

Aber auch bey verehlichten Personen findet es seinen Platz, wenn die Liebe von andern Sachen, als

von der Frau oder dem Manne verstanden wird. Mein reicher Nachbar, ein Mann, der niemals denkt, als wenn er Geld zählt, hat seine Frau nur aus Liebe zu ihrem Vermögen geheurathet. Diese Liebe dauert nunmehr ins vierzigste Jahr und rostet nicht, so alt sie auch ist. Er liebäugelt gegen das Geld seiner Frau noch eben so zärtlich, als er es im ersten Jahre that. Seine Frau ist vergessen; schon vor neun und dreyßig Jahren vergessen. Er würde sich gar nicht mehr darauf besinnen, daß sie seine Frau wäre, wofern sie ihn nicht alle Tage durch ihr eigensinniges Zanken daran erinnerte.

Macht es Klimene besser? Sie liebt Ihren Mann? Nichts weniger. Sie liebt die Pracht, welche sie, in Ansehung des Ranges, führen darf, den ihr Mann bekleidet. Sie heurathete, nicht ihn, denn sie hatte bey aller Eitelkeit doch zu viel Geschmack, einen Mann zu heurathen, den die vornehmsten Ausschweifungen seiner Jugend ekelhaft gemacht hatten; sie heurathete seinen Wagen mit sechs Pferden und sechs Bedienten. Diese Pracht liebt sie noch itzt so sehr, als in der ersten Woche ihrer Vermählung. Ihr Mann, das hochgebohrne Vieh, folgt den gewohnten Ausschweifungen nach, und ist viel zu galant, als daß er seine Frau ein einziges mal daran erinnern sollte, daß er ihr Mann sey. Klimene haßt ihren Mann, und liebt seine Equipage. Eine Liebe, die gewiß nicht eher rosten wird, als bis man ihren stolzen Rest auf einem prächtigen Trauerwagen zur Ruhe bringen wird!

In diesem Verstande will ich wohl glauben, daß alte Liebe auch bey verheuratheten Personen nicht rosten wird.

Wie

Wider den Rost der Liebe zwischen verehelichten Personen ist ein abwechselnder Zank ein bewährtes Mittel. Durch eine beständige Aussöhnung wird die Liebe immer neu. Eheleute, die sich die Fehler nicht sagen, welche sie an einander wahrnehmen, nähren, bey dieser verstellten Zurückhaltung, beständig einen Groll, welcher die Liebe nicht aufkommen läßt. Aber ein werthes Paar, das sich aus voller Lunge zankt und sich die Fehler ohne Verschonung vorwirft; das ist immer geneigt, sich bald zu versöhnen. Nun ist ihnen das Herz leicht. Sie haben beide ihre Fehler erfahren; sie sind vom Zanken ermüdet, sie schweigen beide still. Der Mann, welcher mit zornigen Schritten in dem Zimmer auf und ab gieng, sieht seine schöne Hälfte in einem Winkel bittre Thränen vergießen. Er ist zwar das Haupt und hat ein Recht zur Herrschaft, welches ihm Schrift und Gesetze geben; aber ein paar weibliche Thränen schwemmen dieses ganze prächtige Gebäude der Herrschaft vom Grunde weg. Er bleibt vor ihr stehen: mein Kind, sagt er; aber sie bleibt stumm, und nunmehr verdoppeln sich ihre Thränen, da sie die Reue ihres Mannes merkt. Er naht sich ihr, und nimmt ihre beleidigte Hand, die sich trotzig zurück zieht. : : : Aber mein Engel! und er bemächtigt sich mit einer zärtlichen Gewalt dieser rebellischen Hand. Nun verdoppelt sich das Schluchzen. Der Mann soll es empfinden, wie sehr seine unschuldige Frau beleidigt worden ist; denn eine Frau, die sich mit ihrem Manne zankt, ist allemal unschuldig. Er setzt sich neben sie; sie weint noch. Er schlägt seinen Arm ganz bußfertig um ihren Hals; sie sieht ihn mit einem Blicke an, der Vergebung hoffen läßt. Er küßt ihre Hand, und sie seufzet. Er küßt ihren Mund,

und die Thränen vertrocknen. Sie küßt ihn wieder; doch mitten unter dem Küssen murrt sie noch zärtlich über das erlittene Unrecht. Er weis sie ganz zu beruhigen. Und nun wundern sie sich beide, wie es möglich gewesen, daß sie sich über eine solche Kleinigkeit haben zanken können. Sie lieben sich beide so empfindlich, als in den ersten vier und zwanzig Stunden ihrer Ehe. Nun schwören sie einander zu, sich ewig und ohne Verdruß zu lieben: Und zanken sich doch in den nächsten vier und zwanzig Stunden noch einmal, versöhnen sich auf eben diese Art noch einmal, und schwören noch einmal. Auf diese Art bleibt ihre Liebe immer neu; sie kann nicht rosten, denn sie fangen alle vier und zwanzig Stunden von neuem an, sich zu lieben. Ein solcher Zank ist in der Ehe, wie ein fruchtbares Gewitter im Sommer.

Vielleicht wundert man sich, warum ich dieses Bild so sorgfältig ausgemalt habe? Es ist eine Schmeicheley, die ich meinem Wirthe schuldig bin, welcher auch auf dergleichen Art übermorgen fünf und zwanzig Jahr im Ehestande lebt. Er und seine Frau lieben sich so herzlich, wie die Kinder: sie zanken sich aber auch so. Zwölf Jahre hat er sich mit ihr gezankt, zwölf Jahre mit ihr ausgesöhnt, und ein Jahr ungefähr rechnet er auf die Zeit, wo sie beide geschmollt haben. Diese beständige Abwechselung hat ihm seinen Ehestand so neu gemacht, daß er seine Frau noch diese Stunde nicht überdrüßig ist. Er liebte sie von ganzem Herzen; und sollte sie sterben . . ich wünsche es dem ehrlichen Manne nicht . . . aber sollte der Himmel über sie gebieten; er würde untröstbar, ganz untröstbar seyn. Wenigstens in den ersten vier Wochen würde er nicht wieder heurathen.

Ich

Ich habe oben gesagt, daß die Liebe, welche nicht kostet, vornehmlich nur von der Liebe unverheuratheter Personen zu verstehen sey. Mich dünkt, ich habe diese Wahrheit schon deutlich genug erwiesen; aber zum Ueberfluß will ich noch ein Paar Geschichten erzählen, welche sie ganz unumstößlich machen sollen.

Meine alten Landsleute, die Spanier, sind wohl unstreitig diejenigen, die bey ihrer ernsthaften Liebe am beständigsten lieben. In Buentara, einem Städtchen am pyrenäischen Gebürge, lebten, unter der Regierung Ferdinands, zwo junge Personen, die sich schon im ersten Jahre zwar kindisch, doch vorzüglich liebten. Diego und Isabelle waren ihre Namen. Beide waren die einzigen Erben ziemlich reicher Kaufleute. Die Aeltern schienen mit dem vertrauten Umgange ihrer Kinder sehr wohl zufrieden zu seyn. Die Liebe macht vor den Jahren verständig und alt; daher kam es, daß unser junges Paar schon in denen Jahren, wo andre Kinder noch nicht aufhören zu spielen, sich ernsthaft liebten und eine ewige Treue schwuren. Der junge Diego saß halbe Nächte unter dem Erker seiner Gebieterinn, und kratzte ihr, nach der Gewohnheit des Landes, auf der Cither seine Liebe vor. Dieses Vergnügen dauerte nicht lange. Ein unglücklicher Zufall machte, daß sein Vater auf einmal sein ganzes Vermögen und seine Freyheit verlor. Isabellen rührte dieser Umstand nicht mehr, als sie das Unglück eines Freundes rühren mußte. In ihrer Liebe machte es keine Aenderung; und weil sie großmüthig genug war, so gab sie ihrer Mutter zu verstehen, daß sie nunmehr durch Beschleunigung der Heurath die beste Gelegenheit habe, dem Diego zu zeigen, wie uneigennützig ihre Liebe sey. Der Vater, ein vollkommener Kauf-

mann, war ganz andrer Meynung. Er rechnete nach, und fand, daß Diego nicht liebenswürdig genug sey. Seine Tochter zwang er, einen reichen Wittwer zu heurathen, dessen kränklicher Körper alle Hoffnung machte, daß er bald sterben würde. Der unglückliche Diego hatte das Versprechen der Aeltern und das Herz der Isabelle vor sich; aber er war zu arm, als daß der Richter seine Ansprüche hätte billig finden sollen. Es war ihm unmöglich, länger an diesem Orte zu leben. Er floh in seinem achtzehnten Jahre aus seinem Vaterlande; und Isabelle, die nur ihr sechzehntes Jahr erreicht hatte, war bey einem sehr zärtlichen Abschiede zu tugendhaft, ihm etwas mehrers zu erlauben, als die Hoffnung, daß sie ihn ewig lieben werde. Diego suchte, nach den Regeln der spanischen Romane, seinen Tod im Kriege. Diesen fand er nicht; aber dafür eine traurige Gefangenschaft, welche ihn hinderte, seiner Freundinn Nachricht von sich zu geben. Isabellens unglückliche Ehe dauerte nicht länger als acht Jahre, da ihr eifersüchtiger Tyrann starb, und ihr das Andenken vieler mißvergnügten Stunden, zugleich aber auch ein ansehnliches Vermögen verließ, welches durch den Tod ihres Vaters um die Hälfte vermehrt ward. Nun war sie Herr von ihren Schätzen und ihrer Hand. Sie suchte ihren Diego; aber es war unmöglich, einige Nachricht von ihm zu erlangen. Zehen Jahre lang erwartete sie seine Zurückkunft, nach dem Beyspiele einer zärtlichen Penelope; welche Geschichte aber so sonderbar ist, daß nicht einmal die Dichter das Herz gehabt haben, sie für etwas anders, als für eine Fabel auszugeben. Endlich bekam Isabelle die schreckliche Nachricht, daß ihr Diego schon vor funfzehn Jahren in einem unglücklichen Treffen geblieben sey. Sie

weihte seinem Andenken die redlichsten Thränen, legte seinetwegen öffentliche Trauer an, und ließ sich sodann durch das Zureden ihrer Freunde bewegen, sich wieder zu verheurathen. Inzwischen hatte Diego das Glück gehabt, aus seiner Gefangenschaft zu entkommen. Er erfuhr in Barcelona, daß Isabellens Tyrann gestorben und ihre Hand noch frey sey. Er flog nach Buentara, und der Unglückliche vernahm, daß seine Geliebte, nur vor einigen Wochen, eine neue Wahl getroffen habe; aber zugleich erfuhr er auch, zu seiner großen Beruhigung, mit wie viel Sehnsucht Isabelle seine Rückkunft erwartet, und sich zur neuen Heurath eher nicht entschlossen habe, bis man ihr seinen Tod versichert. Er wagte es nicht, sie zu sprechen; denn er hörte, ihr Mann sey so eifersüchtig, daß man selbst in Spanien seine Eifersucht tadelte. Er gab ihr schriftlich die Versicherung von seiner alten unverrosteten Liebe; und eben dergleichen Versicherung erhielt er von ihr. Er ließ ihr bey seinem Abschiede wissen, daß er in die amerikanischen Colonien gehen würde, sein Glück durch den Handel zu versuchen. Isabelle war untröstbar. Diego fand in Amerika sein Glück, und gelangte durch eine Heurath zu großen Schätzen. Er lebte mit seiner Frau sehr zufrieden, und wußte an ihr nichts zu tadeln, als daß sie nicht Isabelle war. Diese hatte sechs Jahre unter der Tyranney ihres Eifersüchtigen geseufzet, und ihr Unglück alsdann doppelt empfunden, wenn es ihr einfiel, daß es ihre eigne Wahl gewesen, und daß sie mit ihrem Diego hätte glücklich leben können, wenn sie nur noch einen Monat mit dieser Wahl angestanden. Der Tod war zum zweyten male so gefällig, sie aus diesem Joche zu reißen. So bald die Zeit vorbey war, welche, nicht die Liebe, sondern der Wohlstand

 zur

zur Trauer erfoderte; so gab sie sich Mühe, zu erfahren, ob Diego lebe. Sie erfuhr gar bald, daß er in Mexiko sey. Man wußte nichts von seiner Heurath; und vor heftiger Liebe vergaß sie, sich darnach genauer zu erkundigen. Eben diese Liebe verhinderte sie, auf den Zweifel zu fallen, ob sie wohl ihrem Diego im vierzigsten Jahre noch eben so reizend seyn werde, als sie es im sechzehnten gewesen war. Sie eilte von den Füßen der pyrenäischen Gebürge nach Mexiko, in Begleitung eines ihrer nahen Verwandten, der ein Kaufmann war. Sie kam gesund an, und war trunken von zärtlicher Hoffnung, daß sie wenigstens nunmehr die Glückliche werden würde, welche sie seit dreyßig Jahren zu seyn gewünscht. Eben war sie im Begriffe, ans Land zu steigen, als sie ihren Diego an dem Ufer gehen sah, um dessen Arm sich ein Frauenzimmer sehr vertraulich geschlungen hatte. Sie glaubte zu träumen; die Knie zitterten ihr, und sie fiel in die Arme ihres Vetters zurück. Ohnmächtig? Ja freylich! Was wäre das für ein Roman, wo die Heldinn nicht wenigstens einmal ohnmächtig würde? Endlich erholte sie sich; sie klagte ihr Unglück ihrem Vetter, dem die Ursachen dieser verliebten Wallfahrt nicht ganz unbekannt waren. Der Schluß ward gefaßt, daß sie sich verborgen halten und mit dem nächsten Schiffe nach Cadix zurück gehen solle. Es geschah dieses nach wenigen Tagen, die sie anwandte, von dem Glücke ihres angebeteten Freundes genaue Erkundigung einzuziehen. Sie hielt sich während derselben sehr sorgfältig verborgen, und er hatte keine Vermuthung, daß ihm diejenige Person so nahe sey, welche vielleicht allein vermögend gewesen wäre, so viel bey ihm auszuwirken, daß ihn die getroffene Verbindung mit seiner liebenswürdigen Frau

gereuet hätte. So großmüthig war Isabelle, ihrem Diego eine Unruhe zu ersparen. Sie blieb in Cadix, in dem Hause ihres Verwandten. Sie that dieses, um demjenigen näher zu seyn, der ihr Herz hatte: So würde ich sagen, wenn ich einen förmlichen Roman schriebe. Aber, weil ich den nicht schreibe, so will ich aufrichtig gestehen, daß ich es nicht weis, warum sie es that. Hier brachte sie dreyzehn Jahre in einer todten Einsamkeit, unter den zärtlichsten Seufzern nach ihrem Diego, zu. Ihr Verwandter gab ihr mit jedem Schiffe Nachricht, daß er gesund und vergnügt lebe; sie freute sich über sein Glück, und vergoß stille Zähren, daß nicht sie dieses Glück mit ihm theilen sollte. Die beständig wiederholten Nachrichten, daß die Frau des Diego gesund sey, benahmen ihr alle Hoffnung, und brachten sie auf die frommen Gedanken, in ein Kloster zu gehen. Die Widerwärtigkeit, die sie in der Welt ausgestanden hatte, und der Kummer, der ihr freundschaftliches Herz nagte, machten ihr diesen Einfall angenehm und ernstlich. Der Geistliche, dem sie die Sorge für ihre Seele anvertrauet hatte, ermunterte sie noch mehr dazu und freute sich, daß er dem Himmel ein geheiligtes Opfer und dem Kloster eine reiche Wittwe zuführen sollte. Binnen der Zeit hatte Diego so viel Reichthümer erworben, daß er, ob er schon ein Kaufmann war, doch glaubte, er habe genug. Er wünschte sich, solche in seinem Vaterlande ruhig zu genießen, und wer Lust hat, Böses zu denken, der kann glauben, daß er es auch darum wünschte, um sein Leben in der Gesellschaft der unvergeßnen Isabelle zu beschließen. Er eröffnete sein Vorhaben seiner Frau, und diese widersprach ihm nicht; denn in der neuen Welt hatte man vor zweyhundert Jahren verschiedene Exempel,

daß

daß die Weiber den Männern nicht widersprachen. Sie begaben sich beide zu Schiffe und näherten sich glücklich den Küsten von Spanien. Nun werden meine Leser den Ausgang dieser Geschichte bald argwohnen können. Vielleicht sind sie für mich besorgt, was ich mit seiner Frau anfangen will, in deren Gesellschaft er nach seinem Vaterlande zurück kehrte? Der Sache ist bald abzuhelfen. Sie sind noch hundert Meilen von Cadix entfernt. Vielleicht kömmt ein Sturm, vielleicht ein Seeräuber? Aber sie nähern sich der Küste glücklich; sie erblickten den gewünschten Hafen schon von ferne. Was soll ich mit der Frau anfangen? : : : Gut; sie muß sterben! : : : : : Diego, den der Anblick seines Vaterlandes von neuem belebte, hatte in der letzten Nacht das unvermuthete Unglück, daß sein Weib, das er in der That mehr liebte, als ein Weib, in seinen Armen starb. Dieser Vorfall nöthigte ihn, einige Monate in Cadix zu bleiben. Er hörte in verschiedenen Gesellschaften den Ruhm einer heiligen Isabelle, welche der Ueberfluß ihrer zeitlichen Güter nicht abhalten können, den Ueberrest ihrer Jahre der Andacht und dem Kloster zu widmen. Die Neugier und vielleicht ein unbekannter Trieb, bewegte ihn, diese fromme Heldinn kennen zu lernen. Er sah sie, und er glaubte, er sähe die Mutter seiner angebeteten Isabelle. Sein Herz schlug ihm; er betrachtete sie genauer, und zitterte vor Freuden; denn er sah, daß sie wirklich seine Isabelle war. Er näherte sich ihr mit bebenden Schritten und redete sie stammelnd an. Isabelle nahm die Brille von ihrem ehrwürdigen Gesichte, und in dem Augenblick sagten ihr das Herz und die Augen, ihr Diego sey es. Sie sank vor : : : : nein, das war zu viel. Verliebte Wittwen von sechs und funfzig Jahren sinken

nicht

nicht mehr in Ohnmacht. Sie blieb also stehen. Sie freute sich, ihn zu sehen, wie sich eine Schwester über die unerwartete Ankunft eines geliebten Bruder's freuet. Sie erkundigte sich nach der Ursache seiner tiefen Trauer, und erfuhr eine Neuigkeit, bey der ihre Runzeln erröcheten. Diego wiederholte einige Tage hinter einander seinen Besuch. Er war frey. Isabelle hatte den Schritt noch nicht gethan, der sie genöthiget hätte, eine Gelübde zu halten, die ihr nunmehr gewiß eben so unerträglich würde gewesen seyn, als sie einem feurigen Kinde von funfzehn Jahren ist, welche der Geiz des Vaters und der Haß einer eigennützigen Stiefmutter dem Herrn opfert. Diego und Isabelle gestunden also einander, daß sie sich noch beide eben so liebten, wie vor vierzig Jahren. Nun war keine Hinderung weiter im Wege, welche sie abhalten konnte, ihre Liebe öffentlich zu gestehen. Sie reisten nach Buentara, und sahen einander noch eben so zärtlich an, als sie vor vierzig Jahren einander geküßt hatten. Wenn Diego recht jugendlich vergnügt seyn wollte: so setzte er sich mit seiner Cither unter eben den Erker, unter welchem er in seiner Jugend geseufzet hatte. Hier spielte er zu Ehren seiner Isabelle den horchenden Enkeln die rührenden Lieder vor, über welche ihre Großväter so oft eifersüchtig geworden waren. Sein Glück dauerte nicht lange. Er starb, und hinterließ Isabellen, als eine Wittwe von ein und sechzig Jahren, welche über diesen Tod so untröstbar war, daß sie, wie man mich gewiß versichern wollen, sich nach seinem Tode niemals hat entschließen können, wieder zu heurathen. Ist wohl ein Beweis in der ganzen Welt stärker, als dieser, daß alte Liebe nicht rostet?

Ich

Ich habe meinen Lesern zum Beweis dieses Satzes noch ein Exempel versprochen. Es ist, wie ich hoffe, eben so erbaulich, wenn es gleich nicht so merkwürdig und so weitläuftig ist.

Auf der hohen Schule zu Leyden habe ich dem Begräbnisse einer ehrwürdigen Jungfer beygewohnt, welche sich nicht eher, als im siebenzigsten Jahre durch den Tod in einer Liebe hatte stören lassen, die sich im vierzehnten Jahre angefangen hatte. In diesem Jahre stund sie, da sie einen jungen Baron von gutem Hause kennen lernte, der sich in Leyden seiner Studien wegen aufhielte. Brigitta liebte ihn, so bald sie ihn sah; Es war ihre erste Liebe, und die erste Liebe eines jungen Mädchens ist gemeiniglich so heftig, daß sie sich schwerlich verbergen läßt. Am wenigsten hatte sie in Willens, solche vor dem Baron zu verbergen. Diese jungen Herren verstehen sehr oft auf Universitäten die Sprache der Augen besser, als die Sprache des Lehrers. Der Baron glaubte, seine müßigen Stunden, und deren hatte er täglich vier und zwanzig, nicht besser anwenden zu können, als wenn er mit dem hübschen Bürgermädchen tändelte. Das arme Kind liebte ernsthafter. Sie schwur ihn ewig zu lieben; dem Baron war es nichts neues, eben so zu schwören. Die leichtgläubige Brigitta war vor Vergnügen ganz außer sich. Aber die Zeit kam, wo der Baron nach Hause gehen mußte. Er verließ die Universität, schwur beym Abschiede noch hundertmal, und vergaß Brigitten. Diese Unglückliche hatte den Baron zu vertraut geliebt; die Folgen davon waren ihr und ihrer Familie beschwerlich. In kurzem erfuhr sie, daß der Baron gleich nach seiner Zurückkunft geheurathet hatte. Diese Nachricht verdoppelte ihre Thränen; aber sie hörte nicht auf, ihn zu lie-

lieben, auch alsdann, da sie ihn ganz ohne Hoffnung liebte. In dieser Einsamkeit waren zwanzig Jahre vorbey gegangen. Der Sohn ihres Meineidigen kam auf eben die hohe Schule, und fand Gelegenheit, Brigitten kennen zu lernen. Es giebt Gesichter, die so frisch sind, daß sie auch noch in ihrem vier und dreyßigsten Jahre einen jungen Menschen reizen können, der zum ersten mal in die Welt kömmt. Ja! oft reizen sie mit beßerm Erfolge, wenn ihre Annehmlichkeiten mit einer künstlichen Koquetterie verbunden sind. Brigitte war entzückt, den Sohn desjenigen vor ihren Füßen zu sehen, den sie noch nicht vergessen hatte, und den sie nunmehr in seinem Sohne zu lieben glaubte. Sie liebte den jungen Baron, und liebte ihn so ernstlich, wie den Vater; doch mit dem Unterschiede, daß sie ihn allein schwören ließ, und selbst nicht schwur. Die Erfahrung hatte sie seit der Zeit gelehrt, daß ein Universitätsroman länger nicht, als höchstens drey Jahre dauert. Itzt sah sie der Entwickelung ihres Romans ganz gelassen entgegen und nutzte die kurze Zeit sehr vorsichtig. Sie ließ ihn endlich aus ihren Armen; nicht mit der wilden Empfindung einer jungen Liebhaberinn, sondern mit der ernsthaften Zärtlichkeit einer liebreichen Mutter, welche ihren Sohn von sich läßt, ohne Hoffnung zu haben, ihn wieder zu sehen. Die Thränen, welche sie bey dem Abschiede vergoß, waren Thränen, welche sie dem Andenken seines Vaters weihete. Der junge Baron machte es, wie sein Vater. Er setzte sich auf seine Güter, heurathete und vergaß Brigitten, welche an ihn immer mit Vergnügen und an seinen Vater nicht ohne Seufzer dachte. Unter einer bequemen Ruhe, die sie bey ihrem ansehnlichen Vermögen sich verschaffen konnte, war sie in ihr neun

und funfzigstes Jahr getreten, da sie erfuhr, daß der Enkel ihres noch angebeteten Barons, und der Sohn ihres noch unvergeßnen Liebhabers auf die hohe Schule gekommen sey. Es gieng ihr nahe, da man ihr zugleich die Nachricht gab, daß die Familie durch verschiedenes Unglück in gänzlichen Verfall gekommen sey. Dieses war eine Ursache mehr, warum sie verlangte, den jungen Baron kennen zu lernen. Sie wollte gegen sich selbst eine Liebe verbergen, die bey ihren Jahren lächerlich war; sie beredete sich also, es sey nur ein freundschaftliches Mitleiden, welches sie dem Andenken seines Vaters und seines Großvaters schuldig sey. Aber sie betrog sich selbst. Es war die uralte Liebe zu seinem Großvater, und die alte Liebe zu seinem Vater, daß sie die Freundschaft des Enkels suchte. Dieses unschuldige Kind war in seinem siebzehnten Jahre. Der Mangel nöthigte ihn, eingezogen, demüthig und fleißig zu seyn. Brigitta machte sich diesen glücklichen Umstand zu Nutze. Sie wußte es durch ihre Freunde so einzurichten, daß der Baron die Zimmer von ihr miethete und an ihrem Tische speiste. Der tägliche Umgang und die mütterliche Vorsorge der Brigitte, wirkte bey dem unerfahrnen Baron eine gewisse Empfindung, die er Dankbarkeit nannte. Seine Versorgerinn hatte noch in ihrem neun und funfzigsten Jahre einigen Rest derjenigen Annehmlichkeit übrig, welche seinem Großvater so gefährlich gewesen war. Der tägliche Umgang mit ihr machte ihn gegen diesen Rest empfindlich. Mit einem Worte; ehe die drey Universitätsjahre völlig verflossen waren, so bewies Brigitta durch ihre Geschicklichkeit den wahren Satz, daß gemeiniglich junge Liebhaber ihre ersten Zärtlichkeiten in den Armen einer alten Buhlerinn verschwenden. Sie empfand in diesem

an-

angenehmen Augenblicke ein dreyfaches Vergnügen, daß sie bey den Schmeicheleyen des Enkels sich mit einem male aller der Entzückungen erinnerte, welche sie in den Umarmungen des Vaters und des Großvaters genossen hatte. Damit meine Leser nicht die geringste Unwahrscheinlichkeit in dieser Geschichte finden; so muß ich erinnern, daß die Mutter der Brigitte keine frostige Niederländerinn, sondern von Euen war.

Werden meine Leser nunmehro noch einen Augenblick zweifeln können, daß alte Liebe nicht rostet?

Ehe ich schließe, will ich noch eine Anmerkung machen. Ich kenne Leute, welche glauben, daß die Liebe einer unverheuratheten Mannsperson gegen ein verehlichtes Frauenzimmer die empfindlichste und dauerhafteste Liebe sey. Die Ursachen, die man davon anführen wollen, sind bekannt; man weis auch solche durch verschiedne Exempel erheblich zu machen, da eine solche Liebe sich erst nach vielen Jahren mit dem Tode geendigt hat. Es kann seyn; und dennoch bin ich einer ganz andern Meynung. Die Provinz Grenada hatte in vorigen Zeiten verschiedne besondere Rechte, die ihren Ursprung noch von den barbarischen Mauren haben mochten. Unter solchen war ein schreckliches Gesetz, welches dergleichen Liebe auf diese Art bestrafte. Ward eine Frau, oder ein Mann eines solchen Umganges überzeugt, so trennte man zuvörderst die Ehe, nöthigte den ungetreuen Theil, diejenige Person, welche sie wider die Gesetze geliebt hatte, so fort zu heurathen; und eine solche Ehe konnte nimmermehr wieder getrennt werden. Ich läugne es nicht, diese Gerechtigkeit ist entsetzlich. Gegen diese sind alle andre Strafen, so unnatürlich sie auch zu seyn scheinen, doch nur ein

Spiel. Man stelle sich einmal eine unglückliche Mannsperson vor, welche auf eine solche Art genöthiget wird, eine Frau auf ewig zu heurathen, die sie nur wegen ihrer Laster liebt. Hat dieser Umgang schon einige Zeit gedauert, so ist der ekelhafte Ueberdruß die natürliche Folge; und itzt soll er gezwungen werden, seinen Ehestand mit eben dem Widerwillen anzufangen, mit dem ihn andere beschliessen. Er kennt schon die Untreue seiner itzigen Frau: Hat er wohl den geringsten Grund zu glauben, daß sie ihm getreuer seyn werde? Er hat sie alle Vortheile gelehrt, ihren ersten Mann zu betrügen; nun wird sie diese wider ihn anwenden. Er weis das, und darf ihr nicht einmal Vorwürfe darüber machen, ohne sich selbst zu verdammen. Eine Eifersucht von dieser Art muß eine Hölle und ihm desto schrecklicher seyn; denn er fühlt, das er sie verdient hat. Ein jeder Blick von seinen Bekannten ist für ihn eine Spötterey. Man flieht seinen Umgang, wie den Umgang eines Unglücklichen, der wegen seiner Verbrechen auf die Galeeren geschmiedet ist. Vielleicht wäre seine Strafe nur halb empfindlich, wenn seine ungetreue Frau eben so sehr dadurch gezüchtiget würde. Aber er empfindet sie ganz allein, da sie sich ihren Ausschweifungen ohne die geringste Sorge überlassen darf. Denn nunmehr ist sie dafür sicher, wegen ihrer Untreue jemals von ihrem itzigen Manne getrennt zu werden, welchen die Gesetze ganz hülflos lassen, da er der erste gewesen ist, der sie gegen ihren vorigen Mann untreu gemacht hat.

Ich will nicht wünschen, daß dieses Gesetz auch unter uns deutschen Christen eingeführt werden möge. Was für eine jämmerliche Verwüstung würde dieses unter unsrer galanten Jugend anrichten! Was für

Zerrüttungen würden daraus in den ansehnlichsten Familien entstehen! Was für unnatürliche Ehen würden daraus erwachsen, wenn Seine Excellenz die Tochter des Verwalters, und der Kutscher die gnädige Frau heurathen müßte? Deutschland würde zur Hölle, die Hälfte der Häuser würden zu Zuchthäusern werden. Die traurigsten Proben davon habe ich bey verschiednen Ehen gesehen, wo die Mannspersonen, ohne einigen Zwang der Gesetze, die verwegne Uebereilung begangen haben, sich mit derjenigen Frau zu verheurathen, welche sie beym Leben des ersten Mannes zur Untreue verführt hatten. Nicht eine einzige ist vergnügt gewesen. Der Mann war unter ihnen der glücklichste, der zuerst starb *).

Ich habe für nöthig angesehen, mich hierbey etwas länger aufzuhalten, da diese Nachricht zu einem neuen Beweise dienen konnte, daß alte Liebe hauptsächlich nur bey unverheuratheten Personen nicht rostet, bey dem Zwange der Ehe aber sehr leicht verrostet.

*) Man sieht wohl, daß Herr Anton Pansa dieses in Westphalen geschrieben hat. Wäre er in Sachsen gewesen; so würde er es mit mehrerer Einschränkung behauptet haben: denn in Sachsen, wo man zu leben weis, giebt es noch hin und wieder solche glückliche Ehebrecher.

Spiel. Man stelle sich einmal eine unglückliche Mannsperson vor, welche auf eine solche Art genöthiget wird, eine Frau auf ewig zu heurathen, die sie nur wegen ihrer Laster liebt. Hat dieser Umgang schon einige Zeit gedauert, so ist der ekelhafte Ueberdruß die natürliche Folge; und itzt soll er gezwungen werden, seinen Ehestand mit eben dem Widerwillen anzufangen, mit dem ihn andere beschliessen. Er kennt schon die Untreue seiner itzigen Frau: Hat er wohl den geringsten Grund zu glauben, daß sie ihm getreuer seyn werde? Er hat sie alle Vortheile gelehrt, ihren ersten Mann zu betrügen; nun wird sie diese wider ihn anwenden. Er weis das, und darf ihr nicht einmal Vorwürfe darüber machen, ohne sich selbst zu verdammen. Eine Eifersucht von dieser Art muß eine Hölle und ihm desto schrecklicher seyn; denn er fühlt, das er sie verdient hat. Ein jeder Blick von seinen Bekannten ist für ihn eine Spötterey. Man flieht seinen Umgang, wie den Umgang eines Unglücklichen, der wegen seiner Verbrechen auf die Galeeren geschmiedet ist. Vielleicht wäre seine Strafe nur halb empfindlich, wenn seine ungetreue Frau eben so sehr dadurch gezüchtiget würde. Aber er empfindet sie ganz allein, da sie sich ihren Ausschweifungen ohne die geringste Sorge überlassen darf. Denn nunmehr ist sie dafür sicher, wegen ihrer Untreue jemals von ihrem itzigen Manne getrennt zu werden, welchen die Gesetze ganz hülflos lassen, da er der erste gewesen ist, der sie gegen ihren vorigen Mann untreu gemacht hat.

Ich will nicht wünschen, daß dieses Gesetz auch unter uns deutschen Christen eingeführt werden möge. Was für eine jämmerliche Verwüstung würde dieses unter unsrer galanten Jugend anrichten! Was für

Zer-

Zerrüttungen würden daraus in den ansehnlichsten Familien entstehen! Was für unnatürliche Ehen würden daraus erwachsen, wenn Seine Excellenz die Tochter des Verwalters, und der Kutscher die gnädige Frau heurathen müßte? Deutschland würde zur Hölle, die Hälfte der Häuser würden zu Zuchthäusern werden. Die traurigsten Proben davon habe ich bey verschiednen Ehen gesehen, wo die Mannspersonen, ohne einigen Zwang der Gesetze, die verwegne Uebereilung begangen haben, sich mit derjenigen Frau zu verheurathen, welche sie beym Leben des ersten Mannes zur Untreue verführet hatten. Nicht eine einzige ist vergnügt gewesen. Der Mann war unter ihnen der glücklichste, der zuerst starb *).

Ich habe für nöthig angesehen, mich hierbey etwas länger aufzuhalten, da diese Nachricht zu einem neuen Beweise dienen konnte, daß alte Liebe hauptsächlich nur bey unverheuratheten Personen nicht rostet, bey dem Zwange der Ehe aber sehr leicht verrostet.

*) Man sieht wohl, daß Herr Anton Pansa dieses in Westphalen geschrieben hat. Wäre er in Sachsen gewesen; so würde er es mit mehrerer Einschränkung behauptet haben: denn in Sachsen, wo man zu leben weis, giebt es noch hin und wieder solche glückliche Ehebrecher.

Eine Hand wäscht die andere.

In diesem Sprüchworte liegt der Grund aller geselligen Pflichten und aller daraus entspringenden Glückseligkeit der Menschen. Unsre Philosophen mögen gleich ganze Lasten moralischer Quartanten auf einander häufen, so werden sie doch darinnen weiter nichts sagen können, als was uns dieses einzige Sprüchwort lehrt. Wer dieses in seinem ganzen Umfange kennt, und mit der Vorsicht eines vernünftigen Mannes ausübt; der kann seines Glücks gewiß seyn. Er wird bey mittelmäßigen Gaben groß, und, wenn er auch Fehler hat, doch bey jedermann beliebt seyn. Versäumt er aber die große Pflicht, auf die uns dieses Sprüchwort weist; so ist er unvermeidlich verloren. Ohne die Tugend scheint uns der größte Prinz nur ein verächtlicher Verwalter fremder Güter zu seyn, [illegible] auf Rechnung sitzt. Der Staatsmann wird zum Finanzenpachter, der Finanzenpachter zum Pedanten, und der Pedant zum Klotze, wenn er vergißt, daß er auch für andre lebt, und daß er nicht glücklich seyn kann, ohne vorher andre glücklich zu machen, oder, mit unserm Texte zu reden, wenn er vergißt, daß keine Hand sich selbst waschen könne.

Ich gebe mir bey aller Gelegenheit Mühe, zu zeigen, daß wir Menschen so verderbt nicht sind, als es uns der finstre Eigensinn einiger milzsüchtigen Moralisten bereden will. Ich behalte mir vor, dieses in einer besondern Abhandlung zu thun, und freue mich, daß ich alsdann mein menschenfreundliches Amt ausüben und diejenigen, welche entweder durch traurige Vorurtheile eingenommen, oder doch auf die Tugenden andererer

rer Menschen so aufmerksam nicht sind, als ich es bin; daß ich diese überführen kann, wie ängstlich unsre Nebenmenschen sich angelegen seyn lassen, in allen Ständen die große Pflicht zu erfüllen, welche mein Sprüchwort predigt.

Itzt bitte ich mir nur die Erlaubniß aus, einige Betrachtungen über die gewöhnlichsten Ursachen anzustellen, welche die Menschen bewegen, andern zu dienen.

Hierzu gehört mehr nicht, als eine nur mittelmäßige Aufmerksamkeit auf die Handlungen, welche täglich um uns herum vorgehen; so wird man sehen, daß beynahe alle Dienstgefälligkeiten, welche ein Mensch dem andern leistet, vornehmlich in der Absicht geschehen, sich selbst einen noch größern Dienst zu leisten. Eine Pflicht, die uns die Natur lehret! Der Philosoph erfindet neue Wahrheiten, lauter neue, wichtige Wahrheiten; aber seine Schüler und der Verleger müssen sie bezahlen. Der Advokat zankt sich und lästert für unsre gerechte und ungerechte Sache; etwann nur aus Liebe zu uns? Nein, er liquidirt. Umsonst tödtet kein Arzt. Der Poet bewegt Himmel und Hölle, seinen Mäcenat zu vergöttern; warum? Das weis sein Mäcenat wohl.

Dieses ist nur ein einziger Blick, den ich meine Leser auf die Handlungen einiger Stände thun lasse, und zwar solcher Stände, deren Vortheil es schlechterdings verlangt, allen Leuten, mit denen sie zu thun haben, gleich anfangs die Ursachen deutlich zu sagen, warum sie eigentlich dienstfertig sind.

Wie viel neue Beweise meiner grossen Wahrheit würden wir finden, wenn wir uns die Mühe nicht wollten dauern lassen, mit einer genauen Aufmerksam-

keit auch diejenigen Handlungen der Menschen zu betrachten, welche ganz uneigennützig zu seyn scheinen!

In einem kleinen Städtchen, drey Meilen von mir, wohnt ein Mann, der sich von guten Werken nährt. Er verließ eine volkreiche Stadt und zog an diesen öden Ort, wo seine liebreichen Verdienste gegen den Nächsten etwas besser bemerkt werden, als unter jenem Getümmel. Er erquickt von Zeit zu Zeit einige arme Familien durch kleine Wohlthaten, die er ihnen durch verschiedene Umwege zufließen läßt. Er wird es niemals gestehen, daß sie von ihm kommen. Sein Gesicht hat er gewöhnt, zu erröthen, so bald man ihm merken läßt, daß man nur ihn für diesen unbekannten Vater der Wittwen und Waisen hält. Er betheuert uns, er sey dieser Glückliche nicht, welchem der Himmel so vieles Vermögen anvertrauet habe, daß er andern wohlthun könne. Er betheuert dieses; aber nimmermehr wird er es euch verzeihen, wenn ihr seinen Betheurungen glaubt. Er weis die Personen sehr vorsichtig zu wählen, durch die er seine guten Werke aussäet. Allzu verschwiegen dürfen sie nicht seyn. Er macht sie geschwätzig, indem er sie beschwört, ihn nicht zu verrathen. Mit einem Worte! Seine Hand tauscht im Stillen, um bemerkt zu werden. Thut er dieses ohne Vortheil? Nichts weniger. Hundert erwirbt er mit Hunderten. Selten wird ein Testament einer reichen Betschwester oder eines bußfertigen Wucherers eröffnet, in welchem nicht die ansehnlichste Summe diesem Manne zufällt, der nichts für sich, sondern alles für die nothleidenden Armen besitzt. Die einträglichsten Aemter überläßt man ihm, da man niemanden kennt, der sie so uneigennützig verwalte. Die reichsten Familien halten es für einen Segen, sich

mit

mit seiner Familie zu verbinden. Könnte dieser Heuchler, denn ein Heuchler ist er, ich kenne ihn besser; könnte er durch Straßenraub mehr verdienen, als er durch seine guten Werke verdient? Dieser fromme Mäckler ist bey seinem heiligen Wucher, den die Gesetze auf keine pro Cent einschränken, so lange sicher, als er sich hütet, daß der eigennützige Heuchler nicht entdeckt wird.

Ich fühle es, ich werde zu ernsthaft. Ich predige Buße, und hatte mir vorgesetzt, zu lachen. Ich will nicht weiter an diesen Elenden denken. Meine Leser werden vielleicht mehr Vergnügen darinnen finden, wenn ich ihnen durch einige Exempel zeige, wie allgemein diese Wahrheit sey, daß eine Hand die andere wäscht; und wie sorgfältig unsre Mitbürger andern Gefälligkeiten erzeigen, um ihren eignen Nutzen desto mehr zu befördern.

Macht Platz! Hier kömmt ein armer Bauer, welcher unter der Last eines Scheffel Mehls gebückt zu seinem Richter kriecht. Seine Frau begleitet ihn mit sorgsamen Blicken und trägt einen Theil des rechtlichen Beweises in ihrer Schürze. An der linken Hand führt sie den ältesten ihrer Söhne, welcher schon stark genug ist, zwo Hüner zum Opfer zu schleppen. Armer Freund! wo willst du hin? wessen Hand willst du waschen? Wer ist deine Gegenpart? : : : : Einfältiger Tropf! Für so viele Hände soll dieses Wenige. Den Augenblick begegnete mir dein Widerpart in einer Kutsche mit sechs Pferden, in welche er ein ganzes Vorwerk aufgeladen hatte. : : : : Die Gerechtigkeit deiner Sache? wie thöricht denkst du? Ehrlich, wie ein Bauer, aber eben so dumm! Eine gefüllte Börse thut mehr, als Pergament und zwanzig Zeugen. Und darüber

wunderst du dich noch? Nein, mein gutes Weib, mit Thränen macht ihr es nicht aus! Was soll des Amtmanns Frau mit diesem elenden Flachse machen? : : : Ja, das glaube ich wohl, daß es euch sauer wird, so viel bey eurer Armuth zu entbehren; aber, mein Kind, fünf Schragen Holz! bedenkt es nur selbst, fünf Schragen hartes Holz! Wie geschwind wird hier euer Flachs in die Höhe lodern! : : : : Nun meinethalben! Wenn ihr glaubt, es besser zu verstehn, so geht immer hin. Ich wünsche euch Glück!

Der Mann dauert mich. Er hat ein ehrliches Herz, er hat eine gerechte Sache; aber Geld hat der Narr nicht. Inzwischen habe ich doch aus seinen Reden so viel angemerkt, daß er von der Wahrheit unsers Sprüchworts: **Eine Hand wäscht die andre,** völlig überzeugt ist. Die Hüner sollten dem Schreiber. »Aber, warum eben diesem?« fragte ich. Je Herr, sagte der Bauer, er steht gut bey der Frau Amtmannin. »Und das Mehl?« Das kriegt des Bürgermeisters Frau. »Aber wie kömmt diese dazu?« Hum! Unser Herr Amtmann kann sie wohl leiden.

Die Logik unsers Bauers ist gar nicht unrecht; aber der Nachdruck fehlt seinen Schlüssen. Der Bauer den Schreiber, dieser die Amtmänninn, diese ihren Mann; Auf der andern Seite, der Bauer die Bürgermeisterinn, und diese den Amtmann. So waschen diese Hände einander in der schönsten Ordnung; und gar weibliche Hände die waschen scharf!

Und doch verliert der arme Bauer gewiß. Er hat einen zu wichtigen Gegner. Dieser badet gar. Seine eigennützige Aufmerksamkeit erstreckt sich bis auf die geringsten Personen, von denen er vermuthen kann, daß sie einen Zutritt zu demjenigen haben, der angesehen

hen und wichtig genug ist, sein Glück zu hindern. Der Gerichtsdiener ist der erste, welchen er auf seine Seite zu bringen sucht. Dieser elende Mensch, so gering er ist, hat dennoch sehr vornehme Fehler. Er ist hochmüthig; denn er hat keine Verdienste. Er liebt den Trunk; zwar trinkt er nur Branntwein; aber wäre er Rath, so würde er sich im Rheinweine berauschen. Er liebt die Geschenke so sehr, wie sein Herr. Unser vernünftige Beklagte weis sich dieses alles zu Nutze zu machen. So bald er aus dem Wagen steigt, grüßt er mit einer besondern Freundlichkeit den Gerichtsdiener, der ihn an der Thüre hungrig erwartet. Er drückt ihm die Hand, und in dem Hause des Richters ist die Hand eines Beklagten niemals ledig, wenn sie drückt. Da er die Hand der Allerniedrigsten mit so vieler Aufmerksam wäscht; so kann man selbst errathen, wie legal er die übrigen schmiert, auf deren verdientes Wohlwollen und erkauften Ausspruch weit mehr, als auf die unmündigen Gesetze, der Ausschlag seines Proceßes ankömmt. Von dem untersten Schreiber bis auf den obersten Richter, überzeugt er durch proportionirliche Geschenke alle von der Ungerechtigkeit des verarmten Klägers. Sie bearbeiten sich nunmehr unter einander selbst, sich von der Billigkeit der Sache dieses freygebigen Beklagten zu überführen. Einer arbeitet an dem andern, wie bey einer Uhr ein Rad in das andere greift. Der erste Druck, wodurch Beklagter den Gerichtsdiener bewegt, bringt die ganze große Maschine der Gerechtigkeit in Bewegung. Das ist die Wäsche der Gerechtigkeit, von der ich nicht nöthig haben werde, noch mehr zu sagen, da nicht leicht einer von meinen Lesern seyn wird, dem nicht die eigne Erfahrung Gelegenheit giebt, meinen Satz weiter auszuführen.

Ich will nicht hoffen, daß jemand so kurzsichtig seyn und glauben wird, das Sprüchwort: **Eine Hand wäscht die andre**, sey nur ein juristischer Terminus, der weiter nicht vorkomme, als in Gerichtsstuben. Auf dem Markte, in der Küche, beym Katheder, überall findet man ihn; in dem schmutzigen Zimmer eines finstern Pedanten ist er eben so gemein, als unter dem freundschaftlichen Gewäsche in fürstlichen Vorzimmern.

Eifersucht, bittre Vorwürfe und kritische Grobheiten sind die Fehler, die man uns Schriftstellern gemeiniglich Schuld giebt. Man thut uns unrecht; denn, nach einer andern Art von Geschöpfen, sind wir Autores unstreitig diejenigen Kreaturen, die einander am liebsten krauen und sich unter einander gemeinschaftlich die Hände waschen. Ein Skribent, welcher der Welt angepriesen seyn will, wird nicht leicht ermangeln, mit einer kollegialischen Vertraulichkeit sich vor demjenigen zu beugen, welchen seine kunstrichterliche Monatschrift in das Recht gesetzt hat, für andere zu denken. **Unser großer Aristarch . . . .** so spricht der Stolz des demüthigen Autors, der von seiner Größe überzeugt genug ist, der aber wegen der Unwissenheit der Welt den angesehnen Mann zu seinem Herold machen will. Er kriecht bettelnd zu dessen Pulte und streichelt ihm die richtende Hand. Dieser müßte ein Herz von Bley und Dinte in Adern haben, wenn er bey der Erniedrigung seines Kollegen frostig und unempfindlich bleiben sollte. **Wir haben abermals das Vergnügen, unserm Vaterlande zu der gründlichen Gelehrsamkeit des schon durch viele Schriften verewigten und unsern witzigen Nachbarn schrecklich gewordenen Herrn N. Glück zu wünschen rc. rc. rc.** So muß es in den näch-

nächsten vier Wochen heißen, und heißt es nicht so, so gnade der Himmel unserm großen Aristarch! Der gebückte Autor wird sich in die Höhe richten; er wird auf seinen angebeteten Herold verachtend herabsehn und der Welt vorschreyen, wie stolz und unwissend dieser partheyische Richter sey, welcher sich anmaße, die Schlüssel der Ewigkeit an sich zu reißen.

Auf diese Art waschen die Gelehrten einander die Hände. So loben sie sich, und so schimpfen sie sich. Denn das muß man wissen, daß sie in beiden gleich stark sind. Aber die Unsterblichkeit ist auch hier das Geringste, worüber man kämpfet. Sollte dieses nicht dergleichen Heftigkeiten entschuldigen, da man gegen die Kutscher so nachsehend und billig ist, welche sich oft über weit geringere Sachen, beynahe noch größre Grobheiten sagen?

Ich finde in den Archiven meiner Familie einen Aufsatz, welcher den Titel hat: **Kirchengeschichte von Mancha.** Mein Urältervater hat ihn nicht geschrieben; so viel weis ich, und das wissen alle diejenigen, die seine Geschichte gelesen haben: Denn er war einer von den großen Geistern, welche nichts schrieben und desto mehr dachten. Ich halte es für die Hand seines Eidams Pedro, oder auch seiner Marie. Dem sey wie ihm wolle; denn diese und viele andere Familien-Kritiken sind gemeiniglich nur denen wichtig, welche zur Familie gehören: Genug, es ist eine Kirchengeschichte von Mancha. Aber freylich nicht von Mancha allein; denn meine deutschen Leser werden den Spaniern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß jene eben sowohl, als ihre Skribenten, ihre Bücher durch fremde Sachen, die zum Buche nicht gehören, zu einer ehrwürdigen Dicke zu bringen wissen. In dieser Kir-

chengeschichte also werden die Wege und Wendungen erzählt, welche die Geistlichkeit in den glücklichen Zeiten des Don Quixots angewendet hat, zu ihren Aemtern und Pfründen zu kommen. Die Erzählung hebt vom Erzbischoffe zu Toledo an, und geht bis an den Küster zu Mancha. Die Nachricht vom Pfarrer in Mancha ist eine der lesenswürdigsten; denn keiner von allen hat so viel Hände und auf so vielerley Art gewaschen, als er, um sich in den geistlichen Schafstall einzudrängen. Selbst die Ausgeberinn des Don Quixots, als eines Gerichtsherrns vom Orte, hat einen großen Antheil an dem göttlichen Rufe. Bey denen, welche nur die geistlichen Rechte, und nicht die Kunst zu leben wissen, würde die Erzählung dieses Berufs ziemlich Aergerniß erwecken. Ich kann auch nicht läugnen, daß sie mit vieler Bitterkeit vorgetragen ist, und eben dieses bringt mich auf die Vermuthung, daß sie der Eidam, Pedro, geschrieben habe, den der Pfarrer sehr verfolgte, weil er auch ihn für einen neuen Christen hielt. Meine Begierde, niemanden zu beleidigen, nöthigt mich hievon weiter nichts zu sagen. Da ich mich zu einer andern Kirche gewendet habe; so würde die römische Geistlichkeit es für eine rachsüchtige Verleumdung auslegen. Aber eben diese Vorsicht nöthigt mich, von den Geistlichen derjenigen Kirche nichts zu erwähnen, zu welcher ich übergetreten bin; denn auch diese sind eben so geneigt, diejenigen zu Ketzern zu machen, welche das Herz haben, ihren Beruf zu untersuchen; und doch ist ihr Beruf nicht allemal erbaulich.

Wer die wichtige Kunst, die Hände zu waschen, in ihrer Vollkommenheit sehen will, der muß auf diejenigen Achtung geben, welche die große Welt vorstellen. Die wenigen Exempel, die ich bisher angeführt habe,

habe, sind nur Kleinigkeiten, welche unbemerkt bleiben; so bald man seine Aufmerksamkeit auf diejenigen richtet, welche ihre Geburt, oder auch eben so oft ihre Einbildung über andere erhebt. Eine jede Handlung, die sie vornehmen, wenn man sie recht betrachtet, ist nichts anders, als die Beschäfftigung, andern die Hände zu waschen, damit sie die ihrigen wieder waschen mögen. Eine Verbeugung verlangt eine Gegenverbeugung; Ein **unterthäniger Diener** fodert einen ganz **unterthänigen Diener** heraus. In öffentlichen Gesellschaften redet man von demjenigen Gutes, den man in seinem Herzen, oder in der Gesellschaft weniger Freunde so sehr verachtet, als er es verdient. Warum? die Unverschämtheit dieses Mannes kann uns bey dem gefährlich seyn, der unser Glück in seinen Händen hat. Er soll wieder Gutes von uns reden. Der eigennützige Rath, den man in seiner Stadt kennen wird, so bald ich ihn eigennützig nenne, verspielt in einem Abende mit einer gelassenen Miene hundert Dukaten an die Gemahlinn des Präsidenten. Man wundert sich; aber man weis nicht, daß er im Begriffe ist, mit Erlaubniß des Präsidenten, sein Amt zu verkaufen; und sich für seinen zehnjährigen patriotischen Müßiggang eine Pension von hundert Dukaten zu erbitten. Er wird sie gewiß erhalten; denn die Gemahlinn versteht das Spiel, und sie ist Präsident.

Die Gastfreyheit des fürstlichen Beamten setzt euch in Verwunderung! Er ist prächtig; alle, die mit speisen wollen, empfängt er mit offnen Armen; er läßt den Wein in euern Keller schaffen, ohne daß ihr es vorher wißt. So lange er auf der Meße zu Frankfurt sich aufhält, so lange ist seine Tafel die offene Tafel für alle Diener seines Prinzen und für alle ihre

Freun-

Freunde. Ist das nicht von einem Pachter unerhört? Ja wohl! Aber wißt ihr nicht, daß der Prinz traktirt, und niemals der Beamte? Wer soll es nun wagen, und dem Prinzen den Betrug verrathen; ohne sich selbst um so viele nahrhafte Mahlzeiten zu bringen, und ohne den Haß so vieler auf sich zu laden, welche unmöglich reden können, da sie das Maul voll haben? **Leben und leben lassen!** Damit beruhigen sie ihr Gewissen und werden fett.

Aus diesem kurzen Abrisse kann man sehen, daß in dem Sprüchwort: **Eine Hand wäscht die andre**, die Philosophie des Hofs und alles begriffen ist, was der Mensch braucht, sein Glück zu machen.

Wie können also diejenigen verlangen, glücklich zu seyn, welche zu ungeschickt, oder zu eigensinnig sind, die Vorschriften dieses Sprüchworts zu beobachten? Es giebt Leute, welche, nach ihrer Art zu reden, sich ein Gewissen daraus machen, dergleichen Mittel zur Beförderung ihres Glücks anzuwenden. Sie erwarten es mit aufgesperrtem Maule. Dieser stolzen Unbewegsamkeit wissen sie verschiedne Namen zu geben, die ehrwürdig genug sind, die aber sogleich verschwinden, wenn man genauer auf sie Achtung giebt. Der Hochmuth ist wohl die gemeinste Quelle davon. Sie kennen ihre Verdienste; sie verlangen also, daß sie die Welt auch kennen und belohnen soll: und thut sie es nicht, so ist es ein Unglück für die Welt, welche diese großen Verdienste nicht zu gebrauchen weis. Sie sehen, daß andere, welche, wie sie glauben, gar keine Verdienste haben, dennoch empor kommen, da sie durch allerley Dienstbeflissenheit diejenigen auf ihre Seite zu bringen wissen, bey denen es steht, ihr Glück zu ma-

chen.

chen. Dieses sehen sie mit neidischen Augen; aber uns wollen sie bereden, daß sie sich schämen, so niederträchtige Wege zu wählen. Fehlt es ihnen wirklich an Geschicklichkeit und Verdiensten; so gewinnen sie wenigstens dadurch, daß sie der verderbten Welt die Schuld geben, welche Verdienste nicht kennt, nicht sucht und nicht belohnet. Bey vielen ist die Unterlassung der Pflicht, andern die Hände zu waschen, ein unvorsichtiger Eigennutz. Sie bevortheilen ihre Obern vielleicht eben so sehr, als diejenigen, welche leben und leben lassen: aber sie wollen diese Vortheile allein genießen; und wenn sie, wie es nicht fehlen kann, darinnen von denen gestört werden, welche allemal gerecht sind, wenn sie nicht einen Theil von der Beute bekommen, so klagen sie den Himmel an, daß dieser nicht, zu Rettung der Unschuld, ihren hungrigen Feinden den Mund gestopft habe. Eine Sache, die sie selbst hätten thun können, ohne sie vom Himmel zu erwarten!

Jung

Jung gewohnt, alt gethan.

Ich bin noch bis auf gegenwärtige Stunde ungewiß, ob ich dieses Sprüchwort für wahr halten, oder glauben soll, daß es, wo nicht gar ungegrundet, doch bey uns wenigstens ganz aus der Mode gekommen sey.

Alle Weltweisen, in der unendlichen langen Reihe, vom großen Sokrates bis auf unsern kleinen : : : :*) tummeln sich mit dieser alten Wahrheit, an der sie innerlich selbst zweifeln, weil ein Philosoph gar selten die moralischen Wahrheiten glaubt, die er andern lehrt.

Und wo soll ich den Beweis von der Wahrheit dieses Sprüchworts hernehmen, wenn mir die Philosophen heucheln, wenn mir die Aufführung der halben Welt bezeuget, daß man es für ungegründet hält, und wenn ich so viel Menschen vor mir sehe, die in ihrem Alter etwas ganz anders thun, als sie in ihrer Jugend gewohnt gewesen sind?

Glaubte die Welt, daß die ersten Angewohnheiten der Jugend einen unvermeidlichen Einfluß in den übrigen Theil des Lebens hätten; so würden diejenigen, denen die Natur, oder die Obrigkeit, die Erziehung der Jugend auferlegt, sehr unverantwortlich handeln, daß sie die Pflichten mit der Gleichgültigkeit erfüllen, die man fast in allen Familien und in den meisten Schulen wahrnimmt. Weil aber die Welt diese Folgen nicht glaubt; so ist es sehr billig, diesen Leichtsinn zu entschuldigen, der ohnedem nur eine Art des Wohlstandes

*) Eine jede philosophische Sekte hat die Freyheit, diese Lücke auszufüllen.

des und eine Hauptregel von derjenigen Kunst geworden ist, die heut zu Tage die Kunst zu leben heißt. Ich habe schon bey einer andern Gelegenheit das Vergnügen gehabt, die Einsicht der Menschen zu loben, welche sich die Pflichten der Erziehung so bequem zu machen wissen, und der guten Natur alles überlassen, ohne sich mit einer vorwitzigen Verwegenheit in ihre Wirkung zu mengen.

Wie mühsam ist man, junge Hunde zur Jagd, junge Pferde zur Pracht und zum Nutzen, und verschiedne Thiere in Zeiten an Bewegungen und Töne zu gewöhnen, die uns belustigen können! Es würde ganz vergebens seyn, dergleichen Unterweisungen alsdann erst vorzunehmen, wenn diese Geschöpfe zu alt geworden sind; ja es würde gar lächerlich seyn, wenn man diese Sachen und Dienste von ihnen fodern wollte, ohne sie dazu anzugewöhnen. Alles dieses räume ich ein; aber was will man daraus folgern? Etwan dieses, daß man mit der Jugend auch so mühsam und sorgfältig verfahren müsse? Das heißt die Vorzüge der Menschheit beleidigen und vernünftige Geschöpfe bis zum Viehe herab stoßen.

Nur die Vernunft unterscheidet uns Menschen von dem unvernünftigen Viehe; müssen wir etwan diesen Unterschied erst durch die Erziehung erlangen? Müssen wir erst durch Regeln vernünftig werden? Wie wenig würden wir von dem Viehe in den ersten Jahren unterschieden seyn, da wir noch keiner Lehren und Erziehung fähig sind! Ich erschrecke, wenn ich diesem verwegenen Gedanken weiter nachdenke. Sonst dachte ich auch so, ich läugne es nicht; ich war so einfältig zu glauben, daß die Erziehung Menschen ma-

 che,

che, daß ein Mensch ohne vernünftige Erziehung wenig von dem Viehe unterschieden sey: So dachte ich sonst, aber nicht länger, als bis ich die Welt kennen lernte. Ich schäme mich nunmehr meiner bürgerlichen Einfalt.

Poeten werden geboren: das räumen alle Gelehrte ein; Und warum nur Poeten allein? Warum denn nicht auch Bürgermeister, Magnificenzen, Hochwürdige Gnaden, Excellenzen und Väter des Vaterlandes? Ist es nicht zu pedantisch, wenn man glaubt, nur an Poeten verschwende die Natur ihre mütterliche Vorsorge, und sey gegen diejenigen geiziger, ohne welche die gebornen Poeten gewiß verhungern müßten? Welches Geschöpf ist in der Natur wohl wichtiger; ein Poet, oder ein Mäcenat? Ein Mann, der witzig ist, oder ein Mann, der Geld hat? Und doch wird jener geboren, und dieser soll erst durch Kunst erzwungen werden?

Es folget also hieraus, daß die Natur alles thut, daß die Erziehung ganz überflüßig, wenigstens in dem Falle nicht nöthig ist, wo man nur die vornehme Absicht hat, angesehen, groß und reich zu werden; mit einem Worte, wo die Geburt uns in die glücklichen Umstände setzet, daß wir Verstand und Tugend entbehren können.

Ich kann den ungeschickten Einwurf noch immer nicht verschmerzen, den man mir oben von der nöthigen Abrichtung unvernünftiger Thiere gemacht hat. Gesetzt nun auch, es wäre nöthig, die Jugend eben so mühsam zu unterrichten; folgte denn hieraus, daß man davon eben den Nutzen, wie bey den Thieren, haben könnte, und daß es der Kosten und Mühe wohl werth sey, die man darauf wenden muß?

Sagen Sie mir einmal, gnädiger Junker, was ist Ihnen lieber, Ihr Pferd, oder Ihre Gemahlinn, Ihr Hünerhund, oder Ihr Sohn? Wahrhaftig, ich müßte Sie nicht kennen, ich müßte nicht eine Stunde lang bey Ihnen gewesen seyn, wenn ich nicht wüßte, daß Ihnen Pferd und Hund lieber sey, als Frau und Kind. Wie edel denken Eure Gnaden; wie unendlich ist Ihre Einsicht über die niedrigen Vorurtheile des unadlichen Pöbels erhaben! Ich erinnere mich mit unterthäniger Ehrfurcht derjenigen Messe noch sehr wohl, da Sie Ihren Apfelschimmel kauften. Sie boten den guten Rath aller Ihrer Freunde auf, Sie brauchten drey Tage Zeit, ehe Sie sich zu diesem Kaufe entschließen konnten, und nunmehr sind Sie von Ihrem guten Kaufe so entzückt, daß Sie uns Stunden lang mit den Tugenden Ihres Apfelschimmels unterhalten. Von Ihrer Gemahlinn reden Sie desto weniger, und sind sehr zufrieden, wenn andere Leute Sie nicht daran erinnern. Sie verbanden sich mit ihr ohne lange Ueberlegung, ohne sie genau zu kennen, und kennen sie noch itzt nicht. Es ist auch eben nicht nöthig: Denn Sie heuratheten sie weder zum Umgange, noch zur Wirthschaft, sondern nur, Lehnsfolger zu bekommen. Diesen großen Endzweck haben Sie erlangt; die Güter bleiben bey der Familie, und Sie haben alles gethan, was man von Ihrer Klugheit erwarten können. Es ist wahr, Ihre Gemahlinn ist liebenswürdig, sie ist tugendhaft, sie nimmt sich des Armuths und besonders ihrer Unterthanen an, so viel sie kann, sie ist großmüthig, ohne stolz zu seyn, sie ist eine liebreiche und sorgfältige Mutter, eine gute Christinn . . . . . Geduld, gnädiger Junker! wie verdrüßlich sehen Sie uns! Ich will nicht ein Wort mehr von Ihrer Ge-

mahlinn sagen ⸗ ⸗ ⸗ was das für ein Apfelschimmel ist! Wie die Schenkel arbeiten! er geht, als wenn er tanzte; welch ein niedlicher Kopf! Ein ganz vortrefliches Gebäude! ⸗ ⸗ ⸗ Sind Sie nun wieder besänftigt, gnädiger Herr? Wie freundlich Sie lächeln! Aber, nur noch ein einziges Wort von Ihrem jungen Herrn ⸗ ⸗ ⸗ Nein, gewiß nicht mehr, als nur ein einziges Wort. Er wächst heran; die Jahre kommen, wo er eine anständige Erziehung nöthig hat. Sie müssen ihm einen Hofmeister halten. Gelehrt soll er nicht werden: das wird er ohnedem so geschwind nicht; nur darf er nicht so unwissend bleiben. Er muß Sprachen lernen, er muß fechten und tanzen lernen; Sie müssen ihn unter fremde Leute thun, damit er die Dorfluft entwohnt. ⸗ ⸗ ⸗ O! Sie verstehn mich unrecht, gnädiger Herr, lassen Sie mich nur ausreden. Ich meines Orts halte es ja gar nicht für nöthig: Ich kenne Ihren alten Adel wohl. Er braucht in der That alle die Pedantereyen nicht, da haben Sie völlig recht; aber, der Hof ⸗ ⸗ ⸗ verstehn Sie mich ⸗ ⸗ ⸗ es ist freylich schlimm genug, aber es ist einmal so! Der Hof will schlechterdings haben, daß unsre Kavaliere noch zu etwas mehrerm zu gebrauchen sind, als Füchse zu graben; vernünftige, gelehrte, geschickte Männer will er haben, und nicht adeliche Bauern. Der Hof sagt das; ich sage es ja nicht. Es kostet etwas Geld; freylich kostet es Geld; aber was sie an seine Erziehung wenden, ist ihm nützlicher, als was er von Ihnen erbt. Lassen Sie alle Jahre ein paar hundert Thaler mehr ⸗ ⸗ ⸗ Mein Gott, wie können Sie so hitzig seyn! ⸗ ⸗ ⸗ Sa! Perdrix! apporte! apporte! Das ist ein prächtiger Hünerhund! Wie schön er behangen ist! Wie schön er gezeichnet ist! Der muß

theuer gewesen seyn, und Ihnen viel kosten, ehe er so vollkommen abgerichtet worden ist ; ; ; Zehn Louis d'ors? Ist das möglich? Aber dafür haben Sie auch einen Hünerhund, der Ihrem Revier Ehre macht.

Was glauben meine Leser? Hat mein Dorfjunker nicht recht? Ich sollte es wohl meynen. Und wenn es nun nach seinen Grundsätzen wahr ist, daß ein Fräulein, auch ohne alle Erziehung eine rechtschaffene Frau und eine redliche Mutter werden, daß ein junger Edelmann die Vorrechte seines Adels behaupten kann, ohne in demjenigen unterrichtet zu werden, was man Sitten, Wohlstand und Gelehrsamkeit nennt; wenn dieses wahr ist: wozu sind uns denn die kostbaren Leute nöthig, die uns alles dieses erst lehren sollen? Und wenn der Adel sich an der Vorsorge der Natur genügen läßt, ohne an seinem Verstande zu künsteln; was wollen denn wir Bürger uns unterstehen, der Natur durch eine sorgfältige Erziehung zu Hülfe zu kommen? Das ist ein strafbarer Vorwitz!

Ich habe Leute gesprochen, die meinen gnädigen Dorfjunker von seiner ersten Jugend an gekannt haben. Bey ihm ist alles lauter Natur. Sein Vater war ein alter guter Biedermann, so unwissend wie seine Ahnen, und eine wahre Zierde Deutschlands, wenn er mit seiner Nachbarschaft soff. Dieser ehrliche Vater ließ es unserm Junker Hanns weder an Essen noch Trinken fehlen, welche liebreiche Vorsorge der Himmel dergestalt segnete, daß er schon im achten Jahre starke dauerhafte Knochen kriegte. Nun setzte er ihn auf ein Pferd. Im neunten Jahre schoß dieser hoffnungsvolle Junge seinen ersten Hasen, zur Freude der ganzen hohen Familie. Diese Ritterübung trieb er bis ins

zwölfte Jahr, da sich der Vater entschloß, ihm zu allem Ueberfluß so viel Unterricht geben zu lassen, als nöthig war, seinen Namen zu schreiben und Geschriebnes zu lesen. Der Schulmeister quälte ihn ein ganzes Jahr damit; er war schon ziemlich weit in beidem gekommen, als der Vater starb. Nun hatte die Pedanterey ein Ende. Die Vormünder wollten die Kosten nicht weiter dran wenden, und in der That schickte sichs auch nicht, daß so ein ansehnlicher Landstand in die Schule gieng. Was er als Erb- Lehn- und Gerichtsherr zu wissen nöthig hätte, verstund er nach ihrer Meynung schon. Er konnte essen, trinken, schlafen, reiten, hetzen, die Bauern prügeln, den Pfarrer tummeln, wider den Hof eifern und bey einem gnädigen Fräulein schlafen; um deswillen ließ er sich mündig sprechen, nahm die Güter an und heurathete. Sollte man wohl glauben, daß Junker Hanns bey dieser Erziehung derjenige geworden ist, den seine Nachbarn wegen seiner guten Tafel lieben, wegen seiner vortreflichen Pferde und Hunde, als einen Mann von guter Einsicht bewundern, und wegen der Unvorsichtigkeit, mit welcher er bey Tische wider die Regierung eifert, als einen Patrioten anbeten? Vermuthlich hätte er alle diese Vorzüge nicht, wenn er ärmer geboren und sorgfältig erzogen worden wäre!

Ich glaube, was ich bisher angeführet habe, wird hinreichend seyn, zu beweisen, daß man, wenigstens in der großen Welt, eine mühsame Erziehung der Jugend für überflüßig hält; daß man glaubt, die Natur bilde die Gemüther schon selbst, ohne diese Erziehung; daß man sich die geringste Sorge nicht macht, es werden die übeln Angewohnheiten der Jugend einen Einfluß in die männlichen Jahre haben; mit einem Worte,

man

man werde das im Alter thun, was man in der Jugend zu thun gewohnt ist.

Wer noch einen Augenblick daran zweifelt, der gebe sich die Mühe und prüfe die Kinderzucht seiner Bekannten. Zwey Drittheile von ihnen bekräftigen meinen Satz, und das übrige dritte Theil gehört zur Ausnahme, die keine Regel macht.

Am allermeisten bestätigt die Erfahrung, daß das Sprüchwort: **Jung gewohnt, alt gethan,** gar keine allgemeine Wahrheit sey.

Der Graf N. N. war bis in sein zwanzigstes Jahr unter der strengen Zucht eines harten und eigensinnigen Vaters, einer abergläubischen Mutter und eines pedantischen Informators. Der Vater wollte ihn mit Ohrfeigen zwingen, politisch und ein Staatsmann zu werden; die Mutter prügelte ihn zum Christen, und der traurige Informator blökte ihn bey jedem Donatschnitzer menschenfeindlich an. Was waren die Folgen dieser Zucht? Er war sehr jung an die Bücher und zum Gebete gewöhnt: Hätte man nicht glauben sollen, daß er sich bis in sein Alter damit beschäfftigen würde? Nichts weniger. Der unvermuthete Tod seines Vaters veränderte diesen ganzen Plan. Er war im ein und zwanzigsten Jahre mündig, und zugleich Herr von weitläuftigen Gütern, ohne von seiner Mutter und dem Hofmeister abzuhangen. Nun fühlte er, daß er ohne Zügel war. Diese Freyheit war ihm ganz neu; er wußte sich nicht darein zu schicken. Die vernünftige Mittelstraße zwischen einer pedantischen Sklaverey und einer ausschweifenden Freyheit hatte man ihn niemals kennen gelehrt. Von jener riß er sich mit einer jugendlichen Wildheit loß; in

diese stürzte er sich blindlings. Den Hofmeister jagte er auf eine schimpfliche Art von sich, und verschwur zugleich alles, was zur Gelehrsamkeit und zu den schönen Wissenschaften gehört. Diesen Schwur hielt er Zeitlebens so heilig, daß er dümmer starb, als er geboren war. Seine Mutter konnte er nicht lieben; er scheute sich noch immer vor ihr, aber er flohe sie. Und da er merkte, daß er sich vor ihr weiter nicht zu fürchten hatte, so fieng er an, sie zu verachten, und endlich spottete er ihrer Heiligkeit auf eine unanständige Weise. Er konnte es nicht vergessen, daß er zum Gebet so oft geprügelt worden war. Wie ruhig war er nun, da ihn niemand weiter dazu zwang! Noch einige Zeit fuhr er fort, in den gewöhnlichen Stunden zu beten; so wie ein Rad sich noch einige Minuten durch die Gewalt des letzten Drucks bewegt. Nach und nach ward er in seiner maschinenmäßigen Andacht gleichgültig. Ein übelgewählter Umgang machte ihn in kurzem leichtsinnig. Die Gesellschaft roher Jugend brachte ihn so weit, daß er über die Religion lachte, und endlich fiel er einem jungen Engelländer in die Hände, der in London ein Narr, und in Deutschland ein witziger Freygeist war; dieser zeigte ihm auf die lustigste Art von der Welt, daß die ganze Religion ein Gespenst für kriechende Geister, nur für den gemeinen Mann, nicht für erlauchte Grafen sey. Was konnte unserm unglücklichen Grafen angenehmer seyn, als diese Entdeckung, welche seinen innerlichen Haß gegen die ihm eingeprügelte Religion rechtfertigte! Ohne weiter nachzudenken, umarmte er seinen Engelländer, trank Punsch und spottete über die christliche Dummheit, die einen Gott glaubt. So bald er diesen wichtigen Schritt gethan hatte, so bald waren ihm alle Verbrechen geringe,

zu denen er hingerissen ward. Sein ganzes Leben war nur ein Gewebe von niederträchtigen Bosheiten und lasterhaften Ausschweifungen, die ihn sehr frühzeitig dem Tode entgegen führten. Er starb endlich mit der Angst eines Menschen, der sich wider die innern Regungen seiner Seele so lange Mühe gegeben hat, sich und andre zu bereden, daß kein Gott sey. Dieser Elende, welcher seine erste Jugend unter gelehrter Pedanterey und einer übertriebenen Frömmigkeit zugebracht hatte, lebte und starb endlich als ein Verächter der schönen Wissenschaften und als ein Feind der Religion. Er war erzogen, wie Julian; und wie Julian starb er, nur unwissender und nicht so vornehm verstockt!

Was für ein Lärm entsteht unter meinem Fenster? Ich höre eine gebieterische Stimme trotziger Heydacken, welche das Volk nöthigen, auszuweichen. Wer sitzt in dieser vergoldeten Sänfte? Sejan! Wollen Eure Excellenz nur einen Augenblick verziehen; ich brauche Ihr Bild.

Dieser prächtig geputzte Klumpen Fleisch beschäfftigt die Hände von sechs Bedienten; und noch vor zehn Jahren glaubte man, er sey geboren, andre zu bedienen. Damals machte ihn die Armuth demüthig. Er hat alles das vergessen, und kennt auch die nicht mehr, denen er die Hände küßte, wenn er von ihrer Großmuth seinen nothdürftigen Unterhalt erhielt. Er war dienstfertig und sparsam; der Sejan, der itzt mit einer finstern Strenge diejenigen beleidigt, denen er seinen Dienst versagt, und auch die mit seinem Stolze demüthigt, denen er seinen Dienst nicht hat abschlagen können. Seine Sparsamkeit war eine Folge des

Mangels und keine Tugend. Itzt lebt er im Ueberflusse; er verschwendet also bey aller Gelegenheit, aber nur da nicht, wo er durch eine mäßige Freygebigkeit großmüthig und edel seyn konnte. Die Verfolgungen, welche seinen Vater unschuldiger Weise trafen, erweckten in ihm einen billigen Abscheu vor der Ungerechtigkeit der Obern; er flehte den Himmel mit Thränen um Hülfe an: und itzt läßt er unschuldiger Weise die Strenge seiner Rache unzählige Unglückselige empfinden, die vor ihm mit thränenden Augen stehen und ihm in ihrem jammernden Herzen fluchen. Er war in seiner Jugend im Schooße der Musen erzogen: Nun schämt er sich ihrer, sieht verächtlich auf sie herab, und erröthet, wenn man ihn erinnert, daß er gelehrt gewesen sey. Durch eine vernünftige Erziehung brachte man ihm die Hochachtung für die Religion bey, die ein jeder haben muß, wenn er ein guter Bürger und ein rechtschaffner Mann seyn will. Er verlangt beides weiter nicht zu seyn. Für die Religion ist er itzt zu groß; er giebt sich Mühe, sie zu verachten, weil sie ihm nicht zuläßt, daß er seine Bosheiten ruhig genieße. Mit einem Worte: Sejan war in seiner Jugend demüthig, dankbar, dienstfertig, auf eine anständige Art sparsam, mitleidig; sein Herz war freundschaftlich, seine Seele edel; er war zu allen Tugenden angewöhnt, und eben daher liebenswürdig. Itzt, da er vornehm und älter geworden, nun ist er dieses alles nicht mehr, man haßt ihn.

Das ist Ihr Bild, gnädiger Herr! Kennen Sie sich? Ich will Sie nicht länger aufhalten. Tragt ihn fort!

Der Unglückselige! Wie sehr wäre ihm zu wünschen, daß er noch in seinem Alter das thun möchte, woran er in seiner Jugend gewöhnt worden ist!

Kennen Sie den Greis, welcher dort auf dem Markte unter den Buden herum schleicht und sich in den alten blauen Mantel gehüllet hat? Grüßen Sie ihn, er kann Ihnen nicht danken; denn er trägt unter dem Mantel in beiden Händen die Käse und die Wurzeln, die er selbst eingekauft hat, um sich die Woche hindurch nothdürftig davon zu nähren. Wie reich glauben Sie wohl, daß er sey? Urtheilen Sie nicht nach seiner verhungerten Miene, und noch weniger nach den zerrissenen Kleidern, die ihm an dem Leibe verfaulen. Er hat zehn Tausend Thaler auf Hypotheken, und noch über dieß so viel baares Geld, daß er der halben Stadt auf Pfänder leiht. Und noch ist alles dieses nicht vermögend, ihm die ängstliche Sorge zu benehmen, daß er in seinem acht und sechzigsten Jahre gar leicht Hungers sterben könne. Seine nächsten Anverwandten müssen neben ihm darben. Er läßt sie nichts von seinen Schätzen genießen: denn er glaubt, der Himmel habe sie nicht ohne weise Ursachen so arm werden lassen; und den Absichten des Himmels sich zu widersetzen, das hält sein frommer Geiz für eine große Sünde. Er weis, daß seine Anverwandten auf seinen Tod ängstlich warten; um deswillen hält er sie für seine gefährlichsten Feinde. Weil er gehört hat, daß man in jenem Leben weder Nahrung, noch Kleider braucht; so wünschte er sich freylich wohl ein sanftes und seliges Ende, wenn er sich nur nicht vor den Begräbnißkosten so sehr fürchtete. Das kann er gar nicht begreifen, was die liebe Obrigkeit denkt, daß sie den

Geist-

Geistlichen zuläßt, so viel Unkosten für ein kleines Grab zu fodern. Die Erde ist ja des Herrn, wie er immer seufzet; und ihm würde es daher einerley seyn, ob man ihn auf den Kirchhof, oder auf den Anger begrübe, wenn es nur ohne Unkosten geschehen könnte. Seiner Schwester Sohne, einem vernünftigen und geschickten Manne, hat er den Fluch gegeben, weil er wider seinen Willen ein tugendhaftes Mädchen ohne Geld geheurathet hat; und da dieser aus einer guten Absicht, und seine Freundschaft wieder zu gewinnen, ihn zu Gevattern bat, so schwur er, ihn zu enterben, und war durch nichts zu besänftigen, als durch die Erklärung, daß er kein Pathengeld geben und für die Erziehung des Kindes auf keine Weise sorgen sollte. Den Wein flieht er, wie die Pest; wenigstens auf seiner Stube flieht er ihn. Wenn er ein Mädchen sieht, so schüttelt er den Kopf, und dankt dem Himmel mit gefalteten Händen, der ihm ein keusches Herz gegeben hat, welches alle üppige und kostbare Laster verabscheuet. Die Kleiderpracht ist ihm was schreckliches; man kann es wohl aus seinem Anzuge sehn. Auch alsdann eifert er dawider, wenn junge Verschwender ihre gestickten Kleider bey ihm versetzen. Er thut dieses allemal mit einem jüdischen Wucher, und doch hält er es für Gott gefällige Werke, weil er dadurch die eitele Jugend außer Stand setzt, sich durch Hoffarth in Kleidern zu versündigen. Nach der Verschwendung ist ihm das Spielen die größte Sünde. Liegt ihm ein Kartenblatt im Wege, so weicht er mit zitternden Schritten aus; denn er glaubt, daß der Teufel dahinter stecke und auf seine arme Seele laure. Länger als ein Jahr kann die Welt nun nicht mehr stehen; das hat er mir gestern selbst geklagt, da man ihn beredet hatte, daß ein starker

Schoß

Schoß von den Köpfen, ohne Ansehn des Alters, und eine erhöhete Abgabe von dem Vermögen entrichtet werden solle. Er bittet Gott, er möchte ihn vor dem nächsten Termine zu sich nehmen; und wenn er ihm ja sein kümmerliches Leben fristen sollte, so könne er doch ganz unmöglich von seinem bischen Armuth was geben, und wenn es auch zum Schwure kommen müßte.

Dieser niederträchtige Greis ist in seiner Jugend der größte Verschwender gewesen. Von seinem funfzehnten Jahre an hatte er sich in die kostbarsten Ausschweiffungen gestürzt. Sein Vater kränkte sich über diesen ungerathenen Sohn und starb. Die Hälfte des hinterlassenen Vermögens reichte kaum zu, die Schulden zu bezahlen, die er bey Lebzeiten seines Vaters durch die hungrige Dienstfertigkeit der Wucherer gemacht hatte. Nunmehr war die andre Hälfte in der Gesellschaft der lüderlichsten Weibspersonen und der niederträchtigsten Schmarotzer verpraßt. Seine Anverwandten merkten, daß er nur noch einen Schritt bis zur äußersten Armuth zu thun hätte und ihnen hernach zur Last fallen würde. Sie stellten dieses der Obrigkeit vor, und man brachte ihn, als einen Verschwender, in das Zuchthaus. Die kostbaren Kleider und das prächtige Hausgeräthe, so noch übrig waren, verkaufte man und machte ein Kapital daraus, wovon er sehr nothdürftig leben sollte.

Auf diese Art brachte er sechzehn Jahre zu, als ein Vetter von ihm in Batavia starb und ihm ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Man hatte nun keinen Vorwand weiter, ihn eingeschlossen zu halten. Er ward frey gelassen; und von diesem Augenblicke an hat er so gelebt, wie er itzt lebt.

Wer

Wer hätte glauben sollen, daß aus diesem unsinnigen Verschwender ein so niederträchtiger Wuchrer werden sollte?

Hier habe ich unter so vielen hundert Exempeln nur drey gewählt, welche, wie ich glaube, hinreichend seyn werden, deutlich zu beweisen, daß die Wahrheit des Sprüchworts: **Jung gewohnt, alt gethan,** gar nicht allgemein ist.

Und dieses deutlichen Beweises unerachtet, bin ich niemals zweifelhafter gewesen, als itzt, da ich Gelegenheit gehabt habe, weiter nachzudenken und mich unter meinen Mitbürgern aufmerksamer umzusehen.

Es sind mir so viele in die Augen gefallen, welche die guten und bösen Angewohnheiten ihrer Jugend, bis in ihr hohes Alter, hartnäckig beybehalten haben. Und wenn man auch beym ersten Anblicke zuweilen glaubt, eine Aenderung an ihnen zu finden; so wird man doch bey einer genauern Untersuchung merken, daß es eben die Leidenschaften, eben die Angewohnheiten ihrer Jugend, nur unter einem andern Anstriche sind: So wie das Gesicht des Greises in Ansehung der Hauptlineamente noch eben das Gesicht ist, das der Jüngling gehabt hat; die Runzeln haben ihm nur ein anderes Ansehen gegeben.

Wer sollte glauben, daß die Frau Richardinn, diese alte Betschwester, noch in diesem Augenblicke eben die feine Buhlerinn ist, die sie vor fünf und zwanzig Jahren war? Damals schminkte sie sich, um schön aus zu sehen; itzt thut sie es nicht, um den heuchlerischen Ruhm einer frommen und einfältigen Christinn zu erlangen. Ihre schmachtenden Blicke flatterten in Gesellschaften und in der Kirche herum, um neue Erobe-

rungen zu machen. Diese Bewegungen sind ihre Augen einmal gewohnt; sie können noch itzt nicht ruhen, und weil die verderbte Welt diese matten Augen nicht weiter bemerken will, so wälzen sie sich andächtig herum und sehen gen Himmel. Man gebe einmal auf sie Achtung, wenn sie in ihrem Betstuhle kniet, den sie aus ihrem alten Triebe, bewundert zu werden, mitten in der Kirche und vor den Augen des Priesters gemiethet hat; man gebe nur einige Minuten auf sie Acht! Wenn die ganze Versammlung stille ist, so wird man hören, daß sie mit den großen silbernen Schlössern ihres Gebetbuchs eben so künstlich rauscht, als sie es in jungen Jahren mit dem Fächer that. Vor vierzig Jahren seufzete sie; sie seufzet noch itzt. Damals sang sie verbuhlte Lieder, und lachte; Was soll sie nun thun? Sie singt noch, und weint, nicht über ihre Sünden, nein, über ihre Runzeln. Als ein junges Mädchen richtete sie den Putz, die Mienen, die unschuldigen Handlungen andrer Mädchen; denn aus Hochmuth wollte sie gefallen: Hat sie wohl eine andre Absicht, wenn sie itzt ihren Nächsten verdammt? Sonst gab sie sich Mühe, lebhaft zu scheinen, wenn sie die stärksten Gesellschaften mit ihren gedankenlosen Reden übertäubte und bey allen Gelegenheiten allein plauderte; hat sie sich vielleicht hierinnen geändert? Nichts weniger. Ihr alter andächtiger Hals überschreyt eine ganze christliche Gemeine, mit ihrem gedankenlosen Singen. Niemand verlangt weiter mit ihr zu reden; sie plaudert also mit Gott, und das nennt sie, Beten. Es ist wahr, sie kleidet sich schlecht, einförmig und bis zum Ekel unachtsam; gleichwohl erinnern sich noch viel Leute ihrer Eitelkeit und ausschweifenden Kleiderpracht. Das ist keine Veränderung. Sonst liebte sie den Putz, um ihre

Schön-

Schönheit zu heben; itzt wählt sie eine unansehnliche geringe Kleidung, um ihre Häßlichkeit zu verbergen. Mit einem Worte, die abgelebte Frau Richardinn ist immer noch das kleine, eitle, hochmüthige und boshafte Geschöpf, das sie in dem Frühlinge ihrer Jahre war; der einzige Unterschied ist dieser: In ihrem zwanzigsten Jahre buhlte sie mit der Welt, im sechzigsten buhlt sie mit dem Himmel.

Bey Messalinen, die wir in voriger Woche begraben haben, konnte man viel leichter entdecken, daß sie in ihrem Alter noch eben diejenige war, die sie in ihrer Jugend gewesen. Sie war das seltne Beyspiel einer standhaften Jungfer, welche sich niemals hat entschließen können, eine Mannsperson ganz und gar zu heurathen. Dieses hinderte sie nicht, von ihrem vierzehnten Jahre an bis ins vierzigste in einem beständig abwechselnden Ehestande zu leben. Der Reiz verschwand mit ihrer Jugend; der Zeit zum Trotz malte sie den entflohenen Reiz auf ihre Wangen. Noch auf ihrem Todbette, da ihr Beichtvater zu ihr kommen und ihr den letzten Dienst leisten wollte, den Sterbende verlangen; noch alsdenn ließ sie sich den Spiegel vors Bette setzen, schlug den sparsamen Rest ihrer grauen Haare in Locken, druckte zwey kleine verrätherische Muschen zwischen die Runzeln an den Augen; lächelte sich im Spiegel beyfällig an, und schob das Halstuch nachläßig zurück. Durch diese Zubereitung zu ihrem Ende erkältete sie sich, und starb, noch ehe der Beichtvater kam, der beym ersten Eintritt über den unvermutheten Anblick dieser geschmückten Mumie allerdings sehr erschrack.

Da ich noch in Leyden war, starb die Frau meines Stiefbruders. Sie war in der That ein frommes ehrli-

liches Weib, das ihren Mann aufrichtig liebte; aller Welt mit Vergnügen diente, keinen Menschen beleidigte. Den einzigen Fehler hatte sie von ihrer Mutter, die sich sehr gern, sehr sorgfältig und bey aller Gelegenheit putzte. Aber auch dieser Fehler war noch zu entschuldigen, da sie es weder aus Eitelkeit, noch aus Wollust, sondern blos aus Angewohnheit that, nur, sich zu putzen. Sie war eben so vergnügt, wenn sie andre Frauenzimmer anputzen konnte. Sie verschwendete nichts; denn ihr Putz war sehr wohlfeil, aber nur immer neu. Von keinem Menschen redete sie in Gesellschaft Böses, aber von Kleidern, von Spitzen, von neuen Moden, von dergleichen artigen Tändeleyen redete sie beständig. Unter dieser angenehmen Beschäftigung brachte sie ihr sechs und dreyßigstes Jahr heran, da sie in eine unvermuthete Krankheit fiel, die auf einmal so heftig wurde, daß der Arzt aufrichtig gestund, es sey unmöglich, daß sie noch vier und zwanzig Stunden leben könne. Wer sollte diese traurige Bothschaft der Kranken bringen, die so gern lebte und mit so vielem Geschmacke gelebet hatte? Ihr Mann liebte sie zu sehr, und war in der That allzu sehr bewegt, als daß er im Stande gewesen wäre, ihr den Tod anzukündigen. Der Geistliche sollte es thun. Er that es auch mit der Vorsicht, die man in dergleichen Fällen von einem vernünftigen Manne fodern kann. Er beklagte sie wegen ihrer jählingen Unpäßlichkeit; er machte ihr einige Hoffnung zu ihrer Genesung; zugleich stellte er ihr auch die Möglichkeit eines geschwinden Todes vor; und zeigte aus verschiednen Zufällen, die sie selbst entdeckte, wie wahrscheinlich diese Möglichkeit sey. Bey dieser Vorstellung hielt er sich einige Minuten auf; nach und nach führte er sie unter den angenehmsten Beschrei-

schreibungen eines sanften Todes auf den Punkt, welcher so kützlich zu sagen war, und als er sie endlich mit so vielen Umschweifen zubereitet hatte, so wagte er es und eröffnete ihr: Sie müsse sterben. Ich sterben? rief sie, und fuhr in dem Bette auf; ich, in meinem sechs und dreyßigsten Jahre sterben? Was fehlt mir? Bin ich so krank? Wo ist der Medikus? Sie sah sich wild in der Stube um; sie erblickte ihren Mann und ihre Freunde in der traurigsten Stellung: Das vermehrte ihre Unruhe. Der Geistliche wollte noch einen Versuch seiner Redekunst wagen; aber sie war außer sich. Sie fiel ihm mit Ungestüm in die Rede und hieß ihn schweigen. Ich sterbe nicht, rief sie: Bin ich allein die Sünderinn, die so früh sterben sollte? Sie drückte ihrem Manne die Hände und bat, er möchte den Geistlichen von ihr gehen lassen, welcher auch so bescheiden war und in das nächste Zimmer gieng. Inzwischen kam der Arzt. So bald er herein trat, rief sie ihm mit einer röchelnden Stimme entgegen: Ist es wahr? muß ich sterben? Der Arzt schwieg und zuckte die Achseln. Sie verstund diese traurige Sprache. Verräther! durch Ihre Verwahrlosung sterbe ich! Das sagte sie mit einer ihr ungewöhnlichen Wut. Der Arzt wollte ihr nach dem Pulse greifen; sie stieß ihn von sich und hüllte den Kopf in das Bette. Was sollten wir nun anfangen? Wir sahen aus ihren Bewegungen die Angst der Verzweiflung, mit der sie rang. Der Arzt versicherte uns, daß dieses ihren Tod beschleunige, und daß sie, bey diesen heftigen Erschütterungen ihres Körpers, kaum noch eine Stunde leben könne. Wir waren außer uns. Endlich trug man es mir auf, sie zu besänftigen. Ich nahm mir vor, mir ihre Neigungen zu Nutze zu machen und ihr den Tod so geputzt zu

zei-

zeigen, als es möglich seyn wollte. Ich näherte mich ganz gelassen ihrem Bette. Sie schlug die Augen auf und sah mich schüchtern an. Sind Sie auch ein Bote des Todes? Ja! ich will sterben, ich Unglückliche, ich will gern sterben. Das sagte sie mit knirschenden Zähnen. Vielleicht ist diese Furcht noch zu früh: war meine Antwort. Meynen Sie, Herr Schwager, sollte ich wohl noch leben können? Ist diese Furcht noch zu früh? Sie sind doch ein rechtschaffner Freund von mir; mit Ihnen kann man doch vernünftig reden. Glauben Sie in der That noch, daß Hoffnung übrig ist? Aber schmeicheln Sie mir nicht. Bey dieser Anrede merkte ich gar deutlich, daß ihre Seele die letzten Kräfte sammlete, die Freude auszudrücken, die sie über ein längeres Leben hatte. Ich bemächtigte mich dieses vortheilhaften Augenblicks, setzte mich an ihr Bette und faßte sie bey ihrer sterbenden Hand. Ich zeigte ihr, daß vielleicht noch Hoffnung zum Leben übrig seyn könnte, daß wir es alle so sehr wünschten, als sie es selbst kaum wünschen könne, daß ich als ihr wahrer Freund ganz untröstbar seyn würde, wenn sie sterben sollte. Ich hoffte, es solle nicht geschehen. Weil aber doch ein vernünftiger Mensch sich auf alle Fälle müsse gefaßt halten; so bäte ich sie, mir zu sagen, wie sie auf diesen unverhofften Fall wünschte, im Sarge angekleidet zu seyn. Ich hatte diese Worte kaum ausgesprochen; so fühlte ich an ihrer Hand, daß der Puls stärker schlug. Ihre halbgebrochnen Augen bekamen wieder etwas von ihrem vorigen Feuer; sie lächelte mich mit einer christlichen Gelassenheit an, drückte mir die Hand und sagte: Wie Gott will! Wir sind alle sterblich! Und wenn ich ja sterben soll, so beschwöre ich Sie bey Ihrer Freundschaft, lassen Sie bey meiner Beerdigung

nichts fehlen. Der Sarg muß von eichenem Holze seyn; aber Herr Schwager, ja nicht so einen schlechten fleckigten Sarg, wie ihn die Stadtrichterinn hatte. Lassen Sie ihn so glatt bohnen, als es die kurze Zeit erlaubt. Hier fuhr sie, fast eine halbe Stunde, mit einer innerlichen Zufriedenheit fort, mir die Beschlagung des Sarges, dessen Bedeckung, die Anzahl der Lichter, so um den Sarg stehen sollten, die Leichenproceßion, die Trauer für die Bedienten, die monatlichen Veränderungen, die ihr Mann bey seiner Trauer im ersten Jahre beobachten sollte; mit einem Worte, die geringsten Kleinigkeiten vorzuschreiben, die ich nicht verstund und die ich unmöglich merken konnte. Sie war vom langen Reden sehr entkräftet: ich bat sie, sich zu schonen. Lieber Gott, antwortete sie seufzend, lassen Sie mich immer reden; vielleicht habe ich kaum noch eine Viertelstunde zu leben. Diese will ich noch anwenden, mich zu meinem Ende zu bereiten. Denn sehen Sie nur, Herr Schwager, ich habe alles bey mir sehr vernünftig überlegt. Da mich Gott von meinem Manne und meinen lieben Kindern im sechs und dreyßigsten Jahre, ja wohl in der Blüthe meines Alters! dahin reißt, so wird man es mir bey meiner Jugend nicht für eine Eitelkeit auslegen können, wenn ich rothen Atlaß zum Kissen nehme. Auf eben die Art soll auch der Sarg ausgeschlagen werden. Ich fühle, daß ich matt werde, ich kann kaum mehr reden. Wie flüchtig ist doch unser Leben! . . Hier ruhte sie einige Minuten, und ich gab einen Wink, daß man den Geistlichen wieder holen möchte. . . . Also, mit rothem Atlaß ausgeschlagen; das waren meine Gedanken, Herr Schwager. Dort in jener Kommode, im mittelsten Fache rechter Hand, bey meinem neuen Fächer . . . .

den

den haben Sie wohl noch nicht gesehen, Herr Schwager? Sie sollen ihn gleich sehen . . . dort liegt ein Stück silberne Spitzchen. Mit diesen wollen wir die Kissen und den Atlaß im Sarge besetzen, alles bogenweise; sehn Sie auf mich, Herr Schwager, so, wie ichs Ihnen hier weise; (und sie wies mir es mit Fingern auf dem Bette) aber so, ja nicht anders, und die Bogen bey Leibe nicht zu klein, es ist sonst gar kein Geschmack darinnen. Die Haare soll mir meine Schwester frisiren lassen, so, wie ich sie vor vier Wochen trug, als ich Gevatter stund; nur nicht zu weit ins Gesichte; man sieht wie eine Eule aus. Mein Sterbekleid aber . . . Hier trat der Geistliche ins Zimmer. Kommen Sie, Herr Beichtvater, kommen Sie zu mir her. Gott hat mir die Gnade gegeben, daß ich mich auf alle Fälle fassen können. Vielleicht fristet mir der Himmel das Leben noch; inzwischen will ich doch, als eine gute Christin, mich zu meiner Hinfahrt bereiten. Der Geistliche war über diese geschwinde Veränderung erstaunt, und schickte sich an, seine Kranke die letzte Handlung eines sterbenden Christen verrichten zu lassen. Ich wollte mit den übrigen aus der Stube gehen und sie allein lassen; aber sie hielt mich fest beym Rocke und sagte ganz sachte zu mir: Sie müssen bey mir bleiben; ich habe noch verschiednes mit Ihnen zu reden. Ich blieb also bey ihr, und bewunderte nunmehr ihre wahre Standhaftigkeit, mit welcher sie die Vermahnung des Geistlichen hörte und ihren Tod mit einer zuversichtlichen Gelassenheit zu erwarten schien. Ueber dieser andächtigen Handlung mochte wohl eine halbe Stunde verstrichen seyn. Ihre Freunde traten wieder ins Zimmer, und sie war so matt, daß sie in eine Ohnmacht fiel. Durch viele Mühe kam sie wieder zu sich selbst.

Sie fragte, wo ich wäre? und ich stund bey ihr; aber die Augen waren schon trübe. Sie faßte mich wieder bey der Hand: Nur noch ein Wort, Herr Schwager; denn ich fühle es, es wird bald das Letzte seyn. Zu meinem Sterbekleide also nehmen Sie weißen Atlaß, so rein Sie ihn kaufen können. Wir wollen es mit silbernen Spitzen besetzen, von dem Muster, wie ich auf meiner neuen Andrienne habe ; ; ; Gerechter Gott! Die Andrienne werde ich nun auch nicht wieder anziehen. Was sind wir elende Menschen doch mit allen unsern weitaussehenden Anschlägen! ; ; ; Meine Wäsche ; ; ; Hier fiel sie in eine neue Ohnmacht; aber sie erholte sich geschwind wieder: denn sie hatte mir noch zu sagen, daß sie nicht wüßte, was sie für Schuhe anziehen sollte. Ich schlug ihr in der Angst vor, sie sollte die Brautschuhe nehmen; allein sie schüttelte mit dem Kopfe und sagte: Die altväterischen Schuhe! Endlich wählte sie ein andres Paar Schuhe, ich weis nicht mehr, welches. Die dritte Ohnmacht überfiel sie. Es kostete viel Mühe, ihre fliehenden Lebensgeister zurück zu bringen: Endlich gelung es dem Arzte. Sie erwachte, aber die Sprache hatte sie verloren. Sie winkte ihrem Manne, den sie zärtlich umarmte. Man führte ihre beiden Kinder ans Bette, denen sie die Hand auflegte und einige Thränen dabey fallen ließ. Gegen die Anwesenden machte sie eine freundschaftliche Bewegung, die die Stelle eines Abschiedes vertrat. Wir waren alle aufs äußerste gerührt. Ich mußte noch einmal zu ihr treten: Sie versuchte zu reden; aber es war ihr unmöglich. Sie wies etliche mal zwischen die Brust und ward ungeduldig, daß ich sie nicht verstehen konnte. Sie wiederholte diese Zeichen noch einmal und drückte die zusammengeballte Hand zwischen die Brust. Nun ver-

verstund ich sie und sagte; Einen Straus meynen Sie? Sie sollen ihn recht schön haben! So bald ich dieses gesprochen hatte, lächelte sie mich dankbar an, drückte sich die Augen selbst zu und verschied.

Sieht man wohl oft so ein ruhiges Ende, als das Ende dieser Heldinn war! Noch ihre letzte Miene war ein Beweis, daß man das im Alter und im letzten Augenblicke des Lebens thut, was man in der Jugend sich angewöhnt hat.

Diese drey Exempel sind so überzeugend deutlich, daß ich nicht Ursache haben würde, noch weitläuftiger meinen Satz zu beweisen, daß das Sprüchwort: **Jung gewohnt, alt gethan,** eine ziemlich allgemeine Wahrheit sey. Aber ich darf hierbey nicht stehen bleiben. Diese Exempel sind alle drey von dem weiblichen Geschlecht entlehnt. Dadurch würde ich mich den empfindlichen Vorwürfen einer meiner Freundinnen in Kleve bloß stellen, welche mir immer Schuld giebt, daß ich mich in meinen Reden und Schriften zu sehr an dem Frauenzimmer versündige. Sie lobt mich mit Beyfall, wenn sie findet, daß ich keinem Stande und keinem Alter schmeichle. Die Gelehrten, den Soldatenstand, auch die Geistlichen, alle überläßt sie mir: Ja, gewisser Ursachen wegen, würde sie es gern sehen, wenn ich weniger behutsam mit den Obern verführe: denn sie ist eine hitzige Patriotinn, und ihr Mann ist kein Freund von Steuern und Gaben. Aber, das kann sie durchaus nicht leiden, daß ich das Frauenzimmer so oft, und, wie sie glaubt, immer nicht auf eine Art erwähne, die für eine Schmeicheley angesehen werden könne. Darüber eifert sie mit einer Heftigkeit, die dem Zanke sehr nahe kömmt. Sie würde mich

böse machen, wenn sie nicht schön aussähe. Aber, ihr kleiner Mund bekommt einen ganz neuen Reiz, wenn er schmält; ihre Augen sind auf eine besondre Art angenehm, wenn sie ein wenig grimmig werden. Ich liebe diese kleine Kunstrichterinn in der wilden Unordnung, worein sie die Liebe zu ihrem Geschlecht setzt. Ich werde mich wohl noch weiter auf diese Art versündigen. Ich würde gar zu viel verlieren, wenn ich sie nicht wider mich erzürnte. Wie reizend wird sie mit ihren weißen Zähnen knirschen, wenn sie diese Stelle so unvermuthet in meinen Sprüchwörtern findet! Ich habe ihr gedroht, daß ich ihre Partheylichkeit der Welt verrathen wollte, wenn sie nicht aufhörte, mich mit ihrer Kritik zu martern. In der That hat sie bey ihren tugendhaften Vollkommenheiten gar nicht Ursache, sich der Fehler ihres Geschlechts anzunehmen. Sie sollte bedenken, daß ihr Geschlecht die Hälfte der Welt ausmacht; so würde sie selbst nachrechnen können, daß ich niemals zween tugendhafte, oder zween lächerliche Karaktere malen kann, ohne den einen von dem Frauenzimmer zu borgen. Gleichwohl entschuldige ich bey ihr diese Vorurtheile. Sie thut nichts, als was der größte Theil der Leser thut, welche zwar geschehen lassen, daß man aller Fehler spottet, aber alsdann die Stirne runzeln, wenn man den ihrigen zu nahe kömmt. Sehn Sie, Madame, wie billig ich bin. Und damit ich Sie noch mehr beruhige; so will ich dieses Sprüchwort nicht eher schließen, bis ich einige Exempel angeführt, daß auch bey uns Mannspersonen die Thorheiten der Jugend noch im Alter ihre volle Kraft unverändert behalten. Können Sie wohl mehr von mir verlangen, Madame? Ich küsse Ihnen die Hände!

Der ungerechte Herkommann, dieser Vater der Sporteln und Hoheypriester der Chicane, wird auf dem Rathhause unvergessen seyn, so lange man noch einen Schelm nennt. Den ersten Schritt, den er in die hohe Schule that, den that er in das Haus eines Mannes, welches von den Thränen der Wittwen und dem geraubten Brodte der Waisen erbaut war. Dieser geschworne Feind der Gerechtigkeit empfieng ihn, als den hoffnungsvollen Sohn seines würdigen Freundes, mit offenen Armen. Ich darf nicht vergessen zu erwähnen, daß der Vater unsers Herkommanns im Gefängnisse gestorben war, und dieses um einer Kleinigkeit willen: Mit einem Worte, er hatte ein paar falsche Wechsel gemacht. In der That war dieses unter allen seinen Verbrechen das kleinste. Herkommann entdeckte seinem neuen Vater gar zeitig die großen Gaben, die in ihm noch unausgebildet lagen. Ohne sich auf der Universität lange mit dem zu martern, was man Theorie nennt, schritt er gleich im ersten Jahre zur Praxi. Es vergiengen nicht vier Monate, so war er im Stande, alle Hände nachzumalen. Bey müßigen Nebenstunden übte er sich in der Geschicklichkeit, Siegel nachzudrücken und Briefe unvermerkt zu öffnen. Damit er einige Nahrung haben und desto mehr aufgemuntert werde; so lehrte ihn sein Gönner die einträgliche Kunst, Zeugnisse abzulegen, und brachte ihn in kurzem dergestalt in die Kundschaft, daß er der ganzen Gegend, in allen möglichen Fällen, und wo es nur verlangt ward, mit seinem Zeugnisse gegen die Gebühr diente. Hievon hatte er einen dreyfachen Nutzen: Er verdiente Geld; er ward so unverschämt, als nach den Grundsätzen seines Lehrers ein Advokat seiner Art seyn mußte; und endlich lernte er zugleich durch eigne Erfahrung, wie

man Zeugen abrichtet. Diese zween letzten Vortheile bringen noch mehr ein, als alle Titel aus den Pandekten. Nunmehr fand ihn sein Lehrer fähig, der Gerechtigkeit den Krieg anzukündigen und zu prakticiren. Seinen ersten Proceß verlor er. Sein Gegner war ein Advokat, der geschickt, ehrlich und unerschrocken war: Sein Richter war einsehend und unpartheyisch. Unser Herkommann war noch nicht abgehärtet und unverschämt genug, vor den Augen eines gerechten Richters, und eines Gegners, den die Wahrheit muthig machte, die augenscheinliche Ungerechtigkeit seiner Sache zu vertheidigen. Er konnte sich nicht fassen. Der Richter überführte ihn seiner Bosheit; sein Klient verlor seine Ansprüche und sein baares Geld; der unglückliche Herkomman aber schlich beschämt nach Hause und klagte seinem Meister den traurigen Ausgang seines ersten Angriffs. Dieser erfahrne Mann munterte ihn auf. Er gestund ihm, daß es sehr schwer sey, vor den Augen eines unpartheyischen Richters und eines erfahrnen Gegners eine ungerechte Sache gelassen zu vertheidigen: Zugleich aber versicherte er ihn, es sey ein sehr seltnes Phönomenon, einen solchen Richter und einen solchen Gegner beysammen zu finden. Muth müsse er fassen, dem Richter beständig widersprechen, seinen Gegner durch persönliche Vorwürfe und Grobheiten erhitzen; mit einem Worte, wenn er sie nicht mit der Bindigkeit der Beweise überführen könne, so müsse er sie durch die Stärke seiner Lunge überschreyen. Oft lernt ein junger Feldherr durch den Verlust einer Schlacht mehr Kriegskunst, als durch den vortheilhaftesten Sieg: Unserm Herkommann wiederfuhr eben dieses. Durch sein Unglück ward er groß. Bisher hatte er sich vornehmlich nur dieses angelegen seyn lassen,

sen, wie er die unbequemen Regungen eines sterbenden Gewissens niederdrücke und sein Gesicht gewöhne, niemals zu erröthen. Nun arbeitete er auch an seiner Lunge und arbeitete mit einem so glücklichen Erfolge; daß er mit der Dreistigkeit eines alten legalen Betrügers in kurzer Zeit den Richter betäubte und den Gegentheil überschrie. Nunmehr ward er allen Richterstuben schrecklich und in der ganzen Gegend als ein großer Advokat berühmt. Wittwen und Waisen zitterten vor seinem Namen; aber allen denen war er eine sichre Zuflucht, welche verdienten, gehangen zu werden. So seltne Verdienste sind einer seltnen Belohnung würdig. Der alte getreue Wegweiser unsers Herkommanns erstaunte über den geschwinden Fortgang dieses jungen Rabulisten. Er freute sich über dieses Werk seiner Hände, und liebte ihn, wie ein reissender Wolf seine Jungen liebt. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie wenig Zeit dazu gehöre, sich reich zu plündern. Schon im Geiste stellte er sich die Größe und die Reichthümer seines muthigen Herkommanns vor. Zur Belohnung seiner ihm geleisteten Dienste; wollte er sein Glück mit dem Glücke dieses hoffnungsvollen Mannes verbinden: Er gab ihm also seine einzige Tochter. Die vertraulichste Einigkeit der Straßenräuber ist von keiner Dauer und nimmt oft ein blutiges Ende. Herkommann und sein Schwiegervater waren beide zu boshaft, als daß sie lange Zeit mit einander in einem Hause ruhig leben konnten. Ihre Feindschaft brach mit Heftigkeit aus; sie verklagten einander vor dem Richter. Die ganze Stadt war aufmerksam, wie bey dem rasenden Kampfe zwoer grimmiger Bestien. Herkommann, welchen die Chicane vorzüglich liebte, wie das Glück junge Helden liebt und alten untreu wird; Herkommann,

mann, den sein Schwiegervater zum Raube eingesegnet und zum Betrüger abgerichtet hatte, dieser undankbare Herkommahn bestritt ihn mit seinen eignen Waffen, und siegte. Er war so geschickt, daß er seinen Schwiegervater um das Haus und um sein ganzes Vermögen brachte. Er ließ ihn elendiglich verhungern. Nun war ihm weiter nichts im Wege, ungehindert zu würgen. Er that es dreyßig Jahre lang und verwüstete die ganze Gegend. Das war ihm noch nicht genug: Auch nach seinem Tode wollte er noch schaden. Er machte ein Testament, welches seine Erben in die größte Verbitterung und in Processe stürzte, die ihnen nicht allein die Erbschaft zernichteten, sondern auch noch ihr eignes Vermögen kosteten. Herkommann that also in seinem Alter das, woran er sich in seiner Jugend gewöhnt hatte. Er war ein junger Bösewicht, ein alter Räuber und auch nach seinem Tode noch ein schändlicher Betrüger. Es fällt mir noch eine merkwürdige Handlung seiner standhaften Bosheit ein. Wenig Stunden vor seinem Tode entschloß er sich, des Wohlstandes wegen den Beichtvater zu sich kommen zu lassen. Dieser segnete ihn endlich ein, und beym Einsegnen merkte Herkommann, daß er kontrebantes Tuch zum Priesterrocke hatte. Er ließ den Fiscal rufen, gab es an und starb.

N. N. ward durch den Tod seiner Aeltern der unwürdige Erbe eines ansehnlichen Vermögens. Sein rechtschaffner Vater kannte ihn genauer, als viele Väter ihre Kinder nicht kennen. Er hatte gemerkt, daß sein Sohn, von den ersten Jahren an, das Geld, das man ihm in die Hände gab, auf die niederträchtigste Art verschwendete. Er bemühte sich, den Folgen davon

durch

durch ein sehr sorgfältig eingerichtetes Testament vorzukommen. Diese Sorgfalt war vergebens. In der verabscheuungswürdigsten Gesellschaft von eigennützigen Freunden, von Spielern und Huren brachte er sein Vermögen durch, ohne es selbst zu genießen. Itzt lebt er von dem Allmosen seiner Freunde. Weder die Verachtung der ganzen Stadt, noch die nagende Armuth noch eine Zeit von funfzig traurigen Jahren sind vermögend gewesen, ihn vernünftig zu machen. An seine rasenden Ausschweifungen denkt er mit Vergnügen, und versichert mit den schrecklichsten Flüchen alle, die es hören wollen, daß, wenn sein Vater heute stürbe, er noch heute Anstalt machen würde, das ererbte Vermögen mit eben der wilden Art zu zerstreuen, wie er es vor dreßig Jahren gethan habe.

Veit Knollius war des Verwalters Sohn, und in seinem Dorfe der gelehrteste Bauerjunge. Seine zärtliche Mutter war erkenntlich; drum lobte ihn der Schulmeister alle Sonntage. Das machte den albernen Buben hochmüthig; er verachtete die andern Knaben, welche nicht so fix lesen und schreiben konnten. Es war ihm unleidlich, wenn ihm einer von seinen Mitschülern widersprach, und da ihm die Natur, außer seinem großen Verstande, auch große Fäuste gegeben hatte, so prügelte er auf die armen Jungen despotisch los. In dieser Gemüthsverfassung kam er auf eine Stadtschule, wo er alle Tage gelehrter und alle Tage unbescheidner ward. Auf hohen Schulen brachte er es in der Grobheit immer weiter. Er war unermüdet fleißig, um andern ins Gesicht sagen zu können, daß sie unwissender Pöbel wären. In kurzem sagte er dieses seinem eignen Lehrer; und damit er die Freyheit

erlangen möge, es öffentlich behaupten zu dürfen, so öffnete er sich den Weg zur Katheder, und wies der Welt in dem schönsten Lateine, dessen sich in Rom kein Bootsknecht hätte schämen dürfen, daß alle seine Kollegen unwissende Esel und deutsche Ochsen wären, und daß nur einer von den Musen gesandt wäre, seinem blinden Vaterlande die Augen zu öffnen und den hochmüthigen Ausländern einen Mann entgegen zu setzen, der Knollius heiße. Es waren einige Theile der Gelehrsamkeit, um die er wahre Verdienste hatte; seine Feinde selbst konnten ihm das nicht absprechen. Aber auch seine besten Freunde mußten gestehen, daß diese Verdienste durch seine Eigenliebe und beleidigende Grobheiten dergestalt verdunkelt würden, daß er allen unerträglich sey und ein unparteyischer Richter immer unschlüßig bleibe, ob man mehr Ursache habe, ihn hochzuschätzen, oder ihn zu verachten. Diese Aufführung, welche sogar die Kritici in den Niederlanden für unhöflich hielten, erregte ihm viele heftige Gegner. Man griff ihn von allen Seiten unbarmherzig an, und zeigte ihm theils mit einer ernsthaften Gelassenheit, theils mit beißender Bitterkeit, theils aber in seiner eignen groben Sprache, daß er der gelehrteste Limmel seiner Zeit sey. Bey allen diesen Anfällen blieb er muthig stehen. Er war von seinen Verdiensten so trunken, und von der dankbaren Ehrfurcht, die ihm die späteste Nachwelt bezeigen würde, so gewiß überzeugt, daß er die vernünftigen und unvernünftigen Vorwürfe mit gleichem Hochmuth verachtete. Grotius und Bayle waren große Männer gewesen, und eben um deswillen waren sie den feindseligen Spöttereyen ihrer neidischen Gegner ausgesetzt. Dieses war sein Trost; aber er besann sich nicht, daß auch Bav und Mäv verspottet

wor-

worden waren. Unser großer Knollius hatte in lateinischen Büchern gelesen, daß die ungesittetsten Männer durch die Liebe menschlich und bescheiden worden waren. Dieses nannte er weibisch. Er flohe also den Umgang mit Frauenzimmer. Er heurathete nicht, er liebte niemals und flüchtete sich vor der Liebe hinter seine fürchterlichen Follanten, um nicht menschlich und gesittet zu werden. Denn nun hoffte er, zur Vergeltung seiner Unempfindlichkeit, ein desto größerer Gelehrter, seinen Feinden nun schrecklicher und unsterblicher zu werden. Unter dergleichen menschenfeindlichen Beschäftigungen ist er alt worden. Man will der Nachwelt seinen Ruhm überlassen, und fängt daher schon itzt an, ihn zu vergessen. Diese Verachtung fühlt er nicht. Noch schreibt er muthig fort. Es fehlt ihm nicht ganz an Schülern und Bewunderern, so unbescheiden er auch ist. Die junge grobe Brut giebt seinem gelehrten Hochmuthe immer neue Nahrung. Er zieht sie für die Nachwelt heran, so, wie er erzogen worden ist. Er braucht sie bereits zu kleinen kritischen Streifereyen, und segnet sie in seinem väterlichen Schooße, wenn sie mit Schlägen zurück gejagt werden. Es ist zu befürchten, daß unser Knollius noch lange lebt. Man kann aber gewiß glauben, daß er sich niemals ändern wird, da er sich in funfzig Jahren nicht geändert hat. Schon auf dem Dorfe bey seinem Vater war er der unerträgliche Bube, der mit Fäusten darein schlug, wenn ihm widersprochen ward: Noch in diesem Augenblicke ist er eben so ein kritischer Bengel, und verfolgt alle die mit seinen gelehrten Grobheiten, die so unbedachtsam sind, ihm zu widersprechen. Ich freue mich, daß ich auch unter dem gelehrten Pöbel Männer finde, die die Wahrheit meines Sprüchworts beweisen.

Diejenigen, welche eine bürgerliche Erziehung, oder der Mangel, oder der Geiz, oder der Hochmuth, oder alle die Umstände zusammen nöthigen, zu arbeiten, diese sind immer ungerecht genug, zu behaupten, daß der Müßiggang eine sehr leichte Sache sey, daß aus demselben viel Schaden für das gemeine Wesen entstehe, und daß es ihnen ganz unbegreiflich sey, wie ein vernünftiges Geschöpf Geduld genug haben könne, sein ganzes Leben, von den ersten Jahren an, bis in das höchste Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Auf diese Vorwürfe will ich nur mit wenigem im Namen der Müßiggänger antworten, da es zu viel Arbeit für sie seyn würde, wenn sie es selbst thun sollten.

Es ist ungerecht zu sagen, daß der Müßiggang eine leichte Sache sey. Man betrachte nur die unruhige Wirksamkeit der Seele, welche sich beständig beschäftigen, beständig mit neuen Vorwürfen unterhalten, niemals, so gar im Schlafe nicht, ruhen will. Wie viel Arbeit gehört dazu, die geschäfftige Seele in eine ruhige Unempfindlichkeit einzuwiegen? Wie schrecklich muß einem Menschen, der des Müßiggangs noch ungewohnt ist, die traurige Aussicht in das Leere des langen Tages seyn, welchen er beym Erwachen anfängt? Er wird es durch die Zeit gewohnt; er gähnt dem Tage entgegen, nährt seinen Körper, sucht sich in Gesellschaft andrer Müßiggänger zu zerstreuen, und freut sich, wenn die erquickende Stunde kömmt, wo er sich vor dem Getöse der arbeitenden Welt in sein Bette flüchten kann. Wie dieser Tag ist, so sind die vielen tausend Tage, die er zu leben hat. Bey einer solchen gedankenlosen Einförmigkeit würde sich ein Engelländer

hängen; aber ein sich selbst gelassener Deutscher wird dabey fett. Ist der Müßiggang so leichte, warum fliehen ihn diejenigen so sehr, die dergleichen Vorwürfe machen?

Also ist es nicht leicht, müßig zu gehen; ich will aber auch beweisen, daß aus dem Müßiggange nicht allein gar kein Schaden für das gemeine Wesen entsteht, sondern daß solcher demselben ungemein vortheilhaft ist. Die Stärke eines Landes besteht in der Nahrung, das ist ausgemacht; die meiste Nahrung ist da, wo das meiste verzehrt wird, das ist auch ausgemacht; und nirgends wird mehr verzehrt, als wo viel Müßiggänger sind. Verlanget man davon Beweis? Ich will es nicht hoffen. So bald ein Müßiggänger aufsteht, so bald fängt er an zu verzehren; und kaut noch in dem Augenblicke, da er sich, obwohl spät, zu Bette legt. Von den zwölf Stunden, die er wachte, werden achte mit Essen und Trinken zugebracht; und da er niemals ißt, wenn ihn hungert, und niemals trinkt, wenn ihn dürstet, so sind es nur theure Speisen und kostbare Getränke, die er wählt, seinen Geschmack zu reizen. Ein Mann, der durch Arbeit sein Brod verdient, lebt die meisten Tage über sparsam und verthut gemeiniglich nur wenige Groschen. Ein Müßiggänger hingegen, dessen Vater ihm das Brodt verdient hat, wird mehr Thaler verzehren, als jener Groschen braucht. Nun rechne man selbst nach, (denn itzt rede ich nur mit denen, die rechnen) welcher von beiden dem Vaterlande am meisten nützlich sey. Ich will weder von dem übrigen Aufwande in Kleidung, im Spielen, noch von dem kostbaren Viehe reden, das gemeiniglich ein vornehmer Müßiggänger zu seiner Gesellschaft unterhält. Man sieht hieraus deutlich, wie unentbehrlich die Müßiggän-

ger dem Kommerze sind. Das wird man wohl ohne mein Erinnern verstehn, daß ich nicht vom Pöbel, oder armen Müßiggängern rede; eben darum sind diese zur Arbeit verdammt, weil sie Pöbel und arm sind. Nur von denen rede ich, welche entweder den guten Einfall gehabt haben, sich von reichen Müttern gebären zu lassen, oder denen die Vorsicht des Himmels eine reiche Frau gegeben, oder welche die vornehme Kunst verstehen, das Vermögen andrer Leute zu verzehren.

Außer diesem Nutzen, welcher dem Vaterlande durch dergleichen Müßiggänger in Ansehung des Konsumo, wie man es künstmäßig nennt, zuwächst, ist auch noch ein Vortheil, den die arbeitenden Mitbürger zu genießen haben. Dadurch, daß jene zu groß sind, als daß sie arbeiten sollten, bleiben Aemter genug übrig, durch welche diese ihr Brodt verdienen können: Und wenn auch, wie es oft geschieht, vornehme Müßiggänger wichtige Aemter bekleiden; so hat doch der Himmel, der alle seine Gaben so weislich eintheilt, gemeiniglich dasjenige, so er durch den Rang und das Vermögen an sie verschwendet, ihnen wieder am Verstande abgebrochen und dadurch sie in die Nothwendigkeit gesetzt, diejenigen zu Hülfe zu rufen, welche für sie und ihr Amt, gegen billige Bezahlung, Verstand genug haben.

Was ich hier mit wenigem berührt habe, ist weiter nichts, als ein kurzer Entwurf eines weitläuftigen Buchs, welches ich künftig unter dem Titel: **Die schwere Kunst, müßig zu gehen**, dem geliebten Vaterlande liefern werde, wenn mir der Himmel mein Leben und meine rechte Hand fristet. Itzt also will ich davon weiter nichts sagen und nur diejenigen freund-

schaft-

schaftlich warnen, welche immer so übereilend sind, auf den Müßiggang zu schmälen und die Müßiggänger zu verachten, ohne zu bedenken, daß sie unrecht haben und sich der Feindschaft so vieler Erlauchter und Hochwürdiger Müßiggänger aussetzen.

Der letzte Vorwurf ist noch zu beantworten übrig. Es können nämlich meine Gegner nicht begreifen, wie ein vernünftiges Geschöpf Geduld genug habe, sein ganzes Leben von den ersten Jahren an, bis in das höchste Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Ich kann es nicht läugnen, mir war es anfänglich auch ganz unbegreiflich; ich fragte also Seine Excellenz, den Herrn Baron von * * *, einen meiner größten Gönner und Beförderer, darum, welcher nunmehr, durch die Gnade des Himmels und seines ererbten Vermögens, zwey und siebenzig Jahre rühmlichst müßig gegangen ist. Er lag eben auf dem Kanapee und rauchte Tabak, da ich ihm meinen Zweifel vortrug. Allein er lächelte mich mit seiner faulen Miene an und sagte: Sind Sie auch so ein Narr, Herr Panßa? Wissen Sie das noch nicht? Nach Tische will ich es Ihnen sagen, wenn ich Zeit haben werde. Aber bis itzt hat er noch keine Zeit gehabt; und er wird verdrüßlich, wenn ich ihn an sein Versprechen erinnere. Ich muß also warten, bis die glückliche Stunde kömmt, wo er sich die Zeit nehmen wird, mir das große Geheimniß zu entdecken. Bis dahin müssen sich meine Leser gedulden; ich kann ihnen nicht helfen.

Damit ich aber doch etwas thue, so will ich der Welt eine kurze Nachricht von diesem patriotischen Müßiggänger geben. Sein Vater, welchen die Nach-

barschaft nur unter dem Namen des alten Junkers kannte, war wegen seiner Wuchereyen berühmt. Er hielt die empfindlichsten Vorwürfe aus, um ein pro Cent mehr zu gewinnen. Sein Haus war ein Magazin von Geräthe und andern Sachen, welche die Nothdürftigen in dasiger Gegend bey ihm, als Pfänder, versetzten. Durch beständige Processe gewann er beynahe noch mehr, als sein Advokat. Er stritt mit allen Nachbarn, und brachte die ansehnlichsten Familien an den Bettelstab. Mit einem Worte: er scharrte ein erstaunendes Vermögen zusammen, welches er seinem einzigen Sohne, meinem größten Mäcenaten, hinterließ. Dieser kam auf die Welt, da sein Vater schon fünf und sechzig Jahre alt war. Die Feinde seiner Mutter, einer jungen und liebenswürdigen Frau, hielten seine Geburt für sehr problematisch, und machten seinen Vater, nicht so wohl durch die Vorstellungen, daß er ein Hahnrey seyn könnte, als vielmehr dadurch unruhig, daß er einen ziemlichen Theil seines Vermögens auf die Erziehung dieses ungehofften Kindes würde verwenden müssen. In dieser ängstlichen Ungewißheit blieb er fast ein halbes Jahr, da er endlich merkte, daß dieses Kind sehr wenig Nahrung zu sich nahm, und wenn es am heftigsten weinte und schrie, dennoch den Augenblick beruhigt ward und munter lächelte, so bald man mit einem Beutel voll Geld klirrte. Diese Sparsamkeit und dieser natürliche Hang zum Gelde überzeugte ihn, wider alle Vorwürfe der Natur, daß dieses Kind sein leiblicher Sohn sey. Er freute sich über diese Entdeckung; er nahm sich großmüthig vor, seinem Sohne eine anständige Erziehung zu verschaffen und ihn schreiben und rechnen zu lehren.

Die

Dieses liebenswürdige Kind gab gar zeitig die deutlichsten Merkmale von sich, daß ihn die Natur erschaffen habe, nichts zu thun. Er schlief beständig, und niemals ruhiger, als an der Brust seiner Amme. Mit dem ersten Jahre wollte man ihn entwöhnen; aber es war ihm viel zu mühsam, zu kauen: man sah sich daher genöthigt, ihn bis ins dritte Jahr zu stillen. Bis ins zehnte Jahr gängelte man ihn, weil er niemals lernen wollte, allein laufen, sondern beständig im Stuhle sitzen blieb. Um diese Zeit fieng er auch an zu reden, aber sehr langsam; und noch itzt ist seine Sprache so lallend, wie die Sprache eines Kindes; denn er glaubt, es entkräfte ihn zu sehr, wenn er ordentlich und vernehmlich rede. Des Wohlstandes wegen hielt man ihm einen Hofmeister, welcher sehr scharfen Befehl hatte, das gute Kind nicht zu übertreiben, am wenigsten strenge zu halten. Es blieb ihm also weiter nichts zu thun übrig, als dieses, daß er seinen Schüler früh um zehn Uhr aufweckte, bis um zwölf Uhr anziehen ließ, über der Tafel für seine Nahrung sorgte, nach Tische sich neben das Kanapee setzte, und von dem kleinen Junker, so lange er Mittagsruhe hielt, die Fliegen abwehrte; hernach Kaffee mit ihm trank, ein paar Stunden spatzieren gieng, um ihn zum Abendessen vorzubereiten, und wenn auch dieses überstanden war, ihn endlich zu seiner Ruhe brachte. Dieses waren die täglichen Beschäfftigungen seines Hofmeisters. Wie viel geschickte Hofmeister würden in der Welt seyn, wenn man auch so billig wäre, von ihnen weiter nichts zu fodern, als was der alte Junker von diesem forderte! Ungeachtet dieser spielenden Art zu unterrichten, war doch unser junger Herr schon im achtzehnten Jahre so weit gekommen, daß er buchstabiren konnte. Um deswillen

schickten ihn die Vormünder auf die hohe Schule, wo er drey Jahre lang schlief und aß; und nach rühmlichst absolvirten akademischen Studien, wie ihm alle Professores und Weinschenken bezeigten, mußte er auf Reisen gehen. Man packte ihn also, unter der Begleitung eines alten Kammerdieners und eines erfahrnen Kochs, in einen sehr bequemen Reisewagen, und fuhr ihn fast zwey Jahre, in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden herum. Alsdann ließ ihn seine gnädige Mama nach Hause kommen, um zu sehen, wie sich ihr einziger lieber Sohn in fremden Landen gemästet habe. Man wog ihn den Augenblick, da er vom Wagen stieg, denn man hatte ihn bey seiner Abreise gewogen; und da fand man ihn, zum unaussprechlichen Vergnügen seines hohen Hauses, zwanzig Pfund schwerer, als vor zwey Jahren. Den nächsten Sonntag darauf mußten alle Bauern Gott danken, der diese Reise so augenscheinlich gesegnet hatte. Es gab in der Nachbarschaft leichtsinnige Gemüther, welche über diesen zwanzigpfündigen Segen spotteten; aber ich glaube nicht, daß sie recht thaten. Wie viele von unsern jungen Edelleuten gehen in fremde Länder, und haben von ihren kostbaren Reisen so vielen Nutzen bey weitem nicht, als dieser hatte! Durch den Tod seiner Mutter, welcher kurz darauf erfolgte, sah sich unser Junker genöthigt, die Verwaltung der Güter selbst zu übernehmen. Weil er aber noch itzt eben die gemächliche Lebensart führte, die er unter der Aufsicht seines Hofmeisters geführt hatte; so war es ihm nicht zuzumuthen, daß er sich um die Einnahme und Ausgabe selbst bekümmern sollte. Er trug also diese gemeine Arbeit einigen seiner Bedienten auf; und weil er sieht, daß ihm weder am Essen, Trinken, noch einiger Art der Bequemlichkeit etwas

ab-

abgeht, so ist er mit ihrer Verwaltung sehr wohl zufrieden. Sie werden reich, und er wird fett. Das ist alles, was er wünscht; denn dazu ist er zu faul, daß er geitzig seyn und erst mühsam untersuchen sollte, wo seine Bedienten in so kurzer Zeit zu einem ansehnlichen Vermögen gelangen können. Er hat sich niemals entschließen können, zu heurathen; denn seine Lehnsfolger haben ihm bey aller Gelegenheit die schrecklichsten Vorstellungen gemacht, wie mühsam der Ehestand sey. Die schwerste Arbeit, die er in seinem Leben unternommen und glücklich ausgeführt hat, ist diese, daß er in seinem funfzigsten Jahre Baron geworden ist. Aber auch diese hat ihn tausendmal gereut, wenn er an die unruhigen Zeiten des fürchterlichen **Bernhards von Galen** zurück gedacht und sich die Möglichkeit vorgestellt hat, daß bey einem allgemeinen Aufgebote der Ritterschaft er vielleicht mit aufsitzen und als Baron sich an die Spitze stellen müsse, da er außerdem, als ein gemeiner Edelmann, sich in dem dicksten Haufen unbemerkt verbergen können. Denn der Blutdurst ist sein Fehler nicht, ob er sich schon niemals ohne Harnisch malen läßt; und aus Liebe zur Ruhe und einer guten Gemächlichkeit, bittet er Gott brünstig um die Erhaltung des lieben Friedens. Vor drey Wochen hat dieser ehrwürdige Greis sein zwey und siebenzigstes Jahr angetreten und den billigen Vorsatz gefaßt, den Rest seiner Tage in Ruhe zuzubringen. Zu dem Ende hat er sich ein geraumes Kanapee mit Stahlfedern machen lassen, in welchem er von zehn Uhr des Morgens, bis Abends um acht Uhr wohnt, und unter Essen, Trinken und Tabakrauchen, in der Gesellschaft einiger artigen Mopse, seinen Tod ruhig erwartet. Das Einzige, was ich wünsche, ist dieses, daß ihm der Himmel nur so lange

noch sein theures Leben fristen möge, bis er mir und meinen Lesern die schwere Frage aufgelöst hat, wie es möglich sey, daß ein vernünftiges Geschöpf Geduld genug habe, sein ganzes Leben, von den ersten Jahren an, bis ins hohe Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen? Sollte ihn aber der Tod dahin raffen, ehe wir dieses von ihm erführen; so wird uns doch sein ungeschäftiges Leben zu einem Beweise dienen, daß auch ein Müßiggänger in seinem Alter nichts thue, da er in seiner Jugend nichts zu thun gewohnt gewesen ist.

Der Satz ist sehr richtig, daß man schon in dem Knaben den Mann erblickt, und aus den Handlungen der Kinder mit einiger Zuverläßigkeit prophezeihen kann, was für eine Rolle sie bey zunehmenden Jahren und im Alter spielen werden. Mein Onkel ist ein alter Winkelschulmeister, und hat sich durch seinen Fleiß so beliebt gemacht, daß ihm fast die halbe Stadt ihre Kinder zur Unterweisung anvertraut. Dieser Gelegenheit bediene ich mich, Betrachtungen anzustellen. Ich bin beständig unter diesen Kindern, die ich mir durch kleine Gefälligkeiten verbindlich zu machen gewußt habe. Da sie mich gewohnt sind und ich bey allen ihren kindischen Thorheiten freundlich bleibe; so verstellen sie sich in meiner Gegenwart nicht, und ich erlange dadurch das Vergnügen, mit einem prophetischen Auge in die Nachwelt unsrer Stadt zu sehen und für sie tausend gute und schlimme Folgen zu entdecken, die andern, welche nicht so aufmerksam sind, ganz verborgen bleiben. Ja, ich bin so weit gekommen, daß ich mir getraue, mit einer ziemlichen Gewißheit zu bestimmen, was wir in funfzehn Jahren für neue Sekten in der Kirche haben werden.

den, wie es mit der Handlung stehen wird, welche Art vom Witze alsdann mode seyn wird, und ob die Aemter auf dem Stadthause eben so unachtsam und mit eben der Ungeschicklichkeit, wie itzt, werden verwaltet werden *). Ich habe hiebey eben die Belustigung, die ein Mensch hat, der mit einem Sehrohre meilenweit neue Aussichten und Gegenden entdeckt, die denen ganz unbekannt bleiben, welche bey ihren schwachen Augen nur wenige Schritte vor sich hinsehen können. Da ich, als ein wahrer Menschenfreund, niemals ein Vergnügen allein genießen kann; so will ich auch dieses mit meinen Lesern theilen und ihnen von einigen Knaben die Charaktere beschreiben, die ich an ihnen entdeckt habe. Sie können solche als moralische Aufgaben ansehen; denn ich überlasse ihnen das Urtheil, was für ein Mann aus einem jeden dieser charakterisirten Knaben werden dürfte.

Christoph, der Junge eines Hufschmidts, hat niederhangende Augenbraunen, unter denen er tückisch hervor guckt. Er spricht wenig mit andern Jungen; mit sich selbst aber redet er beständig. Wenn er allein zu seyn glaubt, so streichelt er sich mit einer schmeichelhaften und beyfälligen Art auf den Backen und heißt sich den großen Christoph. Wenn er zween Jungen auf der Gasse beysammen sieht; so glaubt er, daß sie mit Bewunderung von den Vokubeln reden, die er gestern in der Schule gelernt hat. Er weis mit einer

*) Der Verleger erinnert hierbey, daß Herr Anton Panßa dieses in J * * *, einem Städtchen in Westphalen schreibt, wie im Eingange dieser Sprüchwörter angemerkt worden ist.

wohlausgesuchten Unachtsamkeit den Donat, oder ein andres Schulbuch vor der Werkstatt seines Vaters, liegen zu lassen, damit die Vorbeygehenden merken sollen, daß in diesem Hause der gelehrte Junge wohnt, der lateinisch lernt. Vor ein paar Wochen warf dieser Bube dem Kapellan vor, daß er in der Kinderlehre den Spruch unrichtig gebetet habe, und so bald er nach Hause kam, erzählte er es seiner Mutter mit großem Geschrey, daß er den Spruch besser beten könnte, als der Magister. Schreiben kann er noch nicht, denn er ist erst neun Jahr alt: dem ungeachtet schmiert er sich beständig Dinte an die Finger, damit die Bürger glauben sollen, Schmidts Christoph könne schon schreiben. Ja er geht so weit, daß er Dintenflecke in die Wäsche macht; und als ihm seine Mutter unlängst dieses mit ein paar Ohrfeigen verwies, so war der kleine Schurke so boshaft, daß er sie mit einer verächtlichen Miene ansah und ihr vorwarf, sie rede, wie der unwissende Pöbel, der es auch nicht besser verstehe. Nichts thut er lieber, als daß er mit der Feder ein Blatt Papier voll kritzelt, und mir sodann mit einer tiefen Verbeugung solches überreicht, wobey er mich allezeit mit den Worten anredet: **Nach Stand und Würden geehrter Leser.** Ich gebe ihm gemeiniglich dafür einige Kreuzer, und lasse mir erklären, was er eigentlich geschrieben haben wolle. Im Anfange schrieb er nichts als Gesangbücher. Hiebey hätte er gar wohl können stehen bleiben, da es ehrwürdige Männer giebt, die auf die Unsterblichkeit einen Anspruch machen, wenn sie die christlich singende Gemeine mit einem vermehrten und verbesserten Gesangbuche irre gemacht haben. Aber mein ehrgeiziger Christoph gieng weiter. Denn da er das kleine a. b. c. schreiben konnte; so schmierte er einen

nen Bogen in Quart voll und sagte, er überreiche mir den ersten Band seiner Herzenspostille. So viel muß ich ihm nachrühmen, daß ich diesen Bogen durchlesen konnte, ohne zu gähnen und ohne zu schlafen; ich vergaß aber damals, ihm seine gewöhnlichen zween Kreuzer zu geben, welches den Buben dergestalt ärgerte, daß er allen Leuten sagte: Herr Anton Pansa ist ein Feind der Geistlichen und kann nicht einmal Geschriebnes lesen. Noch weit schlimmer gieng es in voriger Woche einem von seinen Mitschülern, welchem er einen vollgekritzelten Zeddel wies und ihn bereden wollte, es sey ein Kalender, den er geschrieben habe. Weil aber dieser arme Knabe in seiner Einfalt sagte, das wäre nur ein Wisch und kein Kalender; so drückte ihn Christoph unter sich, (denn handfest ist Christoph) und prügelte ihn unbarmherzig, damit er gestehen sollte, es sey ein Kalender; und weil er das nicht thun wollte, (denn gemeiniglich sind die Leser eigensinnig) so kniete er ihm auf den Leib und wollte ihn mit geballter Faust zwingen, das Blatt zu fressen; ja er stopfte es ihm bereits ins Maul, als ich unverhoft dazu kam und den unschuldigen Knaben rettete. Was glauben meine Leser, was wird wohl aus dem Christoph mit der Zeit werden?

Der Herr Fiskal, mein Nachbar, hat zween rothköpfigte Jungen, über die ich mir viel Sorge mache. Der älteste wird ohngefähr funfzehn Jahr alt seyn. Er weis mit einer gefälligen Art sich in allen Häusern einzuschmeicheln, und dieses thut er nur in der Absicht, seiner neugierigen Mutter ins Ohr zu sagen, wo frische Kuchen gebacken werden, in welcher Familie Kaffeebesuch erwartet wird, ob es wahr ist, daß jener Nachbar

seine

seine Frau prügle und was eigentlich die Ursache seyn müsse, warum diese oder jene Frau ihre Magd mit Ohrfeigen aus dem Dienste gejagt hat. Alle diese gleichgültigen Zeitungen gewinnen in dem Munde dieses kleinen Spions ein boshaftes Ansehen; und er hat sich von seiner horchenden Mutter bereits alle die vielbedeutenden und richtenden Mienen angewöhnt, welche sie bey der Anhörung eines neuen Märchens macht. Diese Mienen machen seine Erzählungen doppelt gefährlich, weil man dabey lachen muß. Kann er seiner Mutter keine neuen Klatschereyen von andern Familien erzählen, so geht er in fremden Häusern herum und macht seine eigne Mutter lächerlich.

Der andre Junge, welcher erst vor ein paar Monaten ins vierzehnte Jahr getreten ist, scheint mir noch weit gefährlicher zu seyn. Er hat durch seine Schmeicheleyen das Herz meines Onkels, seines Schulmeisters, so einzunehmen gewußt, daß er die Schule mehr regiert, als mein Onkel. Schon itzt ist er ein vollkommner Tartüffe. Er begeht alle Bosheiten, deren ein Knabe von seinem Alter fähig ist, und dennoch heißt ihn der Schulmeister beständig seinen lieben Sohn, sein bestes Kind. Er hat ihm um deswillen aufgetragen, in seiner Abwesenheit auf die übrigen Knaben Achtung zu geben und es ihm treulich zu hinterbringen, wenn einer oder der andre nicht stille sitzt und kindische Ausschweifungen begeht. Dieses Amt macht den Buben dem ganzen Haufen schrecklich, und er mißbraucht es eben so, wie mancher fürstliche Bediente, dem die Aufsicht über einen Theil des Landes aufgetragen ist. Die Jungen, die ihn vordem gerauft, oder ihm den Hut vom Kopfe geschmissen haben, verfolgt er unbarm-

herzig. Eine Rache ist ihm zu wenig; dadurch wird er noch nicht besänftigt: er rächt sich, so oft er kann. Merkt er, daß einer von ihnen Nüsse oder Aepfel im Schubsacke hat, so stellt er ihm so lange nach, bis er ihn auf einem Versehen ertappt; und alsdann ist nichts möglich, diesen Unglückseligen von der Anklage zu retten, als wenn er ihm seine Nüsse und Aepfel aufopfert, die er gleichwohl mit der großen Miene eines Richters annimmt, welcher sich bestechen läßt und doch auf den Schein einer unparteyischen Gerechtigkeit eifersüchtig ist. Seine Leichtfertigkeit geht so weit, daß er anfänglich die boshaften Streiche anstellt und sodann mit der heuchlerischen Miene, als ob es ihm bitterlich gereue, sich selbst anklagt, um seine Gespielen in Strafe zu bringen. Wenn einer von ihnen wegen einer That gezüchtiget werden soll, deren er noch nicht überwiesen ist; so ist dieser verrätherische Bube allemal bereit, wider ihn zu zeugen. Findet er gar keine Gelegenheit, diesen oder jenen zu verklagen; so reißt er selbst einige Blätter aus dessen Buche und verklagt ihn wegen dieser Unordnung beym Schulmeister. Vor kurzem ward er über einer solchen Bosheit ertappt. Der ganze Haufe seiner Mitschüler wachte wider ihn auf und öffnete dem alten Lehrer die Augen, und entdeckte diesem eine ganze Menge von Bosheiten, die er bisher niemals hatte glauben wollen. Mein Alter gerieth in die grimmige Wut eines verspotteten Lehrmeisters. Er faßte ihn bey den Hosen und stäupte ihn vor den Augen der jauchzenden Schüler, von denen einige so dienstfertig waren, ihn zu halten, um ihn die Strafe besser fühlen zu lassen. Was sollte der arme Inquisit thun, da er überzeugt war und sich weder entschuldigen, noch retten konnte? Er hielt seinen Schillig bußfertig aus, kroch

kroch zu den Füßen seines beleidigten Lehrers, gestand sein Verbrechen, versprach Besserung und bat es ihm mit Thränen ab. Das that er, um das Vertrauen dieses leichtgläubigen Alten und seinen vorigen Posten wieder zu erlangen, damit er sich an denen rächen könne, welche itzt über ihn triumphirt hatten. In wenig Tagen war er wieder der vertraute Liebling, der er sonst gewesen. Nun ist er seinen Mitschülern weit gefährlicher, als jemals. Es ist keine Art der Verfolgung, die er nicht wider sie ausübt. Mein Onkel ist ein Liebhaber von jungen Tauben; der Bösewicht weis das und dreht ihnen allen in einer Nacht die Hälse um. Den Morgen darauf wird eine scharfe Untersuchung angestellt. Unser Tartüffe tritt auf und zeiht die That dem Sohne eines Barbiers, dessen unversöhnlicher Feind er ist, weil dieser bey der großen Exekution ihm die Hosen gehalten hatte. Was für Ungerechtigkeiten wird dieser Knabe in zwanzig Jahren begehen, wenn er Stadtschulze werden sollte!

Ich rauche in müßigen Stunden eine Pfeife Tabak bey einem Würzkrämer, welcher eine ziemliche Anzahl Kinder hat. Unter diesen bin ich besonders auf zween Knaben und ein Mädchen aufmerksam.

Der älteste von ihnen ist ein stilles und fleißiges Kind, welches alle Tage seinen Spruch lernt, weil ihm die Mutter für jeden Spruch einen Pfennig giebt. Er bekommt auch bey andern Gelegenheiten einige Groschen in seine Sparbüchse, die er sehr sorgfältig sammelt, anstatt daß seine übrigen Geschwister ihr Geld vernaschen. So oft er aus der Schule kömmt, zählt er nach, ob er sein Geld noch beysammen hat. Er ist in der Kunst, reich zu werden, schon so weit gekommen,

daß

daß er einigemal den Bettelleuten den Kreuzer, so er ihnen bringen sollen, unterschlagen und ihnen nur einen Heller vor die Thüre gebracht hat. Ein alter Bürger, sein Pathe, der auf Pfänder leiht, hat unaussprechliche Freude über die gute Wirthschaft dieses Knabens. Um ihn besser aufzumuntern und zugleich seinen Scherz mit ihm zu haben, borgt er ihm von Zeit zu Zeit gegen schriftliche Versicherung einige Groschen auf ein paar Wochen ab, und zahlt sie ihm sodann in neuen Münzen, mit einer starken Interesse zurück. Dadurch ist der Junge schon so weit gekommen, daß er von Agio, von pro Cent, von Versicherung, vom Wechselrechte plaudert.

Sein jüngerer Bruder ist ein munterer Kopf und zugleich der feinste Bösewicht, den man unter Kindern von zwölf Jahren suchen kann. Er borgte ihm einige Kreuzer ab, und versprach ihm nebst richtiger Bezahlung, die Interessen an Kuchen und Obste zu geben. Er zahlte auch die Interesse einige Tage richtig, weil er beredt genug war, seinem übrigen Geschwister solche abzuschwatzen. In kurzem waren sie diese Freygebigkeit überdrüßig. Die Interessen blieben also außen und der Gläubiger drang auf die Bezahlung. Was soll unser junger Schuldner in der Angst thun? Er hat von dem alten Nachbar gesehen, daß man ein Blatt Papier giebt, welches ein Wechsel heißt: Er thut daher seinem wuchernden Bruder den Vorschlag, daß er ihm das übrige Geld gegen Wechsel auch leihen solle, verspricht ihm dafür, nebst reichen Interessen, alle Zahlpfennige, die er von den andern Jungen gewinnen werde, und nebst den Zahlpfennigen alle Tage einen Apfel. Diese Vorschläge gefallen; der ältere Bruder

leiht ihm, in der Hoffnung eines so ansehnlichen Gewinnstes, die ganze Sparbüchse, und erhält dafür ein mit Dinte beschmiertes Zeddelchen, ungefähr in der Größe, wie die Wechselbriefe des Pathens gewesen waren. Endlich rückte die Verfallzeit heran; aber da war keine Möglichkeit, weder Kapital, noch Interessen zu bezahlen. Der betrogne Gläubiger klagte es seinen Aeltern, und bescheinigte seine Forderung mit dem ausgestellten Wechsel, von dem aber sein Bruder durchaus nichts wissen wollte. Ich war eben zugegen. Der Vater lachte über diese leichtfertigen Betrügereyen; ich aber erschrak ungemein, weil ich bey beiden die Folgen übersah, die ihre Wucherey und ihre Verschwendung in künftigen Jahren haben würde. Inzwischen entschied sich, auf meine Parere, der ganze Konkurs mit ein paar Ohrfeigen, die Kläger und Beklagter zu gleichen Theilen bekamen.

Ich war aber doch neugierig, zu erfahren, wo dieser kleine Bankerottirer das erborgte Kapital hin gethan hätte; und die Schuld kam auf seine jüngere Schwester, welche der Knabe unendlich liebte. Diese hatte ihm mit guten Worten, oder im Spielen, oder auch unterm Vorwande, sich einige Tändeleyen zu kaufen, das meiste von dem geborgten Gelde abzuschwatzen gewußt, und, wenn er etwann einmal unerbittlich war, ihm gedroht, der Mutter zu entdecken, daß er einen Theil davon vernascht habe. Ich erstaunte über diese gewinnsüchtige Bosheit, so sehr ihre Mutter darüber lachte. Ich drang mit Ernst darauf, daß das Mädchen vorgefodert werden mußte. Sie trat ganz unerschrocken in die Stube, läugnete die ganze Anschuldigung, fuhr ihrem dienstfertigen Bruder, der

sie verrathen hatte, nach den Augen, und trotzte auf ihre Unschuld. Endlich ward ihre Sparbüchse geholt, und hier fand man das Corpus delicti. Ich, als ein strenger Richter, that den Ausspruch, daß sie dem ältern Bruder das Geld wieder geben und ihm einen Theil seines übrigen Verlusts ersetzen sollte. Sie zitterte über mein Urtheil, das ich sogleich selbst vollzog, und sie bezeigte sich dabey so jämmerlich, als sich die Frau eines bankerotten Kaufmanns kaum bezeigen kann, welche durch ihren Aufwand und Eigennutz ihn in dieses Unglück gestürzt hat, und wider alle Landesgesetze und Gewohnheiten nunmehr angehalten werden soll, mit ihrem zusammen geplünderten Vermögen die betrognen Gläubiger zu bezahlen.

Ich hoffe, es soll meinen Lesern nicht schwer fallen, zu errathen, was für Rollen diese drey Geschwister in Ihren ältern Jahren spielen werden.

Ich vergnüge mich oft durch die Unterredung mit einem Knaben, der bereits in seinem dreyzehnten Jahre alle Eitelkeiten eines Theatermarquis hat. Er beschäftigt sich beständig mit der Erhaltung seiner glatten Haut, er lockt seine gelben Haare sorgfältig, und kleidet sich so reinlich, als es die Armuth seiner Aeltern erlaubt. Er lächelt immer, er verliert niemals seine kleine erobernde Miene, und sogar alsdann sieht er noch süß und zärtlich aus, wenn er meinem alten Onkel in seine stäupenden Hände fällt. So bald er einige Kreuzer zusammen gespart hat, so kauft er sich ein Bändchen, oder eine andre dergleichen Tändeley. Er geht sehr ehrerbietig und geheimnißvoll damit um; und wenn er endlich die andern Jungen neugierig gemacht hat, so läßt er sich mit vieler Mühe das Geheimniß ablocken, daß dieses Bändchen ein vertrautes Geschenk von Nach-

bars Lieschen sey. Er geht oft in Gedanken, sieht traurig aus und seufzet; zu einer andern Zeit stolpert er triumphirend durch die Gasse, und läßt die armen Mädchen verzweifeln. Ich bin sein Vertrauter. Er entdeckt mir alle Anfälle, die die Mädchen auf ihn thun, und weil ich weis, daß diese Art von Narren nicht leicht anders, als durch die Zeit zu bessern ist, so lasse ich ihn ruhig in dieser Narrheit, damit er nicht in eine noch größre fallen möge. Die einzige Sorge, die ich mir dabey mache, ist seine Dreistigkeit, mit welcher er sich in die Gesellschaft von Mädchen drängt, bey denen er oft, und besonders seit einigen Wochen, so unverschämt wird, daß die Mädchen im Ernste anfangen, ihn lieb zu gewinnen. Eine von ihnen, die ungefähr in seinem Alter seyn wird, ist schon so weit verführt, daß sie ihn vorgestern sehr vorsichtig auf die Hand schlug und den losen Christel hieß.

Damit ich diesen siegenden Korydon ein wenig in der Demüthigung erhalte; so bediene ich mich der Großsprecherey eines andern Knaben, den ich wider ihn zum Nebenbuhler aufhetze. Dieser besitzt bey der größten Feigherzigkeit dennoch, wie gewöhnlich, die Gabe, alle Welt zitternd zu machen. Wenn er auf der Gasse geht, so drückt er seinen Strohhut tief ins Gesicht, ist in seinem Anzuge unordentlich und fährt allen Jungen in die Haare, die schwächer, oder noch furchtsamer sind, als er. Er ist so sinnreich, daß er sich alle Vorfälle zu Nutze machen und neue Beweise seiner Tapferkeit daher nehmen kann. Er mag nun von der Treppe herab fallen, oder von der Mutter blau geprügelt worden seyn; so erzählt er die Sache allemal zu seinem Vortheil, und versichert seine Mitschüler mit männlichen Schwüren, daß er diese Striemen bekommen, als er

ein

ein gewisses Mädchen, das er nicht nennt, einem gewissen Jungen, den er auch nicht nennen will, vor einer gewissen Hausthüre, die sie wohl selbst errathen würden, abgejagt und sie im Triumphe nach Hause geführt habe.

Ich hoffe, durch diese Exempel bewiesen zu haben, daß zwischen dem Knaben und dem Manne kein Unterschied ist, als die Größe, und daß man schon aus seinen kindischen Handlungen die Thorheiten, oder auch die Bosheiten bestimmen kann, durch die er sich bey zunehmenden Jahren lächerlich, oder verhaßt machen wird.

Meine Leser werden sich eine ganz besondre Art des Vergnügens verschaffen, wenn sie mit kritischer Aufmerksamkeit, eben so, wie ich es in der Schule meines Onkels thue, auf ihre eignen Familien, oder auf die Kinder andrer Leute Acht haben, und urtheilen, was sich die Nachwelt von diesen jungen Bürgern zu versprechen habe. Vielleicht hat sodann die Aufmerksamkeit auch den Nutzen, daß man die Fehler dieser Kinder durch eine desto sorgfältigere Erziehung zu bessern sucht.

Gut macht Muth.

Da das Geld alle Verdienste in sich begreift, deren ein Mensch fähig ist; so ist auch nichts natürlicher und billiger, als der Stolz eines Menschen, welcher dergleichen baare Verdienste besitzt. Dieser einzige Umstand macht den wesentlichen Unterschied zwischen einem vernünftigen Geschöpfe, das reich, aber geizig ist, und zwischen einem Maulesel, der die Schätze seines Herrn auf dem Buckel trägt. Dieser versteht die Kraft seiner Schätze nicht, und eben um deswillen hängt er die demüthigen Ohren: Jener versteht die Verdienste, die auf dem Gelde ruhen, und deswegen verachtet er die Armen.

Das Urtheil der ganzen Welt rechtfertigt den Stolz des Reichen. Er wird geliebt; man bemüht sich, seine Freundschaft zu gewinnen; man verehret, man vergöttert ihn. Er ist von geringem Herkommen; aber er ist reich. Seine Aufführung ist so niederträchtig; wie seine Erziehung; aber er ist reich. Wenn er lacht, so lacht er wie ein Thor, und wenn er seine wichtige Amtsmiene annimmt, so sieht er wie ein Narr; aber er ist reich. Seine Bosheit, mit welcher er das Armuth niederdrückt, seine Ungerechtigkeit verdient den Strang: Kleinigkeiten! Nur ein Mensch, der die Welt nicht kennt, wird so einfältig urtheilen. Gargil, denn ich weis es doch, du meynest Gargilen, Gargil, der Sohn des vergeßnen Tagelöhners, ist hochgeboren, wohlgesittet, witzig in seinem Scherze und verehrungswürdig in seinen Geschäften; ein Vater der Armen, ein Patriot! denn Gargil ist ein Herr von Millionen!

Aber

Aber ein Unglücksfall, oder die Gerechtigkeit, welche nie zu spät erwacht, raubt diese Millionen dem trotzigen Gargil und macht ihn ärmer, als sein Vater war: Was glaubt die Welt nun von ihm? Man erschrickt über seinen Fall; man verflucht sein Andenken, und morgen ist er vergessen!

Ein sichrer Beweis, daß man alle diese Schmeicheleyen seinem Gelde und nicht eine einzige seiner Person gemacht hat. That Gargil wohl unrecht, wenn er sich Mühe gab, seine Schätze zu häufen; wenn er nur auf seine Schätze stolz war; wenn er zweifelte, ob Arme unter die vernünftigen Geschöpfe gehörten, die seine Achtung und Vorsorge verdienen könnten?

Ich habe angemerkt, daß man wider diejenigen, welche wie Gargil denken und sammeln, die unbarmherzigsten Spöttereyen vorbringt. Nie ist der Gelehrte und der Ungelehrte in seinen Vorwürfen bitterer, als wenn er wider den Geiz und die Reichen eifert. Mich dünkt, es ist hiebey eine sehr große Ungerechtigkeit. Nicht Gargil, sondern die Welt ist an allen diesen Thorheiten Schuld. Hätte man mehr Hochachtung für die Tugend; rühmte man denjenigen, als einen verehrungswürdigen Mann, welcher durch seine Vorsorge tausend Familien glücklich zu machen suche, welcher an seinen eignen Vortheil zuletzt, und zuerst an das Wohl dererjenigen denkt, die seiner Aufsicht empfohlen sind; wüßte die Welt diese Verdienste nach Würden zu schätzen: so würde Gargil sich eben so viel Mühe gegeben haben, tugendhaft, mitleidig und großmüthig zu seyn, als durch Laster sich empor zu schwingen. Die beruhigende Zufriedenheit, welche ein Tugendhafter bey seinen Handlungen empfindet, ist der

angenehmste Lohn, von welchem der Lasterhafte nichts weis, und dessen Grösse ihm doch, mitten in seiner Pracht, die empfindlichsten Vorwürfe macht. Aber Gargil verlangte, groß und angesehen zu werden; und er kam in eine Welt, welche nur die blendenden Reichthümer verehrte, die stillen Tugendern eines redlichen Herzens aber für bürgerliche Vorzüge hielt. Wer hatte nun die meiste Schuld? Gargil, oder die Welt.

Diese ungerechten Vorurtheile der Welt sind Ursache, daß die Tugend allemal schüchtern zurücke tritt und in dem Getümmel der reichen Thoren sich verdrängen lassen muß. Ein Mann, der die Pflichten gegen Gott und seinen Fürsten kennt, der diese Pflichten sorgfältig beobachtet, der sie andern lehrt, der durch diese Lehren und seine Exempel dem Staate tausend gute Bürger schafft: Dieser rechtschaffne Mann lebt unbemerkt, und stirbt unbeklagt; denn er ist arm. Er hatte nicht Muth genug, sich der Welt zu zeigen: denn seine und andrer Erfahrung hatte es ihn gelehrt, daß die Welt ihn verachten müsse, so bald sie ihn erblicke.

Es kann dieses genug seyn, zu beweisen, daß das Sprüchwort: **Gut macht Muth**, sehr gegründet ist. Zugleich habe ich die Ursache davon angeführt; und weil ich eben nicht nöthig habe, auf die Reichen nicht eifersüchtig zu seyn, so bin ich so gerecht gewesen, zu zeigen, daß die Schuld nicht so wohl an den Reichen, als an den Vorurtheilen der Welt liegt. Mit einem Worte: Ich glaube, ich habe alles gethan, was man von einem unparteyischen Moralisten verlangen kann. Nun will ich auch die andre Seite von meinem Sprüchworte ansehen und meine Betrachtungen über diejenigen mittheilen, welche ohne Gut muthig genug

und in Gesellschaften vielmals weit unerträglicher sind, als ein hochmüthiger Reicher.

Wer ist der schmuzige Cyniker, welcher dort an seinem Pulte die Nägel kaut und mit einer bittern Wut lächelt? Es ist der Sittenrichter, welcher die Welt verachtet, um sich an der Verachtung der Welt zu rächen. Sein zerrißner Mantel bedeckt ein stolzeres Herz, als unter manchem Ordensbande nicht bedeckt liegt. Er ist eben derjenige, der am meisten wider die eifert, welche Verdienste nicht belohnen, da sie doch die Gewalt hätten, ihn aus seinem gelehrten Staube hervorzuziehen. Ihm fehlt Geburt, Glück und Geschicklichkeit, sich durch Fleiß und gefälligen Umgang beliebt zu machen. Er spottet also über die Pracht der Großen und nennt sie glänzende Thoren, um einen Vorzug verächtlich zu machen, der ihm mangelt. Haben diese Reichen ein Vorrecht vor ihm, glücklich zu seyn? Versteht wohl einer von ihnen die gelehrten Sprachen, die unser Timon besser versteht, als seine Muttersprache? Die Sitten der Griechen sind ihm bekannter, als die Sitten der Zeiten, in denen er lebt. Wagt es einmal und laßt euch mit ihm an seinem Pulte in eine Unterredung ein: Er wird eure Unwissenheit beschämen; er wird euch mit Syllogismen stumm machen, die ihr nicht einmal zu nennen wißt. Ihr werdet auf seiner Studierstube eben so unwissend und albern vor ihm da stehen, als er in eurem Vorzimmer vor euch zittert. Sind dieses nicht Verdienste genug, welche belohnt werden sollen, welche dem Timon ein Recht geben, bey seiner gelehrten Armuth stolz zu seyn und Muth genug zu haben, die Eitelkeit der prächtigen Elenden zu verachten, welche weder Griechisch noch Latein verstehn, welche den Hek-

 tor

tor für eine große Dogge halten, welche sich einbilden, bindig zu denken, und doch nicht einmal wissen, in welcher Form sie denken, welche bey aller dieser Unwissenheit dennoch das prächtige Glück genießen, das nur der weise Timon genießen sollte, wenn der Himmel gerecht und die Welt erkenntlich wäre? Mitten in seiner Armuth ist Timon so muthig, daß er mit dem Himmel und der Welt zankt; daß er auf sein Elend stolz ist, von welchem er sich nicht los zu wickeln weis.

Man glaube nur nicht, daß Timon beständig so großmüthig gedacht hat. Der erste Schritt, den er aus der Schule in die Welt that, war, seinen Wünschen und seiner Einbildung nach, der Schritt zu Reichthum und Ehre. Er kroch bettelnd vor den Füßen derjenigen herum, die itzt sein pedantischer Stolz verachtet. Er suchte ihren Beyfall auf eine niederträchtige Art zu gewinnen. Er rühmte ihre Verdienste und ihren Verstand: zwo Sachen, die er ihnen itzt gar abspricht. Die Sprache der Götter, welche bey uns der Mißbrauch zur Sprache der Bettler gemacht hat, war diejenige, die er mit ihnen am liebsten redete, weil sie gemeiniglich baar bezahlt wird. Er beunruhigte die Asche der alten Helden, um wenigstens einen zu finden, mit dem er seinen Mäcenat vergleichen könnte. Nur der Nachwelt sang er dessen Ruhm vor: Die Nachwelt horchte erstaunt, wenn er sang; und sein unempfindlicher Mäcenat schlief darüber ein. Mit einem Worte: Timon erlangte seinen Zweck nicht. Er schmeichelte zwar, aber nicht in der Sprache des Hofes; die Sprache eines Pedanten war es. Dieses machte ihn lächerlich; und weil er nicht leiden wollte, daß man über ihn spottete und ihn mit seiner Weisheit zum Narren mach-

machte, (ein Weg, welcher zu seinem Glücke der nächste hätte seyn können,) so verließ er murrend den undankbaren Hof, verschloß sich bey seinem Pulte, fühlte seinen Hunger, aber auch seinen Werth, hüllte sich also stolz in seine Gelehrsamkeit ein und verachtete den erlauchten Pöbel; denn so nannte er diejenigen, deren Glück er besungen hatte und nunmehr beneidete. Zwar anfangs kam es ihm schwer an, etwas zu sagen, was wider seine eigne Empfindung war; aber die fortdauernde Verachtung und die Gewohnheit, dergleichen täglich zu sagen, hat es bey ihm so weit gebracht, daß er sich beredet, er eifre mit Ueberzeugung und aus einer philosophischen Großmuth. Nun ist er bey seiner Armuth stolz und verachtet alle diejenigen, welche in Ansehen und Ueberfluße leben.

Diese Anmerkung ist der wahre Schlüssel zu den meisten Satyren wider den Reichthum und das Glück der Großen.

Diejenigen, welche reich gewesen und durch verschiedne Unglücksfälle arm geworden sind, gehören auch zu denen, die wider den Reichthum eifern. Sie haben ihre Schätze verloren; aber den Muth haben sie noch behalten, andre zu verachten. Wider die Armen dürfen sie ihre Verachtung nicht äußern; denn sie sind selbst arm geworden: Sie verachten also die Reichen, wie Timon, und mit viel stärkerer Bitterkeit, als er, da sie wirklich dasjenige genossen haben, was jener nur wünschte. Das traurige Andenken ihres vorigen Glücks macht sie wütend, so wie der Haß eines Renegaten weit unversöhnlicher ist, als der Haß eines gebornen Muselmanns.

Zu diesen beiden Exempeln von dem Muthe der Armen will ich noch das dritte nehmen.

Ein Mann, der seine Pracht nur durch das erborgte Geld seiner betrognen Gläubiger unterhält, ist, wie mich dünkt, unendlich ärmer, als ein Mann, der gar kein Vermögen, aber auch keine Schulden hat; und dennoch ist der Muth dieses prächtigen Armen weit unerträglicher, als der Muth eines Reichen.

Ich rede hier von jenem Manne, der die vornehme Kunst gelernt hat, die Einfalt, oder auch den Wucher seiner Mitbürger zu nutzen, und Geld zu borgen, ohne das Vermögen, oder auch nur den Willen zu haben, es jemals wieder zu bezahlen. Anfangs gab er sich Mühe, sich den nöthigen Kredit durch eine ordentliche und eingeschränkte Wirthschaft zu erwerben. Es gelung ihm, und man hielt ihn für reich, weil er beständig über schwere Zeiten und die geringe Verlassenschaft klagte, die er von seinen Aeltern überkommen hätte. Er läugnete nicht, daß er Schulden habe; allein er brauchte die Vorsicht, daß er im Stillen borgte und mit vielem Geräusche dadurch alte Schulden bezahlte. Dieses öffnete ihm die Beutel seiner Freunde, seiner Klienten und aller Wucherer. Nun fieng er an, seine Mienen zu ändern. Er verschwendete mit großer Pracht. Seine Freunde genossen seine Verschwendung und zogen ihren Beutel zurück. Seine Klienten zuckten die Achseln und verloren dadurch ihren Mäcenaten, ihr Geld und ihre Hoffnung. Aber die Wuchrer drängten sich zu ihm und hofften bey seinem Untergange Beute zu machen, so, wie etwan ein christlicher Räuber am Strande, unter dem Schutze seiner Gesetze, unglückliche Reisende plündert, welche an sein Ufer gescheitert sind.

Aber

Aber die Wuchrer haben an ihm einen Mann gefunden, der ihrer werth ist. Sie fodern ihr Geld; aber eher werden sie den Proteus fest halten, als diesen Schuldner. Er empfängt sie mit offnen Armen, oder er läßt sich auch verläugnen; er schmeichelt, er ist frostig; er bittet freundschaftlich, er trotzt; er küßt sie, er wirft sie auch wohl die Treppe herab; er zeigt ihnen neue Hoffnung, oder auch den großen Verlust: Alles, wie er es nach Beschaffenheit der Gläubiger und der Zeit für gut befindet. Nun weis alle Welt, daß er ein Betrüger ist; aber für desto nöthiger hält er es nunmehr, durch einen unverschämten Hochmuth sein schlechtes Spiel zu verstecken. Er wirft sich mit einer stolzen Miene in seinen vergoldeten Wagen, und rollt durch die Gassen der Stadt. Der ehrliche Handwerksmann, dem er den Wagen noch nicht bezahlt hat, bückt sich demüthig vor seinem Wagen, und kaum wird er gesehen. Er fährt vor dem Laden des Kaufmanns vorbey, den er in voriger Messe um das reiche Kleid betrog, das er itzt anhat. Der Kaufmann grüßt ihn trotzig; aber sein vornehmer Schuldner lächelt ihn freundschaftlich an: denn im künftigen Monate ist große Gala, und er braucht ein neues Kleid. In diesem Augenblick kömmt der Prinz gegangen. Unser Hofmann springt aus dem Wagen, küßt ihm die Hand und sagt ihm eine wichtige Kleinigkeit ins Ohr; der Prinz lächelt und geht fort. Das sieht der unzufriedne Kaufmann. Einen Herrn, den der Prinz anlächelt, muß man zur Kunde behalten. Er grüßt seine Excellenz demüthig und bedauert, daß seine Waaren ihm gar nicht mehr anständig sind. Dieser eigennützige Wunsch wird endlich in Gnaden erhört und ein neues Kleid ausgenommen, und ihm zwar kein Geld,

aber

aber neue Versicherung vom Schutze und hohen Wohlwollen gegeben. So muthig ist dieser Elende, welcher weit ärmer ist, als sein Bedienter.

Ich erinnere mich bey dieser Geschichte eines Gesetzes, welches, nach unsern Familiennachrichten, mein Urälterväter, Sancho Pansa, seinen glücklichen Unterthanen zu Barataria geben wollte. Schon am ersten Tage seiner Regierung hatte er wahrgenommen, wie nachtheilig dem gemeinen Wesen dergleichen Schuldner sind, welche durch ihre Person und ihre Art zu leben, dieser Betrügerey ein verführendes Ansehen zu geben wissen. Der Handwerksmann verliert seinen nothdürftigen Unterhalt und wird, wider seinen Willen, unter einer Art von Schulden gedrückt, die er niemals bezahlen kann, und doch ehrlich zu bezahlen wünscht, weil er ein armer Handwerksmann ist. Der Kredit, welcher in einer Handlung so unentbehrlich ist, verliert sich, so bald es erlaubt ist, ungestraft zu betrügen. Die Gesetze werden stumm und endlich verachtet. Der große Sancho sah dieses, und stampfte dreymal mit seinen krummen Füßen; und dreymal strich er zornig den Bart, und schwur bey der heiligen Hermandad, dieses schändliche Geschlecht zu demüthigen, ja, wo möglich, von seiner Insel zu vertilgen. Er würde es gewiß gehalten haben; aber diese Feinde waren ihm zu mächtig. Man erfuhr sein Vorhaben; und die größten Häuser verschwuren sich wider ihn. Mit einem Worte: der patriotische Sancho mußte fliehen. Die Welt weiß diese traurige Geschichte seiner Flucht; mir ist es empfindlich, sie zu erzählen. Aber ich, als sein Nachkomme, bin es seinem Andenken schuldig, das Projekt bekannt zu machen, das ich wegen dieses rühmlichen Vorhabens unter

mei-

meinen Papieren finde. Er wollte nämlich, daß die Gläubiger eines solchen allgemeinen Schuldners aus der Kasse des Landes bezahlt werden sollten; aber dafür sollten diese losgekauften Schuldner Knechte des Landes seyn, niemals die Freyheit haben, den Hut auf der Straße aufzusetzen, und wenn ihnen einer von ihren alten Gläubigern begegnete, diesem, und wäre es auch der geringste Handwerksmann, kniend die Hand küssen und seine Befehle erwarten.

So groß mein Eifer für die Gerechtigkeit ist, so nahe geht es mir doch, wenn ich an dieses unglückliche Projekt gedenke. Ohne dieses würde Sancho Regent geblieben seyn. Seine Herrschaft wäre ohne Zweifel erblich, seine Kinder würden Grandes und Bischöffe geworden seyn, und ich . . . wenigstens würde ich doch nicht nöthig gehabt haben, mich als Autor so kümmerlich zu nähren!

---

aber neue Versicherung vom Schutze und ... ... en. wollen gegeben. So muthig ist dieser ... weit ärmer ist, als sein Bedienter.

Ich erinnere mich bey diese ... ... Art verstan- setzes, welches, nach unsern Fa ... ... ig und allzu Urältervater, Sancho Pansa ... ... r Abhandlung thanen zu Baratria geben ... ... ndre Verstand, Tage seiner Regierung ... gehört zu meinen nachtheilig dem gemein ... erklären. sind, welche durch ihre ... ... aben das Geheimniß er- Betrügerey ein v ... ... Himmel Schuld zu geben. Der Handwerks ... ... c, als unsre Vorfahren; und, terhalt und w ... wahr ist, so werden unsre Nach- von Schuld ... mehrere Thorheiten begehen, als wir, wo und doch ... möglich ist. Um deswillen ist es sehr er- Handw ... daß wir das Geheimniß beybehalten und auf Hand ... welt fortpflanzen. Nichts schmeichelt unsrer erlo ... eigenliebe mehr, als das Vergnügen, sich zu entschuldi- d ... und jemanden auszufinden, dem wir unser Verge- ... zur Last legen können.

Je größer dieses ist, desto sorgfältiger sehen wir uns nach einer Ausflucht um. Und da einer von den griechischen Weisen angemerkt haben will, daß in keinen Handlungen mehr Fehler begangen werden, als bey Schließung der Ehen; so sind diese Thorheiten wichtig genug, daß wir sie dem Himmel Schuld geben. Ein Ueberrest vom Gewissen, welchen man nicht allen Leuten absprechen kann, verhindert uns, auf den Himmel zu lästern; wir finden also wenigstens bey einem innerlichen Murren eine ziemliche Erleichterung, und wir glauben, recht andächtig zu murren, wenn wir sagen, daß unsre Ehen, welche wir öfters auf eine so närrische

Art

anfangen, im Himmel geschlossen sind. Können
ir etwas für unsre Thorheiten? Ist es unser
venn wir Narren gewesen sind? Die Ehen
Himmel geschlossen! Wir sind völlig ent-

der wahre Ursprung des Sprüchworts
ten Verstande.

nd vielerley, aus denen solche Ehen
unglücklichen Ausgang der unschul-
uf seine Rechnung nehmen soll.

Ehen aus Neigung machen die stärkste An-
davon aus. Derjenige ist der hochdeutschen Spra-
che noch nicht mächtig genug und kann mich also nicht verstehen, welcher glaubt, Neigung bedeute so viel, als eine freundschaftliche und vorzügliche Liebe, so sich auf Tugend und Verdienste des geliebten Gegenstandes gründet. Diese Begriffe haben noch itzt einige, es ist wahr, und diese Einige sind beneidenswürdig: Aber unsre Muttersprache ist viel reicher, als daß sie sich auf eine so enge Bedeutung einschränken sollte. Wenn ich sage: ich habe Neigung gegen dieses Frauenzimmer; so heißt das so viel: die Augen dieses Mädchens gefallen mir, sie hat einen schönen Mund, ihre runde Hand reizt auch einen Philosophen zum Kusse, sie ist wohl gebaut, ihr Gang edel, ihr Fuß englisch, ihr Verstand . . . Nein, das war falsch, der Verstand gehört nicht dazu; genug, das Mädchen ist schön, ich liebe sie, ich bete sie an, ich seufze, ich seufze, bis sie mich erhört. Und wenn diese Schöne so fein ist, daß sie die Seufzer dieses schmachtenden Seladons nicht allzu zeitig erhört; so hat sie das gewünschte Glück, seine Frau zu werden. Er hat sie aus Neigung geliebt und aus Nei-
gung

Gut macht Muth.

Da das Geld alle Verdienste in sich begreift, deren ein Mensch fähig ist; so ist auch nichts natürlicher und billiger, als der Stolz eines Menschen, welcher dergleichen baare Verdienste besitzt. Dieser einzige Umstand macht den wesentlichen Unterschied zwischen einem vernünftigen Geschöpfe, das reich, aber geizig ist, und zwischen einem Maulesel, der die Schätze seines Herrn auf dem Buckel trägt. Dieser versteht die Kraft seiner Schätze nicht, und eben um deswillen hängt er die demüthigen Ohren: Jener versteht die Verdienste, die auf dem Gelde ruhen, und deswegen verachtet er die Armen.

Das Urtheil der ganzen Welt rechtfertigt den Stolz des Reichen. Er wird geliebt; man bemüht sich, seine Freundschaft zu gewinnen; man verehret, man vergöttert ihn. Er ist von geringem Herkommen; aber er ist reich. Seine Aufführung ist so niederträchtig, wie seine Erziehung; aber er ist reich. Wenn er lacht, so lacht er wie ein Thor, und wenn er seine wichtige Amtsmiene annimmt, so sieht er wie ein Narr; aber er ist reich. Seine Bosheit, mit welcher er das Armuth niederdrückt, seine Ungerechtigkeit verdient den Strang: Kleinigkeiten! Nur ein Mensch, der die Welt nicht kennt, wird so einfältig urtheilen. Gargil, denn ich weis es doch, du meynest Gargillen, Gargil, der Sohn des vergeßnen Tagelöhners, ist hochgeboren, wohlgesittet, witzig in seinem Scherze und verehrungswürdig in seinen Geschäften; ein Vater der Armen, ein Patriot! denn Gargil ist ein Herr von Millionen!

Aber ein Unglücksfall, oder die Gerechtigkeit, welche nie zu spät erwacht, raubt diese Millionen dem trotzigen Gargil und macht ihn ärmer, als sein Vater war: Was glaubt die Welt nun von ihm? Man erschrickt über seinen Fall; man verflucht sein Andenken, und morgen ist er vergessen!

Ein sichrer Beweis, daß man alle diese Schmeicheleyen seinem Gelde und nicht eine einzige seiner Person gemacht hat. That Gargil wohl unrecht, wenn er sich Mühe gab, seine Schätze zu häufen; wenn er nur auf seine Schätze stolz war; wenn er zweifelte, ob Arme unter die vernünftigen Geschöpfe gehörten, die seine Achtung und Vorsorge verdienen könnten?

Ich habe angemerkt, daß man wider diejenigen, welche wie Gargil denken und sammeln, die unbarmherzigsten Spöttereyen vorbringt. Nie ist der Gelehrte und der Ungelehrte in seinen Vorwürfen bitterer, als wenn er wider den Geiz und die Reichen eifert. Mich dünkt, es ist hiebey eine sehr große Ungerechtigkeit. Nicht Gargil, sondern die Welt ist an allen diesen Thorheiten Schuld. Hätte man mehr Hochachtung für die Tugend; rühmte man denjenigen, als einen verehrungswürdigen Mann, welcher durch seine Vorsorge tausend Familien glücklich zu machen sucht, welcher an seinen eignen Vortheil zuletzt, und zuerst an das Wohl dererjenigen denkt, die seiner Aufsicht empfohlen sind; wüste die Welt diese Verdienste nach Würden zu schätzen: so würde Gargil sich eben so viel Mühe gegeben haben, tugendhaft, mitleidig und großmüthig zu seyn, als durch Laster sich empor zu schwingen. Die beruhigende Zufriedenheit, welche ein Tugendhafter bey seinen Handlungen empfindet, ist der

angenehmste Lohn, von welchem der Lasterhafte nichts weis, und dessen Grosse ihm doch, mitten in seiner Pracht, die empfindlichsten Vorwürfe macht. Aber Gargil verlangte, groß und angesehen zu werden; und er kam in eine Welt, welche nur die blendenden Reichthümer verehrte, die stillen Tugenden eines redlichen Herzens aber für bürgerliche Vorzüge hielt. Wer hatte nun die meiste Schuld? Gargil, oder die Welt.

Diese ungerechten Vorurtheile der Welt sind Ursache, daß die Tugend allemal schüchtern zurücke tritt und in dem Getümmel der reichen Thoren sich verdrängen lassen muß. Ein Mann, der die Pflichten gegen Gott und seinen Fürsten kennt, der diese Pflichten sorgfältig beobachtet, der sie andern lehrt, der durch diese Lehren und seine Exempel dem Staate tausend gute Bürger schafft: Dieser rechtschaffne Mann lebt unbemerkt, und stirbt unbeklagt; denn er ist arm. Er hatte nicht Muth genug, sich der Welt zu zeigen: denn seine und andrer Erfahrung hatte es ihn gelehrt, daß die Welt ihn verachten müsse, so bald sie ihn erblicke.

Es kann dieses genug seyn, zu beweisen, daß das Sprüchwort: **Gut macht Muth**, sehr gegründet ist. Zugleich habe ich die Ursache davon angeführt; und weil ich eben nicht nöthig habe, auf die Reichen nicht eifersüchtig zu seyn, so bin ich so gerecht gewesen, zu zeigen, daß die Schuld nicht so wohl an den Reichen, als an den Vorurtheilen der Welt liegt. Mit einem Worte: Ich glaube, ich habe alles gethan, was man von einem unpartheyischen Moralisten verlangen kann. Nun will ich auch die andre Seite von meinem Sprüchworte ansehen und meine Betrachtungen über diejenigen mittheilen, welche ohne Gut muthig genug

und

und in Gesellschaften vielmals weit unerträglicher sind, als ein hochmüthiger Reicher.

Wer ist der schmuzige Cyniker, welcher dort an seinem Pulte die Nägel kaut und mit einer bittern Wut lächelt? Es ist der Sittenrichter, welcher die Welt verachtet, um sich an der Verachtung der Welt zu rächen. Sein zerrißner Mantel bedeckt ein stolzeres Herz, als unter manchem Ordensbande nicht bedeckt liegt. Er ist eben derjenige, der am meisten wider die eifert, welche Verdienste nicht belohnen, da sie doch die Gewalt hätten, ihn aus seinem gelehrten Staube hervorzuziehen. Ihm fehlt Geburt, Glück und Geschicklichkeit, sich durch Fleiß und gefälligen Umgang beliebt zu machen. Er spottet also über die Pracht der Großen und nennt sie glänzende Thoren, um einen Vorzug verächtlich zu machen, der ihm mangelt. Haben diese Reichen ein Vorrecht vor ihm, glücklich zu seyn? Versteht wohl einer von ihnen die gelehrten Sprachen, die unser Timon besser versteht, als seine Muttersprache? Die Sitten der Griechen sind ihm bekannter, als die Sitten der Zeiten, in denen er lebt. Wagt es einmal und laßt euch mit ihm an seinem Pulte in eine Unterredung ein: Er wird eure Unwissenheit beschämen; er wird euch mit Syllogismen stumm machen, die ihr nicht einmal zu nennen wißt. Ihr werdet auf seiner Studierstube eben so unwissend und albern vor ihm da stehen, als er in eurem Vorzimmer vor euch zittert. Sind dieses nicht Verdienste genug, welche belohnt werden sollen, welche dem Timon ein Recht geben, bey seiner gelehrten Armuth stolz zu seyn und Muth genug zu haben, die Eitelkeit der prächtigen Elenden zu verachten, welche weder Griechisch noch Latein verstehn, welche den Hek-

tor für eine große Dogge halten, welche sich einbilden, bindig zu denken, und doch nicht einmal wissen, in welcher Form sie denken, welche bey aller dieser Unwissenheit dennoch das prächtige Glück genießen, das nur der weise Timon genießen sollte, wenn der Himmel gerecht und die Welt erkenntlich wäre? Mitten in seiner Armuth ist Timon so muthig, daß er mit dem Himmel und der Welt zankt; daß er auf sein Elend stolz ist, von welchem er sich nicht los zu wickeln weis.

Man glaube nur nicht, daß Timon beständig so großmüthig gedacht hat. Der erste Schritt, den er aus der Schule in die Welt that, war, seinen Wünschen und seiner Einbildung nach, der Schritt zu Reichthum und Ehre. Er kroch bettelnd vor den Füßen derjenigen herum, die itzt sein pedantischer Stolz verachtet. Er suchte ihren Beyfall auf eine niederträchtige Art zu gewinnen. Er rühmte ihre Verdienste und ihren Verstand: zwo Sachen, die er ihnen itzt gar abspricht. Die Sprache der Götter, welche bey uns der Mißbrauch zur Sprache der Bettler gemacht hat, war diejenige, die er mit ihnen am liebsten redete, weil sie gemeiniglich baar bezahlt wird. Er beunruhigte die Asche der alten Helden, um wenigstens einen zu finden, mit dem er seinen Mäcenat vergleichen könnte. Nur der Nachwelt sang er dessen Ruhm vor: Die Nachwelt horchte erstaunt, wenn er sang; und sein unempfindlicher Mäcenat schlief darüber ein. Mit einem Worte: Timon erlangte seinen Zweck nicht. Er schmeichelte zwar, aber nicht in der Sprache des Hofes; die Sprache eines Pedanten war es. Dieses machte ihn lächerlich; und weil er nicht leiden wollte, daß man über ihn spottete und ihn mit seiner Weisheit zum Narren mach-

machte, (ein Weg, welcher zu seinem Glücke der nächste hätte seyn können,) so verließ er murrend den undankbaren Hof, verschloß sich bey seinem Pulte, fühlte seinen Hunger, aber auch seinen Werth, hüllte sich also stolz in seine Gelehrsamkeit ein und verachtete den erlauchten Pöbel; denn so nannte er diejenigen, deren Glück er besungen hatte und nunmehr beneidete. Zwar anfangs kam es ihm schwer an, etwas zu sagen, was wider seine eigne Empfindung war; aber die fortdauernde Verachtung und die Gewohnheit, dergleichen täglich zu sagen, hat es bey ihm so weit gebracht, daß er sich beredet, er eifre mit Ueberzeugung und aus einer philosophischen Großmuth. Nun ist er bey seiner Armuth stolz und verachtet alle diejenigen, welche in Ansehen und Ueberfluße leben.

Diese Anmerkung ist der wahre Schlüssel zu den meisten Satyren wider den Reichthum und das Glück der Großen.

Diejenigen, welche reich gewesen und durch verschiedne Unglücksfälle arm geworden sind, gehören auch zu denen, die wider den Reichthum eifern. Sie haben ihre Schätze verloren; aber den Muth haben sie noch behalten, andre zu verachten. Wider die Armen dürfen sie ihre Verachtung nicht äußern; denn sie sind selbst arm geworden: Sie verachten also die Reichen, wie Timon, und mit viel stärkerer Bitterkeit, als er, da sie wirklich dasjenige genossen haben, was jener nur wünschte. Das traurige Andenken ihres vorigen Glücks macht sie wütend, so wie der Haß eines Renegaten weit unversöhnlicher ist, als der Haß eines gebornen Muselmanns.

Zu diesen beiden Exempeln von dem Muthe der Armen will ich noch das dritte nehmen.

Ein Mann, der seine Pracht nur durch das erborgte Geld seiner betrognen Gläubiger unterhält, ist, wie mich dünkt, unendlich ärmer, als ein Mann, der gar kein Vermögen, aber auch keine Schulden hat; und dennoch ist der Muth dieses prächtigen Armen weit unerträglicher, als der Muth eines Reichen.

Ich rede hier von jenem Manne, der die vornehme Kunst gelernt hat, die Einfalt, oder auch den Wucher seiner Mitbürger zu nutzen, und Geld zu borgen, ohne das Vermögen, oder auch nur den Willen zu haben, es jemals wieder zu bezahlen. Anfangs gab er sich Mühe, sich den nöthigen Kredit durch eine ordentliche und eingeschränkte Wirthschaft zu erwerben. Es gelung ihm, und man hielt ihn für reich, weil er beständig über schwere Zeiten und die geringe Verlassenschaft klagte, die er von seinen Aeltern überkommen hätte. Er läugnete nicht, daß er Schulden habe; allein er brauchte die Vorsicht, daß er im Stillen borgte und mit vielem Geräusche dadurch alte Schulden bezahlte. Dieses öffnete ihm die Beutel seiner Freunde, seiner Klienten und aller Wucherer. Nun fieng er an, seine Mienen zu ändern. Er verschwendete mit großer Pracht. Seine Freunde genossen seine Verschwendung und zogen ihren Beutel zurück. Seine Klienten zuckten die Achseln und verloren dadurch ihren Mäcenaten, ihr Geld und ihre Hoffnung. Aber die Wuchrer drängten sich zu ihm und hofften bey seinem Untergange Beute zu machen, so, wie etwan ein christlicher Räuber am Strande, unter dem Schutze seiner Gesetze, unglückliche Reisende plündert, welche an sein Ufer gescheitert sind.

Aber

Aber die Wuchrer haben an ihm einen Mann gefunden, der ihrer werth ist. Sie fodern ihr Geld; aber eher werden sie den Proteus fest halten, als diesen Schuldner. Er empfängt sie mit offnen Armen, oder er läßt sich auch verläugnen; er schmeichelt, er ist frostig; er bittet freundschaftlich, er trotzt; er küßt sie, er wirft sie auch wohl die Treppe herab; er zeigt ihnen neue Hoffnung, oder auch den großen Verlust: Alles, wie er es nach Beschaffenheit der Gläubiger und der Zeit für gut befindet. Nun weis alle Welt, daß er ein Betrüger ist; aber für desto nöthiger hält er es nunmehr, durch einen unverschämten Hochmuth sein schlechtes Spiel zu verstecken. Er wirft sich mit einer stolzen Miene in seinen vergoldeten Wagen, und rollt durch die Gassen der Stadt. Der ehrliche Handwerksmann, dem er den Wagen noch nicht bezahlt hat, bückt sich demüthig vor seinem Wagen, und kaum wird er gesehen. Er fährt vor dem Laden des Kaufmanns vorbey, den er in voriger Messe um das reiche Kleid betrog, das er itzt anhat. Der Kaufmann grüßt ihn trotzig; aber sein vornehmer Schuldner lächelt ihn freundschaftlich an: denn im künftigen Monate ist große Gala, und er braucht ein neues Kleid. In diesem Augenblick kömmt der Prinz gegangen. Unser Hofmann springt aus dem Wagen, küßt ihm die Hand und sagt ihm eine wichtige Kleinigkeit ins Ohr; der Prinz lächelt und geht fort. Das sieht der unzufriedne Kaufmann. Einen Herrn, den der Prinz anlächelt, muß man zur Kunde behalten. Er grüßt seine Excellenz demüthig und bedauert, daß seine Waaren ihm gar nicht mehr anständig sind. Dieser eigennützige Wunsch wird endlich in Gnaden erhört und ein neues Kleid ausgenommen, und ihm zwar kein Geld,

aber

aber neue Versicherung vom Schutze und hohen Wohlwollen gegeben. So muthig ist dieser Elende, welcher weit ärmer ist, als sein Bedienter.

Ich erinnere mich bey dieser Geschichte eines Gesetzes, welches, nach unsern Familiennachrichten, mein Urälstervater, Sancho Pansa, seinen glücklichen Unterthanen zu Barataria geben wollte. Schon am ersten Tage seiner Regierung hatte er wahrgenommen, wie nachtheilig dem gemeinen Wesen dergleichen Schuldner sind, welche durch ihre Person und ihre Art zu leben, dieser Betrügerey ein verführendes Ansehen zu geben wissen. Der Handwerksmann verliert seinen nothdürftigen Unterhalt und wird, wider seinen Willen, unter einer Art von Schulden gedrückt, die er niemals bezahlen kann, und doch ehrlich zu bezahlen wünscht, weil er ein armer Handwerksmann ist. Der Kredit, welcher in einer Handlung so unentbehrlich ist, verliert sich, so bald es erlaubt ist, ungestraft zu betrügen. Die Gesetze werden stumm und endlich verachtet. Der große Sancha sah dieses, und stampfte dreymal mit seinen krummen Füßen; und dreymal strich er zornig den Bart, und schwur bey der heiligen Hermandad, dieses schändliche Geschlecht zu demüthigen, ja, wo möglich, von seiner Insel zu vertilgen. Er würde es gewiß gehalten haben; aber diese Feinde waren ihm zu mächtig. Man erfuhr sein Vorhaben; und die größten Häuser verschwuren sich wider ihn. Mit einem Worte: der patriotische Sancho mußte fliehen. Die Welt weiß diese traurige Geschichte seiner Flucht; mir ist es empfindlich, sie zu erzählen. Aber ich, als sein Nachkomme, bin es seinem Andenken schuldig, das Projekt bekannt zu machen, das ich wegen dieses rühmlichen Vorhabens unter-

meinen Papieren finde. Er wollte nämlich, daß die Gläubiger eines solchen allgemeinen Schuldners aus der Kasse des Landes bezahlt werden sollten; aber dafür sollten diese losgekauften Schuldner Knechte des Landes seyn, niemals die Freyheit haben, den Hut auf der Straße aufzusetzen, und wenn ihnen einer von ihren alten Gläubigern begegnete, diesem, und wäre es auch der geringste Handwerksmann, kniend die Hand küssen und seine Befehle erwarten.

So groß mein Eifer für die Gerechtigkeit ist, so nahe geht es mir doch, wenn ich an dieses unglückliche Projekt gedenke. Ohne dieses würde Sancho Regent geblieben seyn. Seine Herrschaft wäre ohne Zweifel erblich, seine Kinder würden Grandes und Bischöffe geworden seyn, und ich . . . wenigstens würde ich doch nicht nöthig gehabt haben, mich als Autor so kümmerlich zu nähren!

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Dieses Sprüchwort wird auf zweyerley Art verstanden. Die erste Art ist zu wichtig und allzu ernsthaft, als daß ich in gegenwärtiger Abhandlung weitläuftig davon reden sollte. Der andre Verstand, in welchem es die meisten nehmen, gehört zu meinen Absichten, und ich will mich darüber erklären.

Schon unsre Vorfahren haben das Geheimniß erfunden, ihre Thorheiten dem Himmel Schuld zu geben. Wir sind noch thörichter, als unsre Vorfahren; und, wenn der alte Satz wahr ist, so werden unsre Nachkommen noch mehrere Thorheiten begehen, als wir, wo es anders möglich ist. Um deswillen ist es sehr ersprießlich, daß wir das Geheimniß beybehalten und auf unsre Nachwelt fortpflanzen. Nichts schmeichelt unsrer Eigenliebe mehr, als das Vergnügen, sich zu entschuldigen und jemanden auszufinden, dem wir unser Vergehen zur Last legen können.

Je größer dieses ist, desto sorgfältiger sehen wir uns nach einer Ausflucht um. Und da einer von den griechischen Weisen angemerkt haben will, daß in keinen Handlungen mehr Fehler begangen werden, als bey Schließung der Ehen; so sind diese Thorheiten wichtig genug, daß wir sie dem Himmel Schuld geben. Ein Ueberrest vom Gewissen, welchen man nicht allen Leuten absprechen kann, verhindert uns, auf den Himmel zu lästern; wir finden also wenigstens bey einem innerlichen Murren eine ziemliche Erleichterung, und wir glauben, recht andächtig zu murren, wenn wir sagen, daß unsre Ehen, welche wir öfters auf eine so närrische

Art

Art anfangen, im Himmel geschlossen sind. Können also wir etwas für unsre Thorheiten? Ist es unser Fehler, wenn wir Narren gewesen sind? Die Ehen werden im Himmel geschlossen! Wir sind völlig entschuldigt.

Dieses ist der wahre Ursprung des Sprüchworts in dem allgemeinsten Verstande.

Die Quellen sind vielerley, aus denen solche Ehen entspringen, deren unglücklichen Ausgang der unschuldige Himmel auf seine Rechnung nehmen soll.

Die Ehen aus Neigung machen die stärkste Anzahl davon aus. Derjenige ist der hochdeutschen Sprache noch nicht mächtig genug und kann mich also nicht verstehen, welcher glaubt, Neigung bedeute so viel, als eine freundschaftliche und vorzügliche Liebe, so sich auf Tugend und Verdienste des geliebten Gegenstandes gründet. Diese Begriffe haben noch itzt einige, es ist wahr, und diese Einige sind beneidenswürdig: Aber unsre Muttersprache ist viel reicher, als daß sie sich auf eine so enge Bedeutung einschränken sollte. Wenn ich sage: ich habe Neigung gegen dieses Frauenzimmer; so heißt das so viel: die Augen dieses Mädchens gefallen mir, sie hat einen schönen Mund, ihre runde Hand reizt auch einen Philosophen zum Kusse, sie ist wohl gebaut, ihr Gang edel, ihr Fuß englisch, ihr Verstand ... Nein, das war falsch, der Verstand gehört nicht dazu; genug, das Mädchen ist schön, ich liebe sie, ich bete sie an, ich seufze, ich seufze, bis sie mich erhört. Und wenn diese Schöne so fein ist, daß sie die Seufzer dieses schmachtenden Seladons nicht allzu zeitig erhört; so hat sie das gewünschte Glück, seine Frau zu werden. Er hat sie aus Neigung geliebt und aus Nei-

gung

gung geheurathet. Noch einige Zeit liebt er auf eben diese Art brünstig. Er wird ihre reizende Augen, ihren schönen Mund gewohnt; er liebt sie noch, ohne sie brünstig zu lieben. Das Feuer der Augen verliert sich; die Liebe zu ihr wird matt. Nun wird er gegen seine Frau gleichgültig; er wird bey dem täglichen Umgange frostig gegen sie. Sie hat nicht Verstand genug, seine Liebe sich zu erhalten. Eine Krankheit stürzt mit dem Reste der Schönheit alle Neigung über einen Haufen. Nun ist sie ihm ganz unerträglich. Er seufzet noch, der unglückliche Seladon; aber er seufzet nicht mehr für seine Schöne. Er seufzet über sich, über die traurige Verwandlung; über den Himmel seufzet er, daß er ihn nicht bey den Haaren von einer Thorheit zurück gezogen, zu welcher ihn seine Neigung riß. Alle Freunde, welche seine Frau nicht vor dem Verfalle ihrer Schönheit gekannt haben, wundern sich über seine lächerliche Wahl. Einer von ihnen ist so vertraut, ihn zu fragen, wie er sich habe entschliessen können, eine Frau ohne Schönheit, ohne Geld, ohne Aufführung, ohne Verstand zu heurathen? Er zuckt mit den Achseln; die Ehen werden im Himmel geschlossen, antwortet er. Er thut sehr wohl, daß er so antwortet. Soll er etwan sprechen: Diese matten Augen, mein Herr, waren voll Feuer, als ich sie liebte; ihren unwitzigen Mund küßte ich mit Entzücken, denn er war schön; ich liebte die schön gemalte Puppe, und war ein Thor, sie zu heurathen, und war so närrisch, daß ich glaubte, ich heurathete sie aus vernünftiger Neigung? Nein, dieses offenherzige Geständniß kann man ihm, zu thun, nicht zumuthen. Der Himmel, wie gesagt, nur der Himmel ist Schuld daran! Seladon bleibt vernünftig; nur ist er unglücklich.

Nach

Nach diesem Charakter, den ich von ihm gemacht habe, wird seine Frau allein Ursache an dieser unglücklichen Verbindung seyn? Sie hat ihn verführt, sie hat ihn mit ihren flüchtigen Reizungen geblendet. Nein! Sie ist eben so wohl, wie er, zu entschuldigen; sie hat ihn aus Neigung, aus bloßer Neigung geheurathet. Was beym Frauenzimmer Neigung heißt, brauche ich hier nicht zu erklären; die Bedeutung soll in der neusten Auflage des Frauenzimmerlexikon ausgeführt werden. Es war auf einem Balle, wo sie ihn das erstemal kennen lernte. Er tanzte, und dieses mit der Artigkeit eines Menschen, welcher tanzt, um bewundert zu werden. Ein weißer seidener Strumpf hob den Werth eines wohlgemachten Fußes und einer beredten Wade. Selinde wird niedergeschlagen; er hat mit ihr noch nicht getanzt. Nun tanzt er mit ihr; sie bewundert ihn. Alles überführt sie von seinen Verdiensten; der Kopf, die Bewegung der Arme, seine Blicke. Er führt sie wieder an ihren Ort, er küßt ihr die Hand. Wie zärtlich küßt der artige Seladon! Er nennt sie eine Göttinn. Sie antwortet ihm ganz sittsam mit einem schamhaften: »Ach nein!« Er küßt ihr die Hand noch feuriger, und schwört, sie sey eine englische Schöne! Soll das gute Kind seinem Schwure nicht glauben? Er redet von seelenvollen Augen, von zernichtenden Blicken, von lachenden Grübchen, vom Purpur der Lippen, vom blendenden Schnee ihrer runden Hände; und dreymal hat er schon geseufzet, da er dieses sagt. Er schwatzt ihr viel Zärtliches von Opfern und Herzen vor, und will in Fesseln vor ihren Füßen sterben. »Ach nein, mein Herr,« sagt sie ganz weichmüthig zu ihm, »ach nein;« und überläßt ihm ihre Hand, ohne es zu wissen, und ohne etwas weiter zu sagen, als ein stammelndes: »O, gehn Sie doch!«

Sie verspürt in sich selbst etwas gegen ihn, das sie Neigung nennt; sie ist ihm gut, dem artigen Seladon. Der Ball endigt sich. Er führt seine Schöne zum Wagen, und ist so geschickt, ihr einen Stab in dem Fächer zu zerbrechen, um das Vergnügen zu haben, ihr morgen mit einer neuen Garnitur aufzuwarten. Der schalkhafte Seladon! So weit hat er es in einem einzigen Abende gebracht!

Wer die Welt nur ein wenig kennt, der wird mir bezeugen können, wie vortheilhaft es einem Liebhaber sey, wenn er zu rechter Zeit einen Fächer zerbricht, und auf eine anständige und freygebige Art diesen Schaden wieder ersetzt. Auf eine anständige Art, sage ich, damit es sich derjenige gelehrte Schriftsteller nicht anmaße, der im vorigen Sommer einen Fächer für acht Thaler zerbrach, und dafür dem Frauenzimmer zween Bände von seinen Schriften verehrte, die in seinen Augen einen unendlichen Werth hatten, dem Frauenzimmer aber nur zu Papilloten nützlich waren.

Nach dieser Ausschweifung komme ich wieder auf unsern Seladon. Man kann glauben, daß ihm sein Sieg nicht schwer gemacht ward. Da er schon am ersten Abend es so weit gebracht hatte, so nahm sich seine Schöne nicht mehr Zeit, als es die Vorsicht und der Wohlstand erfoderte, ihn auf eine verbindende Art der Neigung zu versichern, die sie gegen seine tugendhaften Vollkommenheiten, oder, die Wahrheit zu reden, gegen seine artige Person, seinen wohlgewachsenen Körper, seinen gutgestalteten und flüchtigen Fuß, gegen seinen schmeichelhaften Mund und seine erobernden Blicke empfand. Sie gab ihm ihre Hand, und ward seine Frau.

Und seine Frau mußte sie bleiben, ungeachtet bey einem täglichen Umgange sich mit ihrem Reize auch seine

tugend-

tugendhaften Vollkommenheiten verloren. Seine artige Person war nicht mehr für sie artig; sein Mund schmeichelte allen Schönen, nur ihr nicht; und seine erobernden Blicke hatten sich in mürrische Blicke eines mißvergnügten Ehemanns verwandelt. Womit beruhiget sich diese Unglückliche? Mit dem Schicksale, welches so grausam ist, daß es den Thoren nicht mit Gewalt verwehrt, Thoren zu seyn, oder, andächtig zu reden, mit dem Himmel, in welchem ihre närrische Ehe soll geschlossen worden seyn.

Es kann dieses genug seyn, den Satz von den Ehen zu erläutern, welche aus Neigung geschlossen werden. Allemal ist es nicht nöthig, daß so vielerley reizende Umstände zusammenkommen, welche zwo junge Personen zärtlich machen. Ein einziger ist oft hinreichend. Eine weiße runde Hand, welche zu rechter Zeit aus den Falten eines schwarzen Sammtmantels einen verrätherischen Ausfall that, hat einen jungen Menschen um seine Freyheit gebracht, der auf seinen flatterhaften Leichtsinn stolz war. Eine volle Brust, welche hinter dem leichten Palatin auf Eroberungen lauerte, hat meinen besten Freund unglücklich gemacht. Ein Paar schmachtende blaue Augen sind die ersten Dollmetscher einer Liebe gewesen, die sich nunmehr in die traurigste Ehe verwandelt hat. Meine selige Frau hatte ein Paar schwarze Augen, so schwarz, als keine selige Frau in ganz Westphalen! Sie entzückten mich, und machten mir ihre ganze Person angenehm. Ich heurathete sie; ja wohl heurathete ich sie! Könnte sie wohl ein Paar so schwarze Augen haben, wenn sie nicht der Sitz einer tugendhaften, vernünftigen und zärtlichen Seele wären? so dachte ich bey mir selbst; aber länger als ein Jahr, dachte ich nicht so. Schwarz blieben ihre Augen immer, es ist wahr; aber Tugend, Ver-

 nunft,

nunft, Zärtlichkeit ; ; ; ja, meine Herren, es ist vorbey! Der Himmel, welcher diese Ehe schloß, hat sich meiner Noth erbarmt. Sie ist todt! O wären meine drey Freunde auch so glücklich, die unter dem tyrannischen Joche einer kleinen weißen Hand, einer vollen Brust, und ein Paar blauer schmachtender Augen, über die Strenge des Himmels noch itzt seufzen müssen.

Alles, was ich hier gesagt habe, wird den Satz bestätigen, daß die meisten Ehen, die aus dem Anblicke einer oder mehrerer Schönheiten entstehen, nicht im Himmel, nein, vor dem Spiegel geschlossen werden.

Da ich mit meinem eignen Schaden erfahren habe, was das sagen wolle; so möchte ich, als ein wahrer Patriot, wohl wünschen, daß man sichere Mittel ausfindig machte, diesen gefährlichen Reizungen zu steuern.

Dadurch möchte man dergleichen zärtlichen Uebereilungen wohl schwerlich vorbeugen, wenn man das Frauenzimmer auf morgenländische Art beständig im Zimmer oder unter Kappen gefangen hielte. Ja, es würde die Mannspersonen zu verliebten Einbrüchen und galanten Gewaltthätigkeiten verführen. Die Verhüllung des Gesichts würde nichts helfen; sie würde uns nur neugieriger machen. Der Ellbogen, die Spitze von einem kleinen Fuße, würde unter den empfindenden Mannspersonen alsdann eben diese traurige Verwüstung anrichten, welche wir einem ganz aufgedeckten Gesichte Schuld geben.

Wäre es nicht rathsamer, man gewöhnte die Jugend beiderley Geschlechts gleich in den ersten Jahren dazu an, daß sie vertraut mit einander umgehen möchten? Geschieht das nicht schon mehr, als zu sehr? wird man sagen. Nein, so sehr noch lange nicht, als ich will, daß man es thun solle.

Bey dem Umgange junger Leute, den man bisher zugelassen hat, ist eine beständige Art des Zwanges, den man Wohlstand nennet. Es sind nur gewisse Jahrszeiten, gewisse feyerliche Lustbarkeiten, gewisse Stunden des Tages, wo man der Jugend verstattet, mit einander umzugehen. Bey diesen abgemessenen Zusammenkünften bringen die Mädchen alle ihre Reize und Schönheiten in die Waffen, und werden gefährlich. Die jungen Mannspersonen richten ihre ganze Natur und Kleidung auf Eroberungen ein. So bald die ersten Gepränge des Wohlstands vorbey sind, so seufzen sie ein wenig, werden ziemlich unverschämt, und siegen. Man weis wohl, wie gefährlich eine Mannsperson ist, die bey einem wohlgebauten Körper die vornehme Kunst weis, mit Anstand unverschämt zu seyn. Es ist also diese Art des Umgangs meinen Absichten mehr hinderlich, als nutzbar.

Ich will, ich wünsche es wenigstens, daß man künftig jungen Personen beiderley Geschlechts, ohne Unterschied der Stunden, ohne die geringste Einschränkung, die Freyheit lasse, sich zu sprechen und zu besuchen. Hier muß keine argwöhnische Mutter, keine mürrische Tante in den Weg kommen. Dieser Zwang würde dem Besuche eine gewisse Annehmlichkeit geben, deren Folgen gefährlich wären. Wie viel werden manche Mädchen verlieren, wenn man sie überrascht, ehe sie Zeit gehabt haben, ihr Gesicht in Ordnung zu bringen! Nach der Einrichtung, wie junge Leute itzt einander besuchen, ist es beynahe nicht möglich, den wahren Charakter eines Frauenzimmers zu entdecken. Sie ist beständig auf ihrer Hut, um artig, um sittsam, um gefällig, um gelassen zu scheinen. Man überfalle sie einmal alsdann, wenn sie noch nicht Zeit gehabt hat, die zornigen Runzeln aus

ihrem kleinen heuchlerischen Gesichte zu streichen, welche sich über den Eigensinn ihrer Mutter, über die Unvorsichtigkeit ihres Bedienten, über andere Kleinigkeiten zusammengezogen haben; alsdann überfalle man sie: so wird man in dem Gesichte seiner huldreichen Göttinn die wütende Miene seiner künftigen Frau sehen. Wie sehr kann das zu unsrer Besserung dienen! Würden wir Gelegenheit haben, bey dieser Wahl vorsichtig zu werden, wenn wir nicht die Freyheit gehabt hätten, unsre Schöne unangemeldet zu besuchen?

Aber auf diese Art ist dergleichen uneingeschränkter Umgang den Mannspersonen allein vortheilhaft, und für das Frauenzimmer allein verrätherisch. Nichts weniger. Ein Mädchen, das die Freyheit hat, alle Tage Mannspersonen, alle Tage ihren Liebhaber um sich zu sehen, wird sich mit seinen thörichten Schmeicheleyen, mit seinem abgeschmackten Tändeln, mit seinen gedankenlosen Seufzern so bekannt machen, wie mit der Sonne, die alle Tage scheint. In kurzem wird sie gleichgültig dabey werden. Bald wird sie bey allen diesen Possen, bey diesen verliebten Verzückungen und zärtlichen Sprüngen nichts sehen, nichts hören und gar nichts fühlen. Wie viel hat ein Mädchen schon alsdann gewonnen, wenn sie vor dergleichen Anfällen sicher ist! Die Art, mit welcher diese hirnlosen Buhler stündlich um sie herum faseln, wird ihr erst zur Last, und endlich ekelhaft. Sie wünscht sich einen vernünftigen Umgang. Sie wird immer Mannspersonen genug finden, welche vernünftig und doch im Umgange artig sind. Von diesen wird sie sich einen Mann wählen, und wird glücklich seyn. Wäre sie es wohl geworden, wenn sie nicht die Erlaubniß gehabt hätte, die Gesellschaft nach ihrem Gefallen zu wählen? Würde sie

so

so leicht Gelegenheit gehabt haben, ihren vernünftigen Mann kennen zu lernen, wenn nicht der tägliche und freye Umgang mit ihren abgeschmackten Liebhabern ihr vor den Thorheiten derselben einen Ekel gemacht hätte?

Ich dächte, das wäre genug bewiesen, wie vortheilhaft mein Vorschlag dem gemeinen Wesen sey; wie nöthig es sey, daß junge Leute durch einen täglichen und freyen Umgang sich genau kennen lernen. Ich habe gezeigt, daß man auf diese Art die verstellten Fehler eines Mädchens und das Lächerliche eines Liebhabers am leichtesten entdecken kann. Wie viel unglückliche Ehen wird man dadurch vermeiden! Denn eben dadurch werden so viel Ehen unglücklich, daß der Mann und die Frau erst nach ihrer Verbindung die Erlaubniß haben, sich täglich, zu allen Stunden, und ganz ohne Zwang zu sprechen. Nun lernen sie erst auf beiden Seiten ihre Fehler kennen, aber zu spät; sie geben sich keine Mühe, sie länger gegen einander zu verbergen, und fangen an, kaltsinnig gegen einander zu werden, und hassen sich endlich als Mann und Frau.

Aber kann nicht ein dergleichen uneingeschränkter Umgang zwischen jungen Personen beiderley Geschlechts vielen gefährlich seyn? Das wäre allenfalls ein Einwurf wider meinen redlich gemeynten Vorschlag. Ich glaube, ich habe ihn schon oben im voraus beantwortet. Zum Ueberflusse will ich hier noch etwas sagen. Gesetzt, es kämen aus einem solchen Umgange einige traurige Folgen; so würden diese doch gegen den allgemeinen Nutzen nichts heißen, welchen die ganze Welt daher zu erwarten hätte. Sind einige durch ihre Unvorsichtigkeit unglücklich: so werden doch tausend glücklich, welche sich vorsichtiger dabey aufführen. Aber auch an diesen wenigen Un-

glücksfällen ist mein Projekt nicht Schuld; oder man würde aus eben diesem Grunde das Spatziergehen, die Bälle, die Komödien, selbst die Zusammenkünfte in Kirchen verdammen müssen. Die billigsten, die unschuldigsten Handlungen werden denen eine Gelegenheit zum Unglücke, welche Thoren sind.

Ich will noch einen Vorschlag thun; man sieht, wie sauer ich mir es werden lasse, mich um meine Landsleute verdient zu machen. Dieser Vorschlag entdeckt mein ganzes patriotisches Herz.

Die Erfahrung lehrt, daß die Menschen alles dasjenige mit einem unruhigen und hitzigen Verlangen suchen, was ihnen verboten ist, und im Gegentheile die angenehmsten Pflichten mit Widerwillen erfüllen, zu denen sie ein ernsthafter Befehl ihrer Obern anweist. Kann eine Beschäfftigung angenehmer seyn, als diejenige ist, wenn wir unsre Nächsten glücklich machen? Warum wird uns dieses Vergnügen so sauer? Weil es eine Pflicht ist, weil wir es thun sollen? Die Andacht, die Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes ist eine von denen Handlungen, die einem vernünftigen und dankbaren Wesen so anständig sind. Wir lassen unser Leben dafür, so bald sie uns bey Strafe des Todes verboten wird; verlangen aber die Landesgesetze, daß wir solche mit Eifer thun sollen, so machen wir die Leichtsinnigkeit und den Ungehorsam zu einer Art der Galanterie. Nur der dumme Pöbel mag andächtig seyn; für Vornehme, für Leute, die die Welt kennen, läßt es einfältig: denn durch den Befehl ist es ein Zwang geworden, andächtig zu seyn. Soll ich noch ein Wort von der Ehe sagen? Warum sind die meisten Eheleute so kaltsinnig in ihrer Liebe? Weil ihnen der Priester befiehlt, zu lieben.

Die

Diese alten Wahrheiten bringen mich auf den neuen Einfall, daß man jungen Leuten beiderley Geschlechts durch geschärfte Landesgesetze ernstlich anbefehlen solle, von ihrem zwölften Jahre an, täglich, ohne Aufsicht ihrer Aeltern oder Verwandten, und ohne den geringsten Zwang mit einander umzugehen, und sich auf eine vertraute uneingeschränkte Art zu sprechen. Wer es von ihnen nicht thut, oder bey diesem Umgange zu vorsichtig ist, der soll in eine namhafte Geldstrafe verfallen seyn. Diese wird ihm künftig von seinem Erbe abgezogen, und an das Waisenhaus gezahlt. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht dieser Zwang dem Frauenzimmer sowohl, als den Mannspersonen Gelegenheit geben sollte, in ihrem Umgange nicht zu vertraut, sehr eingeschränkt und beständig vorsichtig zu seyn; geschähe es auch nur um deswillen, weil sie es nicht seyn sollen. Den täglichen Umgang würden sie zwar nicht vermeiden können, weil sie sich der Ahndung der Gesetze so bloß stellten; aber dieser Umgang würde sehr behutsam, und also ohne gefährliche Folgen seyn, weil die Gesetze diese Behutsamkeit zu bestrafen drohen. Man kann hieraus eine Folge ableiten, die alle Gesetzgeber sich wohl empfohlen seyn lassen möchten. Sie müssen sich nicht sowohl angelegen seyn lassen, ihre Unterthanen tugendhaft und vernünftig zu machen; es ist ganz unmöglich, dieses durch den Zwang der Gesetze zu bewirken: sie müssen vielmehr darauf sehen, wie sie sich die lasterhaften Reizungen und die Thorheiten ihrer Unterthanen so zu Nutze machen, daß sie wider ihren Willen diejenigen bürgerlichen Pflichten ausüben, welche Tugendhafte und Vernünftige ohne Gesetze thun. Wie wichtig diese Weisheit sey, das habe ich nunmehr durch mein Exempel und durch die Verordnung bewiesen, die ich in meiner neuen Republik der verliebten Jugend

allgemein und geltend zu machen wünsche. Man befehle der flüchtigen Jugend mit Ernst, thöricht zu seyn, so wird sie alle Kräfte daran setzen, vernünftig zu lieben; und man wird keine von den traurigen Folgen befürchten dürfen, welche aus einem uneingeschränkten Umgange außerdem erwachsen könnten.

Da ich itzt mein Herz wegen der übereilten Ehen ausgeschüttet habe, welche sich nur auf den flüchtigen Eindruck der Schönheit gründen; so ist meine Meynung gar nicht, zu behaupten, daß man nicht eben so thöricht wählen könne, wenn man ein häßliches Frauenzimmer heurathet. Die Schönheit macht nicht tugendhaft; aber die Häßlichkeit eben so wenig. Das ist vielleicht noch der einzige Unterschied, daß ich mit einem schönen Bilde ohne Seele wenigstens einige Minuten vergnügt leben kann, mit einem häßlichen Frauenzimmer aber, nicht einen Augenblick.

Damit man finden möge, daß ich den Werth der Schönheit einsehe; daß ich sehr wünsche, es möge ihn ein jedweder mit Vernunft zu schätzen wissen, und daß ich nur damit nicht zufrieden bin, wenn man bloß die Schönheit, und so bald diese verschwunden ist, gar nichts mehr an der Person liebt: so will ich zwey Recepte geben, welche eine solche Wahl dauerhaft machen können.

Will ein Liebhaber wissen, ob die Schönheit seines Mädchens dauerhaft sey, so sehe er auf das Gesicht ihrer Mutter. So ungefähr wird sein Mädchen in zwanzig Jahren auch aussehen. Wird er dieses Gesicht noch in zwanzig Jahren lieben können? Viele Schönheiten zwingen uns auch alsdann noch zur Hochachtung und Ehrfurcht, wenn sie uns gleich nicht mehr

zur

zur Zärtlichkeit bewegen können. Dieses Recept ist für die Mannspersonen.

Für die Frauenzimmer will ich ein Mittel bekannt machen, das ihre Schönheit, und also einen großen Theil ihres Werths, sehr dauerhaft und sie ihren Männern lange Zeit schätzbar erhalten soll. Sie müssen sich vor solchen unanständigen Heftigkeiten hüten, die ihnen alle Lineamente in Unordnung bringen und ihnen wirklich ihre ganzen Gesichtszüge verzerren, wenn sie sich dergleichen heftigen Bewegungen zu oft überlassen. Ein hochmüthiges Frauenzimmer, welches ihre kleine Person allen andern vorzieht, läuft Gefahr, sehr geschwind ungestaltet zu werden. Sie bekommt einen steifen Nacken, verrückte Schultern, einen schweren bäurischen Gang, kurzen Athem, weil sie ihre Brust beständig hervorpreßt; ihre Unterlippe senkt sich, und sie kann die Zähne kaum bedecken; ihre Nase verliert die richtige Stellung und tritt in die Höhe; ihre Augen werden größer, als sie seyn sollten, sie werden starr und schielend, weil sie nichts mit einer gebührenden Achtsamkeit, sondern alles nur von der Seite mit halbgebrochnen Blicken ansieht. Die Sprache selbst leidet durch den Hochmuth; sie wird unangenehm, weil sich die Worte wider ihren Willen aus der hohlen Brust hervor drängen und durch den für die Gesellschaft nur halb geöffneten Mund brechen müssen. Ein neidisches boshaftes Mädchen ist in eben der Gefahr, bald häßlich zu werden. Ihr Kopf senkt sich und der Nacken wird niedergekrümmt. Die Runzeln des Alters setzen sich schon in ihren besten Jahren auf ihrer Stirne fest; sie sieht unter ein paar niederhangenden Augenbraunen wild hervor und schielt tückisch um sich herum; die Augen werden roth und die Wangen gelb; der Mund

gei

geifert; mit einem Worte, sie wird, was der Neid ist; und mit zunehmenden Jahren wird sie noch häßlicher, als man den Neid malt. So verstellen auch andre ausschweifende Leidenschaften die Gesichtszüge unsrer Frauenzimmer. Ich will mich nicht länger aufhalten, sie zu schildern. Ich überlasse die Beschäftigung der lebhaftesten Einbildungskraft meiner Leser; es wird ihnen eine angenehme Beschäftigung seyn, wenn sie die traurigen Trümmer einer Verbuhlten, einer Spielerinn, einer Geizigen, einer Heuchlerinn malen.

Ich erinnere mich hier eines meiner Freunde, welcher sich in Utrecht aufhielt und selbst ein großer Maler war. Er malte das Bild seiner Frau alle fünf Jahre. Im ersten Jahre seiner Ehe malte er sie, und vielleicht etwas schmeichelhaft; denn im ersten Jahre schmeicheln die Männer ihren Weibern. Dem sey wie ihm wolle; er malte sie so reizend, daß er noch in seinem siebzigsten Jahre verliebt ward, wenn er dieses Bild ansah.

Fünf Jahre darauf malte er sie noch immer schön, aber nicht so reizend, wie vorher. Mit einem jeden der folgenden fünf Jahre verschwanden einige Reizungen, und also ward das dritte Bild nicht reizend, nicht schön, aber doch angenehm. Dieses Angenehme behauptete sich noch beym vierten Bilde. Seine Frau trat eben in das vierzigste Jahr, als er sie zum fünftenmale zeichnete. Sie schwur, sie sey gar nicht getroffen; denn sie fand das Muntre der Farbe nicht mehr, und warf dem Manne vor, er habe zu viel Schatten gemalt. Fünf Jahre darauf vermehrte dieser unpartheyische Maler das Bild mit einigen Runzeln über den Augen. Die Frau seufzete, und hatte doch das Herz nicht, ihrem Manne und ihrem Spiegel zu widersprechen.

chen.

chen. Sie faßte sich endlich; denn sie war in der That vernünftig. Sie freute sich, daß das nächste Bild eine gesetzte und verehrungswürdige Miene zeigte. Nach fünf Jahren malte er sie wieder, und ihre Miene ward andächtig. Endlich malte er das letzte Bild, da sie ihrem sechzigsten Jahre sich näherte. Sie scherzte selbst über die viele Mühe, die ihm ihre Runzeln und grauen Haare machten. Sie wies das Bild Kennern, und man versicherte sie, der Maler habe ein Meisterstück von einem schönen alten Kopfe gezeichnet.

Ich erzähle diese Geschichte nicht umsonst. Wollte der Himmel, unsre Weiber ließen sich alle fünf Jahre malen! Wie lehrreich wäre diese Sammlung der Bilder für ihre Tochter! Eine Schöne von sechzehn Jahren würde vielleicht etwas weniger stolz seyn, wenn sie die Bilder ihrer vierzigjährigen Mutter und ihrer sechzigjährigen Großmutter betrachtete, welche beide in ihrem sechzehnten Jahre vermuthlich auf ihre Schönheit eben so stolz waren. Vielleicht würde sie über diese großmütterlichen Runzeln manchmal ernsthafte Gedanken bekommen, welche einer jungen Schöne sehr erbaulich seyn können. Und wir Mannspersonen, wie vernünftig würden wir wählen, wie vernünftig würden wir lieben, wenn wir durch eine Reihe von solchen Bildern auf die Vorstellung gebracht würden, ob wir unsre bezaubernde Phillis noch in vierzig Jahren, mit Runzeln und grauen Haaren, werden lieben können! Was würde gewöhnlicher seyn, als daß ein Liebhaber mitten unter den größten Schmeicheleyen, die er seiner Braut machte, einen Blick in die Zukunft thäte! Er würde seine Göttin

im zwanzigsten Jahre reizend,
im fünf und zwanzigsten schön,

im

im dreyßigsten angenehm,
im fünf und dreyßigsten noch immer angenehm,
im vierzigsten ohne muntre Farbe,
im fünf und vierzigsten mit einigen Runzeln an den Augen,
im funfzigsten gesetzt und verehrungswürdig,
im fünf und funfzigsten, mit einer andächtigen Miene,
und im sechzigsten Jahre, als einen schönen alten Kopf,

finden. Aber das setze ich zum voraus, daß seine Frau eben so tugendhaft, eben so vernünftig sey, als die Frau meines Freundes war; außerdem treffen diese Grade nicht ein. Das habe ich doch in der That vergessen, ob die Frau meines Freundes weiß oder braun war: Ich werde dieses dem Ausspruche meiner Leserinnen überlassen; denn mir ist es ganz unmöglich, mich darauf zu besinnen.

Ich habe mich vielleicht zu lange bey diesen Ehen aufgehalten, an denen die Schönheit mehr Antheil hat, als der Himmel. Aber vielleicht entschuldigen mich diejenigen, welche bey den Ehen unsrer Mitbürger so aufmerksam sind, wie ich, und daher auch so, wie ich, angemerkt haben, daß eben diese Ehen diejenigen sind, die dem lieben Himmel die meiste Verantwortung machen. Wir wollen weiter gehen.

Die Ehen, die man aus Eigennutze schließt, werden dem Himmel auch sauer genug. Ich will mich aber wohl hüten, von diesen Ehen gar zu viel Böses zu reden; denn meine Freunde geben mir Schuld, daß, wenn ich mich zum zweytenmale verheurathen sollte, so würde meine Ehe gewiß nicht im Himmel, sondern im

Kom-

Komtoir geschlossen werden. Ich kann mich bey diesem Vorwurfe beruhigen. Mir, als einem Wittwer, ist es zu gute zu halten, wenn ich ein wenig mehr aufs Nützliche und Gründliche in der Ehe sehe. Da ich jung war, verführten mich die schwarzen Augen meiner Frau, und ich ward unglücklich genug; da ich so jung nicht mehr bin, so hätte ich wohl Lust, mir eine reiche Frau zu wählen, die Augen mögen sehen, wie sie wollen. Bin ich auch wieder unglücklich bey einer reichen Frau, wie ich es bey einer schönen war; so weis ich doch zum wenigsten, wo ich Trost suchen soll. Den fand ich bey meiner ersten Frau nicht, so bald ein Jahr vorbey war; denn ihr ganzes Einbringen bestund in zwey schwarzen Augen, bey denen der zärtlichste Ehemann mit der Zeit verhungern kann. Ich habe die Anmerkung gemacht, daß wir Mannspersonen bis in unser zwanzigstes Jahr vor Liebe zappeln, bis ins fünf und zwanzigste dahlen und bis ins dreyßigste lieben; heurathet man aber im vierzigsten Jahre, so handelt man Herz um Geld, Zug für Zug. Gezappelt habe ich, auch gedahlt und vielleicht einige Zeit geliebt: Nun wird man es mir in meinem vierzigsten Jahre nicht übel nehmen können, wenn ich ein wenig ernsthafter verfahre und sehr genau überrechne, wie viel pro Cent ich mit einem Seufzer verdienen kann. Wer behaupten will, daß man bey den Ehen nicht aufs Geld sehen soll, den halte ich, mit seiner gütigen Erlaubniß, für einen verliebten Pedanten, und wenn er darüber böse wird, so wünsche ich ihm zur Strafe meine Erfahrung. Da waren die Mädchen ohne Geld noch sehr nützlich, da sie weiter nichts brauchten, als einen Mann; itzt aber, da sie so viele kostbare Kleinigkeiten verlangen, da der Mann nur ein Nebenwerk und die Pracht die vor-

nehm-

nehmste Absicht ihrer Liebe ist, izt ist so eine poetische Schäferliebe nicht jedermanns Werk Man wird mir diese Lästerung vergeben; es fällt mir alle Augenblicke ein, daß ich auch so arkadisch geliebt habe.

Nach dem Vermögen meiner Frau werde ich meine Liebe einrichten. Ich habe nicht Willens, ein Mädchen zu betrügen; ich will also die Taxe von meinem Herzen bekannt machen und der Welt sagen, wie theuer ich liebe:

2000. Thaler; ich werde nicht gleichgültig seyn;
4000. Thaler, verdienen eine aufrichtige Gegenliebe;
6000. Thaler, eine zärtliche Gegenliebe;
10000. Thaler, eine inbrünstige Gegenliebe;
15000. Thaler, eine ewige Liebe;
20000. Thaler; o Mademoiselle! dafür bete ich Sie an und sterbe für Liebe, aber erst nach Ihrem Tode.

Mich dünkt, ich bin noch ganz billig und darf den Vorwurf nicht befürchten, daß ich die Mädchen übertheure. Denn das wird doch nicht strafbar seyn, daß ich ein wenig spröde und kostbar thue. Das ist immer die Sprache alter Junggesellen und Wittwer, wenn sie auch noch häßlicher aussehen, als ich; aber sie lassen mit sich handeln, die ehrlichen Leute, und ich will mich auch billig finden lassen. Kann man wohl mehr von mir verlangen?

Denenjenigen, welche sich einfallen lassen zu glauben, daß meine Liebe zu eigennützig sey, denen will ich beweisen, daß ich nach der Vorschrift der Natur liebe. Und dieses zu beweisen, brauche ich nichts, als das Vorspiel des Landmanns, welcher unschuldig und natürlich liebt, da ihn weder die Eitelkeit des Hofes leichtsinnig, noch der Eigennutz der Städte niederträchtig macht.

Es werden ungefähr ein paar Monate seyn, als ich auf dem Landgute eines meiner Freunde das Vergnügen hatte zu hören, wie vorsichtig zween Väter um ihre Kinder handelten. Hanns, der Vater des erwachsenen Jungens, der freyen sollte, gieng zu seinem Nachbar, dem reichen Niklas, ans Fenster und machte ihm seine Tochter feil. Grüß euch Gott, Niklas! sagte der zärtliche Vater; wißt ihr was? Mein Bube soll das Gütchen annehmen, und ich suche ein feines Mensch für ihn, was gebt ihr eurer Tochter mit? Tausend Gulden, mehr nicht, antwortete ihm der Nachbar ganz gelassen. Hum! Nur tausend Gulden: das wäre ja gar nichts. Gebt ihr zwey tausend Gulden, so lasse ich meinem Sohne das Gut heute noch im Amte verschreiben. Seht nur, Gevatter, sprach Niklas, das kann ich mein Seele nicht. Zwey tausend Gulden ist zu viel. Mit einem Worte: zwölf hundert Gulden ist alles, was ich thun kann, und da nicht einen Kreuzer mehr. Je, geht doch, versetzte Hanns, ihr solltet euch schämen; so ein hübscher Nachbar im Dorfe! Niklas schüttelte seinen Kopf und blieb dabey, er könnte nicht mehr geben. Auch nicht funfzehn hundert Gulden? fragte Hanns ihn traurig. Nein, war die Antwort, mehr nicht, als zwölf hundert Gulden. Nun so behüte euch Gott, Gevatter, so will ich weiter gehen. Sie schieden ziemlich gelassen von einander. Hanns hatte kaum zwanzig Schritte gethan, als er mit einer rechnenden Miene stehen blieb, wieder umkehrte und an des Niklas Fenster mit seinem Stocke pochte. Gevatter Niklas, noch auf ein Wort! rief er. Wollt ihr auch nicht vierzehn hundert Gulden? Ich kann, straf mich Gott, nicht! dabey blieb Niklas. Hanns kehrte sich

trotzig um und sagte: Nun! so muß ich denken, daß es Gottes Wille nicht gewesen ist. Lebt wohl!

Wer hat diese Leute diese vorsichtige Art zu lieben gelehrt, wenn es die Natur nicht gewesen ist? Sollte ich wohl so rebellisch seyn und mich der mütterlichen Stimme der Natur widersetzen? Wie vornehm dachte mein Hanns, welcher wohl wußte, daß keine Ehe unter funfzehn hundert Gulden im Himmel geschlossen werden könnte!

In diesem Augenblicke fällt mir ein Aufsatz in die Hände, den ich machte, als ich noch verheurathet war. Es ist ein Trost für unglückliche Leute, wenn sie andre finden, die eben so unglücklich sind. Ich war damals sehr aufmerksam, Leute kennen zu lernen, die sich bey der Heurath eben so sehr übereilt hatten, als ich. Ich fand sie, und alle seufzten, wie ich, über den Himmel; keiner von ihnen war Schuld an seiner unglücklichen Ehe: Der Himmel blieb es allein, indem sie geschlossen waren.

Liste
einiger thörichten Ehen, die auf Rechnung des Himmels geschlossen worden sind.

Balthasar Mennig, mein Nachbar, ein Würzkrämer und ehrlicher Mann, war dreymal Wittwer geworden, und mißbrauchte die Geduld des Himmels zum viertenmale, da er in seinem neun und funfzigsten Jahre ein artiges Mädchen von siebzehn Jahren heurathete. Sie war eine Waise, ohne Vermögen; sie lebte sehr nothdürftig von der Barmherzigkeit ihrer

Muh-

Muhme, welche sie so sklavisch und eingezogen hielt, daß das gute Kind keine Kirche versäumte, um Leute zu sehen. Mein Alter hatte seinen Kirchenstuhl nur wenige Schritte von dem ihrigen; er freute sich, als ein guter Nebenchrist, über diese fromme andächtige Seele mit weißen Haaren, blauen Augen und einer blendenden Haut; er vergaß seine Brille herunter zu nehmen, so lange sie vor ihm saß; ja er ward endlich so verliebt, daß er in einer elenden Predigt aushalten konnte, ohne zu schlafen. Er erfuhr ihre Wohnung, ihre Herkunft und ihre Armuth. Dieser letzte Umstand machte sein Christenthum rege; und weil er sich schämte, noch in seinem hohen Alter verliebt zu seyn, so gab er sich Mühe, sich zu bereden, daß ihm Gott dieses Mädchen zugewiesen habe, um sie glücklich zu machen. Er hatte es so oft gehört und vielleicht selbst erfahren, daß eigennützige Ehen gemeiniglich mißvergnügt ausschlagen; nun wollte er einmal ganz uneigennützig und, nach seiner großmüthigen Sprache zu reden, ein nackicht Mädchen heurathen. Er ließ der alten Muhme seine christlichen Absichten entdecken. Man freute sich und dankte Gott, der für arme Waisen so sichtbarlich sorgt. Das fromme Mädchen ward seine Frau. Wie geschäftig ist nicht der böse Feind! Kaum hatte sich die junge Frau vier Wochen lang ausgefüttert, prächtig gekleidet und ihre vorige Noth vergessen; so blies ihr der Teufel (denn wer sollte es sonst gewesen seyn?) boshaft ein, daß zur Ehe noch etwas mehr, als Essen, Trinken, Kleider und ein frommer ruhiger Greis von sechzig Jahren gehöre. In ihrer Handlung war ein Ladendiener, welcher der Frau Würzkrämerinn so zu schmeicheln wußte, daß sie sich und Pflicht vergaß, einen ziemlichen Theil des Vermögens mit ihm verschwendete, ihren Mann auf die em-

pfindlichste Art verachtete und so unvorsichtig buhlte, daß die ganze Stadt darüber lachte. Die Ehe war im Himmel und wenigstens in der Kirche geschlossen, das gestunden alle Leute; allein, wo kam der Hahnrey her? Das weis ich nicht; aber das weis ich wohl, daß seine Frau einige Monate drauf im Kindbette starb. Mein rechtschaffner Alter hat mir mit der zufriednen Munterkeit eines ruhigen Gewissens gestanden, daß er an diesem frühzeitigen Tode nicht Ursache sey.

Man weis die Noth der armen Wittwen. Fast jeder sucht sie zu bevortheilen und niemand nimmt sich ihrer an. Man wird wenig Exempel finden, daß eine Wittwe sich um deswillen zum zweytenmale verheurathet, um zum zweytenmale einen Mann zu bekommen; o nein: um deswillen gar nicht! Nur darum geschieht es, um eine Stütze in ihrer Noth zu haben und sich einen Freund zu verbinden, der sich ihres Hauswesens annehme, der sie wider die Zunöthigungen ihrer Feinde schütze; mit einem Worte, der ihr Mann sey.

Diese Sittenlehren verstund meine alte Wirthinn aus dem Grunde. Sie war seit zehn Jahren Wittwe und ihre Feinde gaben ihr Schuld, daß sie bey dem Absterben ihres Mannes wenigstens acht und vierzig Jahr alt gewesen sey. Sie keuchte und zitterte ziemlich mit dem Kopfe; aber ihr Arzt, ein junger artiger Doktor, war so galant, ihr zu beweisen, daß es von einem feurigen und wilden Geblüte herkomme. Sie brauchte eine Brille, es ist wahr; aber es geschah nur, ihre Augen desto schärfer zu erhalten. Mit einem Worte: es fehlte ihr zu ihrer Zufriedenheit weiter nichts, als ein Freund, der für sie sorgte, der sich ihrer annähme und der ihr ziemlich ansehnliches Vermögen

wi-

wider die eigennützigen Nachstellungen ihrer Feinde vertheidigte. Dieser Freund hätte können bey Jahren, und wenigstens in ihrem Alter seyn; vielleicht wäre er alsdann vernünftiger und einsehender gewesen. Aber Vernunft und Einsicht war es doch nicht allein, was sie suchte. Bey einem alten Freunde hätte sie noch einmal können zur Wittwe werden; das wäre für sie was Schreckliches gewesen. Sie suchte sich also einen jungen dauerhaften Freund, bey dessen Umgange sie, wenigstens noch vierzig Jahre, ruhig und vergnügt zu leben hoffte. Gegen niemanden hatte sie so viel Verbindlichkeit, als gegen ihren jungen Arzt, der ihr feuriges und wildes Geblüte so wohl hatte kennen lernen. Sie bot ihm also ihre Hand an, und mit dieser Hand den ganzen Segen ihres Kastens. Er griff zu, denn er war arm. Er verließ sich auf seine Kunst, und hoffte gewiß, sie binnen zwey Jahren zu begraben. Und doch betrog er sich; so selten er sonst die Erben seiner Kranken in dergleichen Fällen betrogen hatte. Seine Frau lebte noch zehn Jahre. Er gab ihr gute und böse Worte, sie sollte sterben, sie starb nicht; er verachtete sie, und aus Demuth blieb sie leben. Endlich wurden sie mit einander so genau bekannt, daß er sie prügelte: allein dieses machte sie desto munterer, denn sie glaubte, sie, als eine gute Christinn, müsse sich standhaft in ihrem Leiden erhalten. Sie seufzete freylich über ihre unglückliche Ehe; aber sie erwartete Rettung und Hülfe vom Himmel, da sie ihre Ehe gewiß nicht ohne Gebet angefangen hatte. Mit einem Worte, die Frau war unglücklich, und der Mann in der größten Verzweiflung. Zehnjährige Geduld, Verachtung gegen sein ehrliches Gerippe, tausenderley Verdruß, so gar Schläge waren also nicht vermögend, ihr einen Ekel gegen diese vergängliche Welt zu machen. Sie lebte

ihm zum Trotze, und alle seine Arzneyen würden kaum im Stande gewesen seyn, ihre hartnäckige Seele aus dem alten Neste zu jagen, wenn sich nicht der Himmel der Ehen seiner angenommen und zugelassen hätte, daß das unbescheidne Weib ihren siebzigjährigen Hals brach, da sie eben im Begriffe war, ein Fläschchen Aquavit aus ihrer Schlafkammer zu holen.

Unser Herr Doktor Saft war also ein Wittwer. Nun hatte er Vermögen, und nun nahm er sich vor, vernünftiger zu heurathen; denn das gestund er, daß er das erstemal unvernünftig gewählt hätte. Er glaubte, es fehle ihm weiter nichts, als ein höherer Titel und die Verbindung mit einer ansehnlichen Familie, welche sein Glück auf eine dauerhafte Art befestigen, und ihm das Recht geben könne, eine wichtige Miene zu machen. Er fand beides; denn Titel sind immer feil, und immer giebt es ansehnliche Familien, mit noch ansehnlichern Schulden; Familien, die sich bey dem Vermögen ihrer Freunde wohl befinden. Herr Hofrath Saft suchte also die Tochter eines geheimen Raths zu erbeuten, welcher an einem kleinen Hofe vornehm genug war, den Ehrgeiz eines Schwiegersohns zu sättigen. Man überwindet sich endlich, ihm die Tochter zu geben, und es sind kaum zwey Jahre vorbey, als der arme Hofrath durch den Stolz seiner neuen Frau zu einer solchen Verzweiflung gebracht wird, daß er glaubt, seine erste Frau sey ihm noch viel zu früh gestorben. Die Reihe ist nunmehr an ihm, verachtet zu werden. Der meiste Theil seines Vermögens ist durch einen prächtigen Aufwand verschwendet worden. Seine Aeltern merken nunmehr, daß seine Reichthümer so unerschöpflich nicht sind, als er es ihnen anfänglich zu bereden gesucht hat. Sie fangen an, ihre Uebereilung zu bereuen, und werfen ihm vor, daß er sie

um ihre Tochter betrogen habe. Ihre Tochter glaubt eben das, und sieht dem Augenblicke mit Schrecken entgegen, wo sie die Frau eines Mannes ohne Familie, ohne Sitten, ohne Verstand, und was das allerschlimmste ist, ohne Vermögen bleiben soll. Das einzige Mittel, sich zu retten, ist der Tod ihres Mannes. Sie wünscht es, sie sagt es ihm, daß er sehr wohl thun werde, wenn er stürbe. Alle Kunstgriffe, die er angewendet hat, seiner ersten Frau das Leben verhaßt zu machen, werden itzt verdoppelt, ihn auf eben diesen guten Einfall zu bringen. Fast wünscht er sich selbst diese Art der Erlösung. Er könnte sich, als Medikus, die Mühe erleichtern; aber die Pflicht eines Arztes ist, nur andern in dergleichen Fällen zu dienen. Er lebt also, und erwartet den Tod sehnlich. Der Tod ist taub; denn man weis schon, wie viel dem Tode daran liegt, daß ein unwissender Medikus leben bleibe. Was soll unser armer Hofrath thun? Was soll seine trostlose Frau thun? Nun fehlt weiter nichts, als daß sie noch die Schläge rächt, die er seiner ersten Frau gegeben. Unter der Hand will man erfahren haben, daß sie zu ein paar Ohrfeigen Anstalt gemacht hat. Noch lebt er, und ich verlange sehr, den Ausgang dieser Ehe zu erfahren.

N. S. Sie leben noch beide, da ich dieses schreibe, und beide noch eben so mißvergnügt. Es geht nun ins achte Jahr, daß seine itzige Frau das schreckliche Werkzeug ist, die Beleidigungen zu rächen, die er seiner alten Wittwe angethan hat.

Zebedäus Schlau hatte in einem gelehrten Buche gelesen, daß eine kluge Frau für ihren Mann eine sehr gefährliche Sache seyn könnte. Er war also so fein, und wählte sich das dümmste Mädchen in der Stadt.

Sie war schön und aus guter Familie. Er machte sich Hoffnung, sie ganz nach seinem Willen zu lenken, da sie so albern war, daß sie kaum einen Willen zu haben schien. Er irrte sich sehr. Ungeachtet ihrer Einfalt, wußte sie doch, daß sie eine Frau war. Ihre Dummheit diente nur dazu, daß sie auf ihre weiblichen Rechte trotziger ward. Das Ansehen ihrer Familie nöthigte den Mann, vorsichtig zu seyn; beleidigen durfte er sie nicht. Durch den Schutz ihrer Anverwandten bemächtigte sie sich nach und nach einer Herrschaft über ihn. Je dümmer seine Frau war, desto schimpflicher war ihm seine Sklaverey. Sie starb sehr jung; ein Unglück, das sonst nur kluge Kinder trifft. Ich sprach ihn einige Wochen nach ihrem Tode; er versicherte mich, daß er in seiner ganzen Ehe nur zween vergnügte Augenblicke gehabt habe: In der Brautnacht, und bey ihrem Tode.

Valentin Pinsel, dessen Vater ein berüchtigter Quaker und die Mutter eine Betschwester gewesen war, hatte sich in den Kopf gesetzt, daß die meisten Ehen um deswillen unglücklich wären, weil bey der Wahl so viel menschliches mit unterlaufe, wie er es nannte, oder nach unsrer Art zu reden, weil man mit zu viel Vorsicht heurathe. Diese Vorsicht hielt er für Sünde. Er wollte also heurathen, ohne den Himmel zu versuchen. Diesem überließ er die Wahl. Es war an einem Sonntage sehr früh, als er sich mit vieler Andacht rüstete, der Person entgegen zu gehen, die ihm der Himmel zu seiner künftigen Braut zuführen würde. Diese sollte nach seinem Gelübde, so er gethan hatte, das erste unverheurathete Frauenzimmer seyn, das ihm begegnen würde. Er blieb an der Kirchthüre stehen, und erwartete sein Glück mit aufgesperrtem Maule. Das erste unverheurathete

Frau-

Frauenzimmer, so an die Kirchthüre kam, war eine Person von etlichen und zwanzig Jahren, welche bisher so ausgeschweift hatte, daß auch die ungesittetsten Mannspersonen öffentlich sich ihrer schämten. Er wußte dieses, und eben darinnen fand er einen besondern Wink des Himmels. Noch an diesem Tage wurde die Verbindung richtig; und nun werden es beynahe fünf Jahre seyn, daß er der unglücklichste Ehemann und ein Spott der ganzen Stadt ist. Hätte er wohl eine Thorheit andächtiger anfangen können, als diese? und doch glaubt er noch itzt, daß diese Ehe im Himmel geschlossen sey.

Meister **Martin** seliger, hat seine Frau aus keiner andern Ursache geheurathet, als weil sie Christine hieß. Und dieses liebe Christinchen hat ihn auf gut türkisch gepeinigt bis an sein seliges Ende, welches drey Tage darauf erfolgte, als sie ihm einen Tiegel an dem Kopfe zerschlagen hatte.

N. N. war ein Frauenzimmer von guter Erziehung, welche sie besonders ihrer Mutter zu danken hatte. Diese liebreiche Mutter starb, und überließ die Tochter der Vorsorge ihres Mannes, der weiter keinen Fehler hatte, als diesen, daß er niederträchtig geizig war. Dieser Fehler hinderte das Glück seiner Tochter; denn ihre Liebhaber hatten gemeiniglich auch den Fehler, daß sie keinen geizigen Schwiegervater leiden konnten. Ihre schönsten Jahre, die bey einem Mädchen der Liebe so heilig sind, verstrichen ungenossen. Sie war zu tugendhaft, sich zu vergehen; aber sie war gar zu sehr ein Frauenzimmer, als daß sie bey dieser Verzögerung ganz gleichgültig hätte seyn können. Der Geiz des Vaters verscheuchte ihre Anbeter. Sie ward traurig über die Einsamkeit, die sie um sich herum wahrnahm, und diese Traurigkeit ver-

mehrte sich, wenn sie an die künftigen Folgen dieser Einsamkeit gedachte. Endlich meldete sich ein junger Mensch, der sich vornahm, auf Konto zu lieben, und den Tod ihres Vaters zu erwarten. Er hatte kein Vermögen; das war für einen geizigen Vater Ursache genug, ihm die Tochter abzuschlagen. Diese Schwierigkeit machte ihn nunmehr im ganzen Ernste verliebt. Er versicherte seine Schöne, daß seine Liebe aufrichtig und vernünftig, und seine Absichten christlich wären. Bey einem Frauenzimmer von einer frommen und tugendhaften Erziehung ist diese ehrbare Sprache eben so gefährlich, als bey einem leichtsinnigen Frauenzimmer das Geschenk eines kostbaren und neumodischen Putzes. Ihre Standhaftigkeit fieng an zu wanken. Ihres Vaters Haus ward ihr alle Tage unerträglicher, und eben um deswillen fand sie ihren Freund alle Tage liebenswürdiger. Eine alte Muhme, (denn die alten Muhmen sind immer die Ehestandsapostel,) diese ihre alte Muhme mischte sich endlich in den Roman, und machte ihr begreiflich, daß eine Ehe zwischen einem jungen wohlgewachsenen Menschen und der Tochter eines reichen Vaters dem Himmel nicht anders als angenehm seyn könne. Die vernünftigen Lehren ihrer verstorbenen Mutter erhielten das gute Kind noch einige Tage zweifelhaft. Endlich kam die gefährliche Stunde. Der verdoppelte Eigensinn eines ungerechten Vaters, die Schmeicheleyen eines wohlgebildeten Freundes, den man liebt, die Befehle der Natur, die man in diesen Fällen empfindet, und gern empfindet, und endlich die Predigt einer alten dienstfertigen Muhme: diese Umstände zusammen müssen wohl die Philosophie eines fühlenden Mädchens über einen Haufen werfen. Sie ließ sich entführen, nachdem sie vorher den Himmel sehr andächtig um seinen Beystand angefleht, und ihm vorgehal-

gehalten hatte, daß diese Ehe durch ihn geschlossen wäre. Um ihr Gewissen noch mehr zu beruhigen, räumte sie ihrem Liebhaber die geringste Freyheit nicht ein, bevor sie in dem nächsten Kloster auf die feyerlichste Art getraut waren. Nun war sie Braut und Frau, und zugleich, unerachtet ihrer andächtigen Vorsicht, die unglücklichste Frau. Ihr harter Vater war beleidigt und unversöhnlich. Kaum verflossen acht Tage, als er sich seiner entflohenen Tochter zum Trotze wieder verheurathete, und sein ganzes Vermögen dieser Elenden entzog, welche die Feindschaft ihres Vaters nicht ertragen konnte. Sie lebte mit ihrem Manne nur wenige Jahre, traurig, elend und ohne Hülfe. Der Mangel und Kummer machten dieser übereilten Ehe ein betrübtes Ende. Ein jeder, nur ihr Vater nicht, bedauerte sie; der alten Muhme aber war das ganz unbegreiflich, wie eine Ehe habe so unglücklich seyn können, welche doch durch ihre Vermittelung im Himmel geschlossen worden sey.

Die Ehen, die man auf Schulen schließt, gehören, nach dem angenommenen Verstande unsers Sprüchworts, ganz unstreitig unter die Ehen, die im Himmel geschlossen werden; denn der Verstand hat selten einigen Antheil daran. Und dennoch glaube ich, daß sie sich nach der heutigen Art zu lieben und zu heurathen, wohl entschuldigen lassen. Man weis das deutsche Sprüchwort: *Jung gefreyt, hat niemanden gereut.* Das Sprüchwort hat Recht. Die Jugend ist zu ausschweifend, zu schwer zu bändigen, man lasse sie heurathen! Ein Jahr im Ehestande leben, macht weit zahmer, als zehn moralische Folianten lesen. Kann es wohl jemals einen jungen Menschen gereuen, daß er bey Zeiten vernünftig geworden ist? Die meisten jungen Leute, we-

nig-

nigstens diejenigen, die aus vornehmen Häusern sind, wachsen nur um deswillen groß, damit sie eine Frau nehmen können: so gebe man ihnen doch eine Frau, so bald sie groß genug sind, Vater zu werden. Mit einem Worte: man thut Unrecht, wenn man wider dergleichen Universitätsromane zu altväterisch eifert. Es ist wahr, solche verehlichte Kinder werden selten, vielleicht niemals, eine glückliche und vergnügte Ehe haben: aber heurathet man denn heut zu Tage nur um deswillen, daß man glücklich und vergnügt leben will? Ich wundere mich sehr, daß man noch itzt solche Einwürfe machen kann, die sich kaum bey unsern einfältigen Voraltern entschuldigen ließen.

Alles dieses führe ich auf Verlangen eines meiner Freunde an, welcher erst sechs und dreyßig Jahre alt, und schon Großvater, und dem ohnerachtet noch bis auf diese Stunde unmündig ist. Ich will seinen kurzen Lebenslauf hier mit den Worten einrücken, wie er mir ihn selbst aufgesetzt hat:

„Ich war sechzehn Jahre alt, als mich mein Vater nach Duisburg auf die Universität schickte. So lange ich bey ihm im Hause war, hielt er mich strenge. Es geschah dieß wider den Willen meiner Mutter. Ich war ihr einziger Erbe; sie liebte mich also sehr zärtlich. Wenn ich fromm und fleißig seyn würde, so sollte ich auch eine hübsche Frau kriegen: dieses war ihr täglicher Segen, welcher von meinem vierzehnten Jahre an so stark in meine Seele wirkte, daß ich immer glaubte, fromm und fleißig genug zu seyn, und immer mit Ungeduld auf eine hübsche Frau wartete. Die Ernsthaftigkeit meines Vaters ward mir unerträglich. Ich gewann meine Mutter, welche auf meine Vorstellung glaubte,

ich

ich sey gelehrt genug, auf die Universität zu ziehen; und was sie glaubte, fand mein Vater immer billig, so strenge er sonst war. Ich kam also nach Duisburg, unter den zärtlichen Wünschen meiner Mutter, daß ich recht fromm und fleißig seyn möchte, damit sie mir bald eine hübsche Frau geben könnte. Dieser mütterliche Segen ward mir verdächtig, weil ich drey Jahre vergebens darauf gewartet hatte; ich nahm mir also vor, mich selbst zu segnen. Hierzu fand ich gar bald Gelegenheit, da man aus meinem Aufwande vermuthete, mein Vater sey sehr reich, und da mein Körper liebenswürdig genug gebaut war. Die Tochter eines Kaufmanns gefiel mir; ich machte mit ihr Bekanntschaft, und war vielleicht noch nicht verliebt: aber binnen kurzer Zeit ward ich es im ganzen Ernste, da das Mädchen sehr ehrbar und züchtig that, und mich beständig vor der Eifersucht und strengen Wachsamkeit ihrer Aeltern warnte, welche unerbittlich grausam gegen sie seyn würden, so bald sie den geringsten Argwohn von unsrer Vertraulichkeit fassen sollten. Ich war jung genug, alles dieses zu glauben; und da ich noch schlauer seyn wollte, als die scharfsichtigen Aeltern meiner Schöne, so versprach ich ihr ingeheim die Ehe, heurathete sie eben so geheim, und genoß das so lange erwartete Vergnügen, welches nach dem Ausspruche meiner Mutter eine Belohnung für ihren fleißigen und frommen Sohn bleiben sollte. Mit einem Worte, im sechzehnten Jahre meines Alters, und noch im ersten Jahre meines akademischen Lebens, war ich verliebt, verheurathet und Vater. Es war also nicht mehr Zeit, das zu verbergen, was wir gethan hatten. Die Aeltern meiner Frau gaben uns einen liebreichen Verweis, anstatt daß ich die heftigsten Begegnungen von ihnen erwartete. Diese Nachsicht würde mir unbegreiflich gewesen seyn, wenn

wenn ich nicht zu gleicher Zeit gemerkt hätte, daß diese wachsamen und unerbittlich grausamen Aeltern vom Anfange an die Vertrauten meiner Frau in ihrer Liebe gewesen wären. Sie nannten es nunmehr einen Jugendfehler, und dankten dem Himmel, der für ihr Kind so väterlich gesorgt hätte. Meine Aeltern hingegen waren ganz untröstlich. Ich gab mir Mühe, meinem Vater begreiflich zu machen, wie vortheilhaft es für mich sey, die Tochter eines reichen Kaufmanns auf eine so feine Art erhascht zu haben; denn das Geld war bey meinem Vater ein Umstand, der viel Thorheiten entschuldigte. Allein meine Vorstellungen fanden kein Gehör. Er wußte bereits mehr als ich; er wußte die schlechten Umstände meiner neuen Familie, welches sich in ein paar Monaten noch besser äußerte, da mein Schwiegervater einen so ungeschickten und unverantwortlichen Bankrot machte, daß er nicht allein den geringsten Vortheil davon nicht hatte, sondern so gar in die äußerste Armuth gerieth; einen Bankrot wider alle Regeln der Handlung! Nun war ich und das Geld meines Vaters der einzige Trost dieser Unglückseligen; aber ich blieb es nicht lange. Mein Vater starb; der Hof bemächtigte sich seines Vermögens, welches nicht einmal zureichend war, dasjenige zu ersetzen, was man foderte. Sie können glauben, wie sehr mich dieses alles beunruhigte. Ein junger unerfahrner Mensch von siebzehn Jahren, welcher nicht Zeit gehabt hat, das geringste zu lernen, womit er sein Brodt verdienen könnte; dieser soll für den Unterhalt so vieler Personen sorgen, und kann sich selbst nicht ernähren! Nunmehr ließ mich es meine Frau empfinden, was für ein schreckliches Verbrechen es sey, kein Geld zu haben. Meine Schwiegerältern hielten mich für den größten Bösewicht; und nun erst fiel es ihnen ein, daß ich ihr

armes

armes unschuldiges Kind verführt hätte. Mit einem Worte, ich habe seit achtzehn Jahren unter der strengen Vormundschaft meiner Frau ein trauriges Leben geführt. Gleichwohl hat sie mich immer nothdürftig ernährt; das kann ich ihr nachrühmen. Ich würde kaum begreifen können, wo dieser Segen herkäme; aber der Herr Kammerrath und der Herr Oberamtmann sind ein Paar liebenswürdige Männer, und meine Frau sieht in der That noch reinlich genug aus, christliche und mildthätige Seelen zu erwecken. Diese rechtschaffenen Patrone haben auch für meine älteste Tochter väterlich gesorgt, und ihr in ihrem sechzehnten Jahre einen Mann gegeben, der beym Herrn Kammerrathe Verwalter ist, einen feinen frommen gelassenen Mann, wie ich bin, nur noch einmal so alt, als ich. Sie leben recht gut mit einander; denn meine Tochter ist das wahre Ebenbild von ihrer Mutter. Sie hat mich auch schon zu einem vergnügten Großvater gemacht, und ihrem guten Manne ein Töchterchen geschenkt, welches dem Vater bis auf die grauen Haare so ähnlich sieht, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Ich habe das aus des Herrn Kammerraths eignem Munde; denn mir kam es nicht so vor. Sehen Sie, mein Herr, so lebe ich itzt! Der Himmel, der für eine Frau und für Kinder gesorgt hat, wird auch für Brodt sorgen. Er erhalte nur meiner Frau ihre Gesichtsbildung, und dem Herrn Oberamtmanne sein christliches Herz! Ich will mir alles gefallen lassen! Das ist mein Lebenslauf, wie Sie ihn verlangt haben. Leben Sie wohl!

N. N. ist ein unglückliches Opfer von dem Eigennutze ihres Vaters geworden. Sie besaß alle Tugenden

den einer Weibsperson, und fast keinen einzigen von den Fehlern derselben. Sie war so schön gebildet, daß selbst Frauenzimmer nichts an ihrer Schönheit zu tadeln fanden, und doch war sie dabey so tugendhaft, daß auch die ungezogensten Mannspersonen Ehrfurcht für sie hegten, und in ihrer Gegenwart sich vernünftig aufführten. Mit einem Worte: Sie war das, was alle ihres Geschlechts seyn wollen, und nicht alle sind. Sie war also eines vernünftigen Vaters und eines bessern Glücks würdig. Ihr ungerechter Vater hatte die Vormundschaft über einen jungen Menschen gehabt, und diese so eigennützig verwaltet, daß er mit Zittern an die Zeit gedachte, in welcher ihn die Obrigkeit nöthigen würde, Rechnung abzulegen. Dieser Mündel besäß, außer einer ansehnlichen Herkunft und einem großen Vermögen, die geringsten Eigenschaften nicht, die ihm einiges Vorrecht vor dem Pöbel gegeben hätten. Ein Körper, der nach allen Regeln der Häßlichkeit gebaut war, würde sich haben entschuldigen lassen, wenn seine Seele nicht noch häßlicher gewesen wäre. Von seinen ersten Jahren an hatte man ihm alle Ausschweifungen verstattet. Nach dem Tode der Aeltern fiel er in die Hände des Vormundes, dem sehr viel daran lag, daß er nicht vernünftiger werden sollte. Er gab ihm, so viel er zu seinen Ausschweifungen brauchte, um ihn desto sicherer plündern zu können. Die Jahre kamen endlich, da er auf Reisen gehen sollte; denn zur Schande unsers Vaterlandes kriegen Ausländer mehr Narren, als vernünftige Deutsche, zu sehen. Das Ceremoniell erfoderte, ihm einen Hofmeister mitzugeben; unser Vormund wählte ihn selbst: man kann also wohl glauben, daß der Hofmei-

meister nicht vernünftiger war, als sein Untergebener, der nunmehr in die Welt geschickt ward, ohne Wissenschaft, ohne Sitten, ohne Redlichkeit. Nur sein Körper war noch gesund, und gegen die Religion beobachtete er noch den äußerlichen Wohlstand. Nach einigen Jahren kam er zurück, noch unwissender, noch weit ungesitteter, eben so unredlich, als er fortgereist war. Nunmehr war das sein größter Witz, wenn er öffentlich der Religion spotten konnte; und so bald diese Spöttereyen erschöpft waren, so erzählte er der Gesellschaft alle Krankheiten, die er in Paris ausgestanden hatte, und erzählte aus Ehrgeiz vielleicht noch mehr, als geschehen war.

Er hatte die Jahre erreicht, sein Geld ohne Vormund zu verschwenden. Was sollte dieser nunmehr thun? Seine Tochter sollte unglücklich werden, damit er, als Vater, ehrlich bleiben könnte. Sie gefiel diesem jungen Bösewichte. Anfänglich hatte er die Absicht gar nicht, sie zu heurathen; er wollte sie nur als ein Kavalier, der zu leben weis, unglücklich machen. Ihre Tugend demüthigte ihn zeitig genug. Er empfand Hochachtung und Ehrfurcht gegen sie; eine Empfindung, die ihm ganz neu war; er wollte sie also heurathen. Er entdeckte es ihrem Vater, welcher diesen Vorschlag mit Freuden annahm, und seine Tochter auf die grausamste Art zwang, ihm die Hand zu geben. Nun waren die Vormundschaftsrechnungen richtig, seine unschuldige Tochter aber ganz verloren. Sie lebte nur wenige Jahre mit diesem Unmenschen, der alle Tage verabscheuungswürdiger, und durch seine pöbelhaften Ausschweifungen so ungesund

ward, daß er diese Elende in eine Krankheit stürzte, die ihrer Noth ein betrübtes Ende machte. Der Mann freuete sich über das Ende seines Ehestandes; der grausame Vater tröstete sich über den Tod seiner Tochter, und war noch unverschämt genug zu glauben, der Himmel habe diese Ehe gestiftet, um seiner Tochter einen reichen Mann zu geben, und ihn, als Vormund, vom Galgen zu retten.

William van Baaken aus Saerdam, dachte, wie ein alter Holländer, und faselte, wie ein junger Franzos. Er fand in Spaa Klarimenen, ein Frauenzimmer, welches die große Welt kannte, welches die große Welt ziemlich genossen hatte, und sehr unzufrieden war, wenn man den Selbstmord der Lukretia entschuldigte. Van Baaken sprach sie zum ersten male auf einem Balle in einer ansehnlichen Gesellschaft. Ihre Mienen waren eben nicht abergläubisch, und dieses machte ihm Muth, ihr einige galante Unflätereyen öffentlich vorzusagen. Vielleicht hätte Klarimene diese lieber in ihrem Zimmer gehört, als auf dem Balle; doch weil des van Baakens Person eben nicht so gebaut war, daß man aus Liebe zu ihm eine Grobheit übersah; so glaubte sie, ihrem guten Namen so viel schuldig zu seyn, daß sie ihren Unwillen darüber äusserte. Er hatte auf Reisen weiter nichts gelernt, als unverschämt zu seyn; er wiederholte also mit lauter Stimme seinen Bootswitz, und bekam dafür von Klarimenen ein Paar derbe frießländische Ohrfeigen. Van Baaken ward bestürzt. Er sah es ein, daß er Unrecht gehabt hatte; und weil sein Herz nicht so wohl boshaft, als dummkühn war, so machte ihn dieser Zu-

fall

still tugendhafter, als er seit seiner Rückkunft von Paris gewesen war. Er hielt diese Ohrfeigen für einen göttlichen Wink, Klarimenen zu heurathen; denn er schloß von ihrer geäußerten Empfindlichkeit auf ihre Keuschheit, von ihrer Keuschheit auf alle übrige weibliche Tugenden, und von diesen auf das seltne Glück, das er in einer Ehe mit ihr zu genießen haben würde. Er war sehr eifersüchtig; und bey Klarimenen hoffte er, nicht Ursache zu haben, eifersüchtig zu seyn. War etwas natürlicher, als seine Hoffnung, Klarimene, welche als Jungfer eine zärtliche Unfläterey mit ein Paar so männlichen Ohrfeigen bestrafte, werde, so bald sie seine Frau sey, diejenigen mit Füßen treten, die die Verwägenheit hätten, ihre eheliche Treue wankend zu machen? So schloß der unerfahrne Mensch! Der Vorwand, ihr die Beleidigung abzubitten, schaffte ihm eine nähere Bekanntschaft. Er versicherte sie seiner Hochachtung, seiner Liebe, seiner guten Absichten; und Klarimene, welche sich schon längst einen so reichen und so dummen Mann gewünscht hatte, ließ sich nach einigen unumgänglichen Weigerungen so weit bringen, daß sie ihm die Hand gab. Er heurathete sie, ehe er von Spaa gieng. Er führte sie in seine Vaterstadt, und rühmte sich seiner erhaltenen Ohrfeigen mehr, als mancher junger Officier seiner Wunden, die er, Gott weis, wo? bekommen hat. Die ganze Gegend ward begierig, diese wilde Spröde kennen zu lernen. Es gab junge muthige Liebhaber, welche diese Sprödigkeit verwägen machte; und wider Vermuthen fanden sie diese Amazone so zahm, wie ein Lamm. Sie war Frau, und hielt also weiter nicht für nöthig, der Welt schrecklich zu seyn, da ihr Glück

nun gemacht war. Mit einem Worte: Ehe noch ein halbes Jahr vergieng, wußte das ganze Land, daß sie ihrem Manne ungetreu war. Ihr Mann wußte es selbst, und war ganz trostlos. Er hätte sich die wahrsagenden Ohrfeigen gern noch einmal vom Himmel ausgebeten, wenn dieses ein Mittel gewesen wäre, von seiner Frau wieder loszukommen; denn nun merkte er beynahe, daß er diesen Wink des Himmels falsch verstanden hatte. Er faßte also einen andern Entschluß: Er floh im ersten Jahre seines Ehestandes von seiner ungetreuen Tyranninn, und gieng nach Surinam, wo er sich viele Jahre lang aufhielt, bis er erfuhr, daß sie gestorben war, und ihm, ungeachtet seiner Abwesenheit, eine zahlreiche Familie verlassen hatte.

Gedanken sind zollfrey;
und damit bin ich sehr unzufrieden.

In denen neblichen Stunden, wo mein Geist mürrisch ist, wo er nichts denkt, wo er so unwirksam ist, wie der Geist eines trunknen Finanzenpachters; in diesen traurigen Stunden beurtheile ich die Fehler des Staats und mache Projekte.

Da ich dieses erinnere, so sollte ich wohl den gemeinen Vorwurf befürchten, daß das Projektmachen meistentheils die Beschäftigung solcher Köpfe sey, welche zu ungeschickt sind, etwas wichtigers zu thun, und welche weder den Willen, noch das Vermögen besitzen, ihre Mitbürger glücklich zu machen; dagegen aber, unter dem scheinbaren Vorwande, die allgemeinen Einkünfte zu verdoppeln, hungrig und boshaft genug sind, sich mit dem Schaden des Armuths zu bereichern und ihr ungewisses Glück auf das augenscheinliche Elend tausend entkräfteter Familien zu bauen. Allein, ich kann vor dergleichen Vorwürfen ruhig seyn, da ich niemals die Absicht habe, den geringsten Vortheil von meinen Projekten zu ziehen, da ich nicht in Willens habe, die öffentlichen Einkünfte zu vermehren, sondern nur Mittel ausfindig zu machen, wodurch die Kosten aufgebracht werden können, welche nöthig sind, für die Bequemlichkeit dererjenigen unter meinen Mitbürgern auf eine dauerhafte Art zu sorgen, für welche bisher am wenigsten gesorgt worden ist.

Außer dem guten Zeugnisse, welches mir mein eignes Gewissen von der Billigkeit meiner Absichten giebt, rechtfertigt mich noch ein andrer Umstand, der in der spanischen Geschichte bekannt genug ist. Mein Urälter-

tervater, Sancho Pansa, war einige Zeit Regent der großen Insel Barataria *), und machte sich in etlichen Tagen durch seine Gerechtigkeit und tiefe Einsicht in die Kunst zu regieren, um sein Land weit verdienter, als viele Prinzen, welche von ihren Unterthanen und Nachbarn dreyßig Jahre lang gefürchtet und ewig verabscheuet werden. Von dieser Zeit an haben wir Nachkommen des glorwürdigsten Sancho einen innerlichen Trieb zu regieren; und weil bereits alle Throne und Regierungen besetzt sind, so behalten wir doch, ungeachtet des traurigen Verfalls unsrer Familie, beständig, auch als Privatpersonen noch, den Trieb, die Fehler der Regenten zu beurtheilen, dem Elende, das ein Land dadurch empfindet, abzuhelfen und allerunterthänigste Projekte zu machen, da wir nicht im Stande sind, allergnädigste Befehle zu geben.

Ich, als der einzige männliche Erbe des unsterblichen Sancho, besitze diesen Familienschatz von einigen hundert Projekten, welche meine Vorfahren und ich aufgezeichnet haben. Sie betreffen so wohl wichtige, als geringere Sachen; denn wir haben nicht allein für die nöthige Bevölkerung des Königreichs Spanien, sondern auch für eine bequemere Art, westphälische Schinken zu räuchern, in unserm patriotischen Eifer gesorgt. Ich werde mich sehr billig finden lassen, wenn ich den europäischen Staaten, oder auch Einem Ehrenvesten Rathe des Städtleins J . . ., wo ich mich itzt aufhalte, mit meinen gesammelten Projekten dienen kann. Ich hoffe, das großmüthige Anerbieten wird angenommen werden, da nicht der geringste Eigennutz dabey vorwaltet, sondern da ich solches in der Absicht thue, der Welt zu dienen und mich

*) S. Don Quixot Th. II. Kap. 44.

mich mit einigen Schritten derjenigen Unsterblichkeit zu nähern, welche mein Erlauchter Vater Sancho, mit seinem getreuen Esel und vielen großen Projektmachern des itzigen Jahrhunderts, rühmlichst erlangt hat.

Ich verlange nicht, daß man mir auf mein Wort glaube; ich will eine Probe von meinem Versprechen geben. Diese Probe biete ich hiemit vorzüglich dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation an, da ich in Deutschland, die meiste Zeit über, meinen Unterhalt gefunden habe, und um deswillen gegen dieses nahrhafte Land erkenntlicher seyn will, als ein großer Theil seiner Nachbarn, welche sich viele Jahre von dem deutschen Brodte mästen und dennoch immer, bey einer stolzen Eigenliebe, undankbar sind.

Mein Projekt soll alle die unentbehrlichsten Eigenschaften haben, die den meisten Projekten fehlen. Es soll, ohne Ansehen der Person, eine durchgängige Gleichheit beobachtet werden; der Arme und der gemeine Mann soll entweder gar frey gelassen, oder doch am meisten geschont, der Vornehme aber, nach Beschaffenheit seiner Umstände und Absichten, am meisten zur Mitleidenheit gezogen werden; die innländischen Manufakturen sollen dadurch auf keinerley Art niedergedruckt und eben so wenig der freye Handel mit den Ausländern gehemmet werden; die Einkünfte von diesem Projekte sollen nicht durch die eigennützigen Hände einiger Privatpersonen dem gemeinen Besten entrissen, sondern vor den Augen des ganzen Landes so vertheilt und angewendet werden, daß es gewissen preßhaften Personen vorzüglich zu Nutzen gereicht und dieser Nutzen sich hernach wieder durch das ganze Land zertheilt. Ich will es so einrichten, daß alle diese Einkünfte nur

 durch

durch wenige Bediente verwaltet werden können und also dem gemeinen Wesen wenig dadurch entzogen wird. Ich schmeichle mir, daß man bey meinem Projekte nicht nöthig haben wird, die geringsten Zwangsmittel anzuwenden: Es ist für alle Stände so vortheilhaft, daß sich gewiß ein jeder von selbst beeifern wird, seinen Beytrag zu entrichten und des Vortheils öffentlich zu genießen, den er durch seine Beysteuer erlangt. So gar Ausländer werden sich darzu drängen und zur Bereicherung unsers Landes die Schätze aus ganz Europa zu uns schleppen, um die Erlaubniß zu erhalten, daß sie an den glücklichen Folgen dieses Projekts Antheil nehmen dürfen. Ja, ich will noch mehr thun: Ich will nicht allein keinen Genuß von der Erfindung dieses Projekts haben, sondern auch, als ein billiger Kontribuent, meinen Antheil selbst dazu erlegen. So großmüthig werden wohl wenig Projektmacher seyn!

Da ich auf diese Art die beträchtlichen Vorzüge meines Projekts so deutlich gewiesen habe; so will ich auch nunmehr mit wenigem meine Gedanken sagen, für wenn ich eigentlich die Einkünfte von diesem gerühmten Projekte bestimmt habe.

Nach der mir angebornen politischen Einsicht halte ich es für einen großen Fehler, daß man zwar diejenigen in Zucht- und Spinnhäusern ernährt, welche durch ihre üble Aufführung in der Republick Unruhen anfangen; gleichwohl für die Ernährung dererjenigen niemals sorgt, welche unter dem scheinbarsten Vorwande und den prächtigsten Titeln, in dem gemeinen Wesen erstaunende Unordnung anrichten; und dieses blos aus Mangel der Nahrung. Man gebe ihnen Brodt, so werden sie aufhören, dem Lande schädlich zu seyn; denn nur aus Hunger schaden sie.

Die

Dieses deutlicher zu machen, will ich hier einige von denenjenigen nennen, für welche ich die Einkünfte meines Projekts eben deswegen bestimmt habe, weil die Obrigkeit zu großen Schaden des Landes für ihren Unterhalt gar nicht sorgt und sie eben dadurch in die verzweifelte Nothwendigkeit setzt, das zu seyn, was sie sind, und welches sie gewiß nicht seyn würden, wenn sie nur einigermaßen Mittel wüßten, sich auf andre Art zu nähren. Die wenigen Beweise, die ich hier anführe, werden von dem großen Umfange meines Geistes und meiner großen Einsicht in die Kunst zu regieren zeugen.

Unmittelbar nach den Raupen und Heuschrecken kommen die Rabulisten; ein gefräßiges Ungeziefer! Man kennet sie; ich habe also nicht nöthig, sie zu beschreiben. Man weis die allgemeine Verwüstung, die sie in einem Lande anrichten, und doch duldet man sie und giebt ihnen Ehrentitel: Man scheut sie und sucht doch ihre Freundschaft. Und erwacht auch einmal die Gerechtigkeit wider sie und giebt neue Gesetze zu ihrer Vertilgung; wer sollte darüber halten? Vielleicht die Richter? Viele Richter würden untröstbar seyn, wenn alle Advokaten gewissenhaft wären. Dazu habe ich zu viel Menschenliebe, daß ich glauben sollte, die Bosheit eines Rabulisten sey eine Handlung, deren ein Mensch freywillig und ohne von der äußersten Noth gedrungen, fähig seyn könne: Zur Ehre meiner Mitmenschen glaube ich das nicht. Die größte Verzweiflung muß es seyn, die ein vernünftiges Geschöpf zu einer so abscheulichen Nahrung treibt. Nicht im Willen, nicht im Herzen; nein, in einem hungrigen Magen, nur in diesem allein, ist die ganze Quelle der Rabulisterey zu suchen. Der Hunger ist es, der Poeten, der Patrio-

ten, der Schriftsteller, der Goldmacher, der Rabulisten schaffet. Ich will diesem Uebel steuern. Von den Einkünften meines Projekts soll kein Theil angewendet werden, die Rabulisten zu füttern; dadurch werde ich sie nicht allein von ihrer schändlichen Rauberey abziehen, sondern ich werde auch dem gemeinen Wesen an ihnen solche Mitglieder schaffen, die ihm die wichtigsten Dienste leisten können. Es ist hier der Ort nicht, weiter davon zu reden; im Vorbeygehen will ich nur so viel gedenken, daß ein dergleichen ausgefütterter Rabulist sehr geschickt ist, in der Gerichtsstube Fiskal zu werden. Er kennt die Schwäche der Richter und die Bosheit der Advokaten. Er wird alsdann alle Partheylichkeit und Rabulisterey am besten entdecken können, so, wie diejenigen die besten Zollbedienten sind, die den Zoll am meisten betrogen haben, ehe sie bankrot wurden. Dieses Kapitel aus der Finanz verdient eine besondre Abhandlung, die ich mir vorbehalte.

Für die Freygeister will ich auch sorgen. Sie werden die Einkünfte meines Projekts ziemlich erschöpfen: denn sie vermehren sich täglich. Aber desto nöthiger ist es auch, daß man ihnen Brodt giebt, damit sie Christen werden: denn nur am Brodte fehlt es ihnen und nicht an der innerlichen Empfindung. Unter tausend Freygeistern ist vielleicht nur einer, der mit Ueberzeugung nichts von Gott und der Religion glaubt, und dieser Eine wird gewiß am wenigsten schaden, weil er zu vernünftig ist, seinen Unglauben merken zu lassen, und weil er sich bey seiner Vernunft schämen muß, in der Gesellschaft einer so abgeschmackten Bande Gaukler zu seyn, welche zu dumm sind, von der Religion nichts zu glauben. Denn von der Religion im Ernste nichts

zu

zu glauben, das ist weit schwerer, als ein guter Christ zu seyn. Also sorge ich bey meinem Projekte bloß für diese starken Geister, die wider ihre Ueberzeugung, nur aus Hunger, Lügen predigen, wie etwan die Zigeuner nur aus Hunger wahrsagen. Ich schreibe gar nichts aus mütterlichen Vorurtheilen, was ich hier schreibe; ich berufe mich auf die Erfahrung und bitte mir von meinen Lesern nur eine kleine Aufmerksamkeit auf dergleichen Geschöpfe aus, welche so verwegen sind, sich Atheisten zu nennen. Bey allen, ich sage nicht zu viel, wenn ich dieses sage; bey allen werden sie finden, daß ihr Leichtsinn sich bloß aus einem Mangel der Nahrung herschreibe. Ein junger Mensch, der sein Vermögen durchgebracht, dem der wollüstige Müßiggang das Gemüthe zu höhern Beschäftigungen träge gemacht und die Knochen zur Arbeit entkräftet hat, den das Andenken seiner vorigen Glückseligkeit verzweifelnd und der gegenwärtige Mangel unverschämt macht, der es nicht gewohnen kann, unbemerkt zu leben, da er nur vor kurzem durch seine kostbaren Thorheiten die Augen der ganzen Stadt auf sich zog; ein Mensch von dieser Art, und deren sind unzählige, wird eine Beruhigung für seinen Hochmuth und für seinen Hunger finden, wenn er zuerst die innerlichen Vorwürfe seines eignen Gewissens damit übertäuben kann, daß alle heilige und bürgerliche Pflichten, die uns die Religion predigt, ein eigennütziges Gewäsche der Pfaffen, und daß alle Strafen, mit denen die Offenbarung die Uebertreter dieser Pflichten so schrecklich bedroht, ein kindisches Märchen christlicher Weiber sind. Hat er es erst mit sich selbst so weit gebracht; so liegt ihm daran, daß er sein eingeschläfertes Gewissen in dieser Betäubung erhalte und daß er auch gegen die Welt seine Thorheiten rechtfertige. Am füglich-

lichsten geschieht dieses dadurch, daß er sich selbst und allen, die es hören und die es auch nicht hören wollen, die neuen Entdeckungen täglich vorsagt, die sein starker Geist aus Schaam und Verzweiflung, wider die Religion erfunden hat. Der Mangel hat ihn so vorsichtig gemacht, daß er vornehmlich diejenigen von ihrem Aberglauben zu bekehren sucht, welche am wenigsten Verstand haben, ihm zu widersprechen. Er wird sich am liebsten reiche bejahrte Thoren und junge Narren aus guten Häusern wählen. Jenen ist es ungemein schmeichelhaft, daß man ihnen bey ihrer reichen Thorheit den Verstand zutraut, wichtige neue Wahrheiten einzusehen, die so viele vernünftige Leute und ihre eignen Beichtväter nicht einsehen können. Diese kützelnde Eitelkeit thut ihnen so sanft, daß sie mit freygebigen Händen demjenigen ihren Ueberfluß mittheilen, welcher so großmüthig gewesen ist, ihnen auf eine so bequeme Art so viel Weisheit, so viel unerhörte Wahrheit mitzutheilen, die ihr Verstand, so gar ihr Verstand, so leicht hat fassen können. Am besten aber befinden sich unsre predigenden Freygeister bey jungen bemittelten Narren, welche, so bald sie die Religion weiter nicht schreckt, ganz ungestört ihren Ausschweifungen nachhängen können. Sie lassen mit Vergnügen ihren neuen Apostel an allen diesen Ausschweifungen Antheil nehmen; und dieser nimmt ihn sehr gern, weil er sie gewohnt ist, und befindet sich bey diesen jungen Verschwendern am besten, weil die alten bemittelten Thoren, mitten in ihrer Thorheit, noch immer rechnen und gewisse Ausschweifungen verabscheuen, die ihnen entweder zu theuer, oder für ihre abgelebten Körper zu jugendlich sind. Ich habe hier das Bild eines Freygeistes von der mittlern Klasse gemalt. Denn von dem atheistischen Trosse will

ich

ich hier gar nicht reden, welche von jenen nur alberne Affen sind und dasjenige nur abgeschmackt nachplaudern, was jene bey ihrer mittelmäßigen Einsicht vorschwatzen, und welche, ohne zu wissen, was sie eigentlich wollen, starke Geister seyn wollen, weil dieses eine Modenarrheit ist; welche endlich über Himmel und Hölle spotten, weder Engel noch Teufel glauben, und doch vor jeder alten Frau, die ihnen im Dunkeln begegnet, ein Kreuz machen. Diese kleinen Charlatane muß man weder bestrafen, noch auslachen. Man muß sie nicht merken: so werden sie schon selbst aufhören, närrisch zu seyn: denn nur darum sind sie es, damit sie nicht ganz unbemerkt in der Welt seyn wollen. Diese überlasse ich der Ruthe ihrer Ammen, oder der Faust des Vormunds. Nur für die mittlere Klasse sorge ich; und diese Vorsorge ist desto wichtiger, je größer der Schade ist, den ihre eigennützigen Schwärmereyen der Welt und vornehmlich der jungen flatterhaften Welt zuziehen. Vielleicht habe ich mich zu lange bey dieser Stelle aufgehalten. Ich bitte meine Leser um Vergebung. Es war nöthig, weil nicht alle die Genealogie der Atheisterey von dieser Seite kennen; weil keine Thorheit gefährlicher ist, als die, welche man für Verstand hält; und weil ich es genau bestimmen mußte, welche Art von Freygeistern eigentlich von meinem Projekte ernährt werden solle. Nunmehr wissen diese, wer sie künftig ernähren wird; und ich hoffe gewiß, sie werden sich schämen, wider ihre eigne Ueberzeugung Narren, und wider ihren natürlichen Ehrgeiz, den sie aus Noth verläugnen müssen, niederträchtige Schmeichler des reichen Pöbels zu seyn. Und damit diese Unglückseligen wegen ihrer künftigen Versorgung recht ruhig und sicher seyn können; so gebe ich ihnen mein Wort,

daß

daß bloß zu ihrer Unterhaltung alles dasjenige bestimmt bleiben soll, was durch mein Projekt von den Geistlichen und den Philosophen einkommen wird. Aus dem Projekte selbst werden sie sehen, wie ansehnlich der Betrag davon seyn müsse. Und ich bin gewiß überzeugt, die Geistlichen und Philosophen werden nun weit mehr beytragen, als von ihnen verlangt wird: Diese, weil sie von der Nichtswürdigkeit des Reichthums überzeugt sind und gewiß alles Geld hingeben werden, um einen einzigen Narren weise zu machen; jene aber, weil sie gewohnt sind, gute Werke zu thun und ihren verirrten Mitbrüdern nicht allein mit ihrem Segen, sondern auch mit ihrem Beutel zu dienen.

Ich habe lange bey mir selbst gezweifelt, ob ich die herumirrenden Goldmacher unter diejenigen mitleidenswürdigen Personen rechnen soll, für deren Unterhalt ich sorge, damit sie aufhören, unglückliche Thoren zu seyn. Sie sind dem gemeinen Wesen sehr verderblich; sie bringen oft ansehnliche Familien um ihr ganzes, oder doch um ihr meistes Vermögen. Aber sie sind zu entschuldigen, und mehr zu entschuldigen, als diejenigen, welche sich von ihnen mißbrauchen lassen. Wer ist lächerlicher? Ein Bettler, welcher, um nicht gar zu verhungern, einem Reichen das wichtige Geheimniß lehren will, zu großen Schätzen zu gelangen; oder dieser Reiche, welcher von den Händen eines hungrigen Landstreichers den Ueberfluß erwartet? Inzwischen will ich es doch auf einige Zeit versuchen, damit man mir nicht den geringsten Vorwurf einer Lieblosigkeit machen könne. Ich will diese Elende an meinem Projekte Antheil nehmen lassen: und damit sie zu ihrer Nebenausgabe doch etwas noch verdienen, so will ich ihnen von der Obrigkeit die Erlaubniß auswirken, daß sie auf den

Jahr-

Jahrmärkten herum ziehen und, in Gesellschaft andrer Taschenspieler, das neugierige Volk mit ihren chymischen Tändeleyen belustigen mögen.

Man hat angemerkt, daß diese Goldmacher, wenn sich ihre Betrügereyen weiter nicht verstecken lassen, gemeiniglich anfangen, die quackerische Sprache einer dunkeln Heiligkeit und mystischen Andacht anzunehmen. Dieses bringt mich auf den Einfall, bey meinem Projekte auch für die engbrüstigen Narren, mit triefenden Augen, schiefen Hälsen und verkrummten Händen zu sorgen, welche der Pöbel Heilige und ein vernünftiger Mann heuchlerische Betrüger nennt. Sie schleichen gebückt in die Häuser frommer Thoren und bemächtigen sich, unter dem Vorwande, mildthätige Beysteuern für arme Brüder zu sammeln, des Vermögens dieser Leichtgläubigen, welches sie im Dunkeln wollüstig verschwenden und diejenigen hungern lassen, denen sie es entreißen. Diesem Uebel will ich steuern. Ich will für den Unterhalt dieser andächtigen Räuber sorgen; denn aus Mangel des Unterhalts beten die meisten von ihnen die treuherzigen Thoren um ihr Vermögen; ob ich schon nicht läugnen will, daß viele nur aus Hochmuth heilig herum kriechen, um desto mehr verehrt zu werden. Für diese mag ich nicht sorgen: denn sie thun dem Vermögen meiner Mitbürger keinen sonderlichen Schaden.

Ich belustige mich beynahe in keiner Gesellschaft mehr, als in der Gesellschaft dererjenigen, welche unter dem prächtigen Namen der Patrioten mit der Regierung unzufrieden sind. Man findet daselbst einen wahren Mischmasch von Hochmuthe, von Neide, von Vaterlandsliebe und von Hunger. Es steht in meinem

Ver-

Vermögen nicht, ihnen Aemter und Ehrenstellen zu geben: ich wollte es sonst mit Vergnügen thun. Ich weis gewiß, ich würde dadurch ihren Neid und ihren Hochmuth zugleich befriedigen. Denn, wie die Engelländer sagen, flucht derjenige der Regierung am meisten, der am meisten an der Regierung Antheil zu nehmen wünscht. Also will ich nur für ihren Hunger, oder welches einerley ist, für ihre Vaterlandsliebe sorgen. Sie sollen satt werden; und wenn ihr Magen noch so patriotisch wäre, so soll er doch satt werden. **Wirf dem Hunde Brodt hin, der dich beißen will,** sprechen die Bürger in Mancha: Das will ich auch thun; denn ich glaube, daß bey mir in Westphalen der Hunger eben so beißend macht, wie bey meines Urältervaters Nachbarn in Mancha. Wie erstaunend werden die Veränderungen seyn, die mein Projekt in einem Staate macht! Alle politische Schneider und Schuster, welche zeither mit aufgestemmten Armen hinter dem Bierkruge dem Fürsten geflucht, werden vor Freuden hervor taumeln und dem Himmel danken, der ihnen ein so weises Regiment und so gutes Bier verliehen. Der alte Ritter, welcher sich voll Mißvergnügen über seine ungesuchten Verdienste seit der letzten Regierung auf die Hufe geflüchtet, um daselbst murrend den Untergang seines Vaterlandes zu erwarten, das ohne ihn regieret wird; dieser wird sein bestes Kleid, in welchem er zum letztenmale gehuldiget hat, aus dem Kasten hervor suchen, um bey dem nächsten Gallatage mit steifer Pracht dem Hofe und seinem Dorfe Ehre zu machen. Und die mißvergnügten witzigen Köpfe! ... Welchen Lärm sehe ich voraus! Wie wimmelt der Parnaß! Denn für eine Pension von hundert Gulden sollen sich zehn Reimer aus dem Athem singen.

Für

Für diese witzigen Geister will ich vorzüglich sorgen. Vielleicht haben sie bisher mit Ungeduld gewartet, bis ich ihrer erwähne. Ich habe es mit Fleiß unterlassen; denn ich weis, daß sie fodern können. Ich werde ihnen auf eine anständige Art Unterhalt verschaffen, damit sie keine Ursache weiter haben, durch schmeichlerische Thorheiten die schönen Wissenschaften verächtlich zu machen.

Diese wenigen Exempel werden genug seyn können, meinen Lesern einen ehrwürdigen Begriff von dem Nutzen des großen Projekts zu machen, womit ich die Welt beglücken will. Vermuthlich sind sie nunmehr neugierig genug, es zu erfahren, und vielleicht so ungeduldig, als ich es wünschen kann. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Neugierde so lange aufgehalten habe. Es war nöthig, um den Charakter der Projektmacher zu behaupten, welche die Welt mit dem erstaunenden Nutzen ihrer Erfindungen lange Zeit betäuben, ehe sie entdecken, was sie erfunden haben.

Mit einem Worte: Ich bin der große Mann, der zum Besten seiner dürftigen und verlaßnen Mitbürger auf den glücklichen Einfall gekommen ist, eine **Gedankensteuer** anzulegen. Ich will mich gleich deutlicher erklären.

Die Eigenliebe der Menschen hat keine angenehmere Beschäfftigung, als wenn sie sich mit den Vorzügen, die ihr doch fehlen, schmeichelhaft unterhält, und sie dafür denenjenigen abspricht, welche sie doch wirklich besitzen.

Von den ältesten Zeiten her haben sich die Philosophen bemüht, diese Leidenschaft sowohl ernstlich, als bitter zu bestrafen; und auch von den ältesten Zeiten her ist dieses Unternehmen vergebens gewesen.

Ich will einen Vorschlag thun, nicht so wohl wie man die Welt bessert: denn ich kenne die Welt; sondern wie man die hartnäckigen Thorheiten der Menschen zum Besten eines ganzen Landes nutzen soll. Anstatt also die Leute in dem angenehmen Traume ihrer eignen Verdienste zu stören, so will ich zufrieden seyn, daß sie sich für ihr Geld darinnen unterhalten; und anstatt, daß sie bisher nur schüchtern und im Winkel ihrer Eigenliebe geschmeichelt haben, so mögen sie sich nunmehr das Recht erkaufen, es öffentlich zu thun.

Aber erkaufen müssen sie dieses Recht; denn das können sie unmöglich verlangen, daß sie umsonst Narren seyn dürfen.

Sie sollen jährlich eine gewisse Steuer erlegen, und sich dafür die Freyheit lösen, öffentlich dasjenige von sich zu rühmen, was sie bisher nur heimlich gedacht haben.

So bald sie diese Gedankensteuer erlegen, bekommen sie einen Schein, und damit zugleich das Recht, daß niemand ihrer Eigenliebe widersprechen darf.

Dieser Schein soll sie wider alle Einwürfe mürrischer Philosophen, und wider alle bittre Satyren der Spötter schützen. Macht jemand in Gesellschaft die geringste Miene, als wollte er an ihrer Weisheit, an ihrer Tapferkeit, an ihrer Gelehrsamkeit, an ihrer Schönheit, an ihrem Reichthume, mit einem Worte, an ihren Verdiensten zweifeln; so dürfen sie nur ihren Gedankenschein vorzeigen, und die ganze Gesellschaft muß verstummen. Denn dieser Schein macht ihre Verdienste eben so unwidersprechlich und vor Gerichte gültig, als das öffentliche Zeugniß von Geschicklichkeit und Qualitäten, welches man denen für ein baares Geld beylegt, die sich Rang und Titel kaufen.

Nunmehr werden meine Leser wohl im Stande seyn, zu übersehen, wie gegründet alles dasjenige sey, was ich bisher von den Vortheilen meines Projekts gesprochen; sie werden finden, daß ich aus Bescheidenheit noch viel zu wenig gesagt habe.

Sie dürfen nur die Menge der Menschen überdenken, welche sich einbilden, das zu seyn, was sie nicht sind; so werden sie sofort eine erstaunende Menge Kontribuenten erblicken.

Sie dürfen weiter nachdenken, wie hartnäckig die Menschen auf dergleichen schmeichelhaften Vorurtheilen beharren, und wie sie lieber alles daran wagen, ehe sie sich in diesen Vorurtheilen stören lassen; so werden sie mit einem Blicke übersehen, wie willig diese unzählbare Menge der Kontribuenten herzu eilen wird, sich die Freyheit zu lösen, daß sie ungehindert thöricht seyn können.

Die Summen müssen erstaunend seyn, die dadurch zum Besten des gemeinen Wesens zusammenfließen, und die ohne Bedruckung des Armuths, ohne Hinderung des inländischen und auswärtigen Handels, ohne den geringsten Zwang zusammengebracht werden. Diesen einzigen Zwang nehme ich aus, daß niemand, ohne seinen Gedankenschein zu lösen, auf Vorzüge stolz seyn darf, die er nicht besitzt, und niemand sich unterstehen darf, demjenigen die gerühmten Vorzüge streitig zu machen, der einen solchen Schein gelöst hat. Diese zween Punkte sind die einzigen, in welchen der Beystand der Obrigkeit nöthig ist.

Es ist meine Absicht nicht, und der Raum würde es auch nicht verstatten, einen Tarif oder ein ausführliches Verzeichniß von demjenigen zu geben, was eine jede Art der eingebildeten Thoren beysteuern soll. So bald

 ich

ich aber über dieses Projekt den gewöhnlichen Oktroy er lange; so bald will ich ein vollständiges Schatzungsre gister durch öffentlichen Druck bekannt machen. Für itzt wird es genug seyn, eine kleine Probe davon zu geben, nach welcher man die übrige Einrichtung beurtheilen kann.

Dieses will ich nur noch erinnern, daß die Westphälinger nur die Hälfte von jeder Anlage entrichten. Ich thue dieses aus Erkenntlichkeit, daß ich unter ihnen wohne, und bey ihnen auch, als ein Fremder, mein Brodt so lange Zeit gehabt habe. Ich will diese Proben hinsetzen, ohne Ordnung, wie sie mir einfallen. Künftighin werde ich schon wissen, die Sache kunstmäßiger einzurichten.

Die Hagestolzen sind die ersten, die mir einfallen. Ich weis nicht, wie es kömmt; aber es sey drum.

Ein alter Junggeselle ist mehrentheils ein Geschöpf, das sich viel, und gemeiniglich viel Lächerliches einbildet. Wenn man ihn reden hört, so hat es nur an ihm gelegen, eine tugendhafte, eine reiche, eine schöne Frau zu haben. Er hat sie nicht haben mögen; denn sie wäre doch allemal eine Frau gewesen. Alle Gesellschaften unterhält er mit den Fehlern des Frauenzimmers, und glaubt nicht, daß die Gesellschaft noch weit mehr Ursache habe, sich mit seinen Fehlern zu unterhalten. Dieser Weise lebt frey: denn er hat keine Frau, die ihm befiehlt; aber zu Hause hat er eine Magd, die ihn tyrannisirt.

Aus Achtung für einen meiner besten Freunde will ich von den Hagestolzen etwas Nachtheiliges weiter nicht sagen. Ich würde ihn beleidigen, und meine Leser würden ihn errathen. Er ist ohnedem argwöhnisch, und, wenn ich noch zween Fehler von ihm sagen darf, eigen-

sinnig

sinnig und unschlüßig. Ich erwähne diese Fehler ausdrücklich, damit diejenigen, die ihn von Person kennen, seinen Hagestolz entschuldigen, und nicht einen von denen Fehlern zur Ursache nehmen, die ich oben erwähnt habe. Ich muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Keiner von obigen Fehlern hält ihn ab. Er redet von sich wenig, und immer bescheiden. Für das Frauenzimmer hat er die größte Hochachtung; und nur aus Hochachtung kann er sich nicht entschliessen, zu heurathen, weil er befürchtet, sein Eigensinn werde beleidigen. Diese kleine Schutzrede war ich meinem besten Freunde schuldig; ich komme wieder zum Hauptsatze.

Ein alter Junggeselle, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß er nur aus Vorsicht und Klugheit nicht heurathe, soll jährlich Gedankensteuer geben : : 2 fl. : Und so bald er damit den Schein gelöst hat, so soll, bey schwerer Strafe, kein Mensch in der Gesellschaft befugt seyn, ihn an die Körbe zu erinnern, die er, vom zwanzigsten bis ins funfzigste Jahr, bekommen hat.

Alte Junggesellen, die so unverschämt sind, zu glauben, daß es in ihren jungen Jahren Mädchen gegeben habe, die aus Liebe zu ihnen jämmerlich dahin gestorben sind: die sollen geben : : : 1 fl. : Die aber noch in ihrem funfzigsten Jahre koquettiren, und albern genug sind, zu glauben, daß die schönen Kinder, so bald sie ihr zärtliches Gerippe erblicken, seufzen und nicht lachen, die geben : : : : 2 fl. : und also noch einmal so viel; denn sie sind noch einmal so große Thoren.

Bey uns in Westphalen, und vielleicht noch an mehrern Orten in Deutschland, giebt es keine größern Hahnreye, als die alten Junggesellen sind, welche sich Maitressen halten. Da die ganze Stadt dieses weiß,

 und

und sie doch die ganze Stadt von der seltnen Keuschheit ihrer Beyschläferinnen überführen wollen; so werden sie es nicht unbillig finden, wenn ich die Taxe ein wenig hoch setze. Dieser Gedanke von der Treue ihrer Haushälterinn, oder wie sie etwan heißen mag, faßt so viele stolze Eigenliebe in sich, daß sie für die Freyheit, so zu denken, nicht genug geben können. Wie viel Reizungen, wie viel männliche Vollkommenheiten müssen sie von sich selbst träumen, wenn sie glauben, daß ihre Gebieterinnen, (denn Gebieterinnen sind sie immer,) nur ihnen nicht, sonst allen widerstehn, nur ihnen nicht untreu seyn können, da sie es vorher zehn andern gewesen, und, daß sie gegen alle Welt die unerbittliche Strenge vestalischer Jungfrauen gebrauchen werden, da doch sie vermögend waren, die zweydeutige Tugend derselben durch Ueberlassung mittelmäßiger Vortheile wankend zu machen! Kann wohl etwas lächerlicher seyn? Mit einem Worte: Sie sollen geben : : 5 fl. und dafür sollen sie das Recht haben, zu glauben, was kein Mensch glaubt.

Alte Junggesellen, welche an ihre Jugendsünden so wenig zurückdenken, daß sie das Herz haben, noch im funfzigsten Jahre ein Mädchen von zwanzig Jahren zu heurathen, sollen jährlich 1½ fl. erlegen und dafür die Freyheit erkaufen, nicht zu glauben, daß sie was thörichtes gethan haben.

Alte Junggesellen, die alte reiche Wittwen heurathen, um in den nächsten fünf Jahren reich zu sterben, sollen nichts geben und doch die Erlaubniß haben, zu denken, daß ihre Wahl sehr vernünftig sey. Die Freude ist ohnedem von kurzer Dauer, und sie werden nicht lange Zeit haben, es zu glauben. Sie sind zu un-

unglücklich, als daß sie noch zu einer allgemeinen Schätzung gezogen werden sollten. Und da sie bey ihrem zärtlichen Drachen im Hause so wenig gute Stunden haben, so wollen wir ihnen das Leben nicht noch schwerer in Gesellschaften machen. Ihr Unglück ist in der That zu groß, als daß ihnen ein einziger schmeichelhafter Gedanke einfallen sollte, es müßte denn dieser seyn, daß ihre Frau vor ihnen sterben werde. Und ihnen zum Trotz stirbt sie nicht! Diese unglücklichen Leute sollen also zur Gedankensteuer nichts geben. Man wird diesen Ausspruch billig finden, und niemand wird ihn billiger finden, als mein Freund, dessen ich oben erwähnt habe und welcher zu vielen Thorheiten zu klug ist, nur zu dieser nicht.

Die alten Jungfern werden es nicht übel nehmen, wenn ich sie den alten Junggesellen an die Seite setze; meine Leser werden es auch zufrieden seyn, denn es giebt kein Aergerniß und nimmt sich doch gut aus. Dergleichen Winterstücke zieren eine Galerie ungemein und heben die Farben der andern Schildereyen.

Es ist eines der ungegründetsten Vorurtheile der Menschen, welche gern lachen, daß sie am bittersten über alte Jungfern lachen.

Ist es etwa lächerlicher, keinen Mann zu haben, als ohne Frau zu bleiben? Und warum sind denn die alten Junggesellen nicht noch lächerlicher, da die Mannspersonen die ungerechte Freyheit haben, nach den Frauenzimmern zu gehen und sich eine Frau nach ihrem guten Gefallen im ganzen Lande auszulesen; die armen eingesperrten Mädchen aber nur hinterm Vorhange lauren dürfen, ob jemand kommen und sie suchen will? Und diesem ungeachtet, ist man so barbarisch, der armen Kinder zu spotten, wenn sie bis in ihr vierzigstes

Jahr vergebens aufgelauert haben! Ich nehme mich hiermit dieser Verlaßnen an und bekenne vor der ganzen deutschen Welt, daß über eine Jungfer, welche weder durch ihre unvorsichtige Aufführung, noch durch ihre Sprödigkeit, ihr Glück, wie es die Mannspersonen nennen, von sich gestoßen haben, welche nur vielleicht aus Mangel der Schönheit, aus Mangel des Vermögens, oder aus einem gewöhnlichen Eigensinne des Schicksals, bis in ihr vierzigstes Jahr einsam und doch bey ihrer gesitteten Aufführung ungeändert geblieben ist; daß, sage ich, über dieses Frauenzimmer nur Thoren spotten, und daß sie bey vernünftigen unendlich mehr Hochachtung verdient, als eine Frau, welche sich in die Arme des Mannes geworfen hat, um bey ihren Ausschweifungen desto sichrer zu seyn. Ich würde nicht zu ihrer Vertheidigung noch viel mehr anführen können, wenn ich nicht befürchten müßte, man möchte meinen Eifer für eigennützig halten und gewisse Absichten darunter suchen, da ich ein frischer Wittwer bin. Ich will also gegenwärtig nur so viel sagen, daß alte Jungfern von dieser Klasse, von meiner Gedankensteuer frey seyn sollen: ja sie sollen das Recht haben, ohne Entgeld zu glauben, daß sie darum gar nicht unglücklich sind, weil sie keinen Mann haben, und daß sie es gewiß seyn würden, wenn die Narren ihre Männer wären, welche über ihre alte Jungferschaft spotten. Ich will noch mehr thun. Diejenigen von ihnen, welche ihrer Armuth wegen übrig geblieben sind, sollen von den alten Junggesellen, denen sie nicht reich genug waren, ernährt werden, und zwar auf diese Art, daß ich die Hälfte der Gedankensteuer, so diese eingebildeten Hagestolze nach meinem Plane erlegen müssen, anwenden werde, ihnen ihr Alter bequem zu machen.

Bey

Bey diesen Freyheiten, die ich einigen der alten Jungfern ertheile, wird meine Kasse so gar viel nicht verlieren. Es bleibt noch eine unendliche Menge von ihren Gespielinnen übrig, die ich bey der Gedankensteuer zur Mitleidenheit ziehen kann.

Zwischen hier und Oßnabrück, rechter Hand der Straße, liegt ein Meyerhof, in welchem ein altes Fräulein spuckt. Vor dreyßig Jahren mag sie den Reisenden gefährlich gewesen seyn; nun ist sie ihnen nur schrecklich. Sie wohnt im Fenster; denn mit dem Anbruche des Tages steht sie am Fenster im Erker und erwartet die Reisenden. So bald sie von ferne einen Wagen merkt, so rückt sie ihr altes Gesicht in Ordnung und; lächelt unter einer Wolke von Runzeln dem Wagen entgegen. Vermuthet sie aus der Menge der Bedienten, daß die Reisenden von vornehmen Stande sind: so wallt ihr adeliches Geblüte noch einmal so heftig; sie reißt das warme Halstuch herab und wirft einen verrätherischen Palatin flüchtig um, unter welchem der traurige Rest einer vierzigjährigen Reizung hervor gepreßt wird, der sich über Luft und Sonne wundert, die er seit zwanzig Jahren entwohnt ist. Ihr Vater war ein ehrlicher Junker, den sein Acker und der Handel mit gemästeten Schweinen nährte; denn ein Kaufmann konnte er nicht werden, ohne seinen alten Adel zu beschimpfen. Ein Soldat hätte er werden können; aber er hatte seine guten Ursachen, warum er es nicht ward. Er blieb also auf seiner väterlichen Hufe, nahm eine gnädige Viehmagd aus eben so altem Geschlechte, erhielt dadurch seinen Adel unbefleckt, bestellte seine Felder, predigte die tapfern Thaten seiner Vorfahren, soff mit seinen Nachbarn und zeugte Kinder, von denen keines mehr übrig ist, als unser Fräulein. Sie

 ward

ward also von den Ihrigen mit verdoppelter Zärtlichkeit erzogen, und ihre hohen Eltern liebten sie, wie die Alten ihre Jungen lieben. Sie war noch nicht zwölf Jahr alt, als ihre Mama so viel Schönheit an ihr zu merken glaubte, daß sie für nöthig hielt, argwöhnisch zu werden. Jeden Reiter auf der Straße sah sie für einen irrenden Ritter an. Alle Augenblicke unterhielt sie ihre liebe Tochter mit den Vorzügen, die ihr der Himmel vor hundert andern Fräulein, bey ihrem Verstande und bey ihrer Schönheit gegönnet hätte. **Und so schön war ich auch in meiner Jugend; Himmel, wie die Zeit vergeht!** Mit diesem Seufzer schlossen sich ihre Predigten allemal. Ihr Herr Vater aber schwur bey seiner armen Seele: Sie sey ein braves Mensch und verdiene einen hübschen Kerl; den wolle er ihr verschaffen, wenn sie gute Wirthschaft lerne. Nach diesen Gründen richteten Vater und Mutter ihre Erziehung ein, welche auch so gute Wirkung hatte, daß sie bey einer mittelmäßigen Häßlichkeit einige kleine Romane spielte, die verdrießliche Folgen hatten, und daß sie dennoch, bey ihrer mütterlichen Spródigkeit, stolz genug war, alle Heurathen auszuschlagen, die ihr scharfer Verstand, (denn innerhalb einer Viertelmeile war sie das verständigste Fräulein,) die ihr Verstand für sich nicht ansehnlich und vortheilhaft genug fand. Unter diesem lächerlichen Mischmasche von Sprödigkeit und von Wollust, hat sie gestern ihr sechs und funfzigstes Jahr herangebuhlt, und unterhält sich in den Stunden, wo sie nicht betet, (denn seit sechs Jahren betet sie fleißig,) mit den Verdiensten, die die Welt entbehren muß, da sie nunmehr seit sechs Jahren sich im Ernste entschlossen hat, einsam auf ihrem Meyerhofe zu sterben. In diesem frommen Entschlusse mag

ich sie nicht stören: damit sie aber dem gemeinen Wesen noch zu etwas nütze und damit sie mit einem ruhigen Gewissen ihrem stolzen Traume nachhängen könne; so will ich sie zu meiner Gedankensteuer ziehen, und ich hoffe, ein ansehnliches Stück Geld aus ihr zu lösen.

So oft sie die gefährlichen Schönheiten ihrer Jugend rühmt, so oft schmeichelt sie sich mit einer Einbildung, die ganz falsch ist. Dieses aber thun zu dürfen, zahlt sie ein Jahr über, . 1 fl.

Sie erzählt, eben so wie ein junger Officier, sehr gern die Siege, die sie gehabt, und erzählt auch Siege, die sie nicht gehabt. Wir wollen ihr nicht wehren, sich so viel Liebhaber zu denken, als sie für gut findet; aber sie muß diese Liebhaber bezahlen, und giebt für jedes Stück 1 Blaffert.

Sie mag sich gern bunt kleiden, und daher kömmt es manchmal, daß sie in der Ferne Schaden thut. Mir ist es leider so gegangen. Ungeachtet meines geschwollnen Fußes, bin ich ihr einmal in Münster drey Gassen zärtlich nachgehinkt, um ein Gesicht zu sehen, das ich für jung und schön hielt. Aber die Untreue, die ich dadurch an meiner damals noch lebenden Frau erwies, strafte der Himmel schrecklich an mir; denn es war unser Fräulein, die ich erblickte. Man wird mir diese kleine Rache gönnen und erlauben, daß ich ihr für die Freyheit, sich dieser Maske eines jungen Mädchens zu bedienen, jährlich absodre . . . ½ fl.

Für die Schminkpflästerchen, die sie in die Furchen ihres Gesichts so häufig säet, muß sie auch etwas geben. Freylich thut sie es nicht, wie unsre Frauenzimmer in der Stadt, ganz ohne Ursache: denn sie hat eine ungesunde Haut und unter jedem Pflästerchen einen heimlichen Schaden; aber sie thut es doch darum

nicht

nicht allein, sondern auch in der Absicht, hinter diesen kleinen Räubern unsrer Freyheit desto kräftiger zu buhlen. Besonders ist mir das große Pflaster verdächtig, welches sie in die ehrwürdige Höhlung ihres linken Schlafs, den benachbarten grauen Haaren zum Trotze, legt. Was für Unglück hätte es vor dreyßig Jahren anrichten können. Freylich hat es itzt nur den Willen, zu schaden; aber auch dieser muß bestraft werden. Sie giebt ihre Beysteuer für diese Erlaubniß, lächerlich zu seyn, und zahlt für ein jedes Schminkpflästerchen wöchentlich . . . . . 1 Albus.

Seit einiger Zeit habe ich sie im Verdachte, daß sie sich schminke. Das wäre zu arg! In ihrer Jugend hat sie es nicht gethan: denn die Landfräulein haben immer weniger nöthiger, ihrer Schönheit aufzuhelfen, als die Fräulein in der Stadt: desto unverantwortlicher wäre diese Thorheit itzt. Ein Freund von mir hat die Mühe auf sich genommen, es auszukundschaften. Thut sie es, so soll sie bey allen Thorheiten, die sie aus Eitelkeit begeht, doppelt zahlen; sie könnte sich denn überwinden, öffentlich zu gestehen, daß sie nur um deswillen sich schminke, weil sie so gar häßlich sey, daß sie ihres natürlichen Gesichts sich schämen müsse. Auf diesen Fall wollte ich Mitleiden mit ihrer Häßlichkeit haben und sie sollte für dieses geborgte Gesicht jährlich nur 4 Blafferte Miethzins zu meiner Gedankensteuer geben.

Sie will es nicht gestehen, daß ihre schwarzen Haare schon ziemlich ins Weiße fallen. Wenn sie alle Jahre . . ½ fl. . zahlt, soll niemand das Recht haben, ihren grauen Kopf zu merken.

Das

Das kann ich ihr nicht vergeben, daß sie oft, und besonders um die Zeit der Frankfurter Messe, am Fenster ihren Morgensegen mit entblößter Brust betet. Dadurch ärgert sie Himmel und Erde; und wenn sie es gar nicht unterlassen will, kann ich ihr weniger nicht, als 1½ fl. abfodern.

Ein Bedienter, den sie wegen seines Alters fortgejagt hat, will die Leute versichern, daß sie seit einiger Zeit sich an abgezogene Wasser gewöhnt habe, um immer lebhaft und munter zu seyn. Aus christlicher Liebe halte ich es für eine Verleumdung. Es wäre doch himmelschreyend, wenn sich alte Jungfern wollten zu jungen Mädchen saufen! Ich kann ihr diese Thorheit nicht wohlfeiler, als für 1 fl. - - verstatten. Derjenige, der das Herz hat, sie früh nüchtern zu küssen, um die Wahrheit von dieser Beschuldigung zu erfahren; der soll aus dem gemeinen Kasten eine ansehnliche Pension auf Lebenszeit erhalten.

Ich habe immer nicht begreifen können, warum sie bey allen Gelegenheiten in Gesellschaften, wider die unvorsichtige Zärtlichkeit unglücklicher Mädchen donnert, welche die Thorheit gehabt haben, den heiligen Schwüren ihrer betrügerischen Liebhaber zu glauben und sich zu einem Vorwitze bereden zu lassen, der sich nur für ihre Mütter schickt. Schon dieser verdammende Eifer verdient eine Geldbuße; und weil er immer aus einem Hochmuthe herkömmt, der seine eignen Tugenden fühlt, so würde ich ihr nicht zugelassen haben, ihre unglücklichen Schwestern zu richten, wenn sie nicht jährlich - - 1. fl. - - gezahlt hätte: Da ich aber sichre Nachricht bekommen, daß sie vor acht und zwanzig Jahren nach Spaa - - - Mit einem Worte, sie soll doppelt so viel ge-

geben; ich habe meine Ursachen, und ich habe es ausdrücklich von meiner seligen Frau gehört, die in dergleichen Sachen nichts weniger, als leichtgläubig war; und meine selige Frau hatte es auch von guter Hand. Will sich das Fräulein zu diesem Ansatze nicht bequemen, so will ich es ihr deutlicher erklären; aber ich denke wohl, sie soll sich geben.

Sie erzählt sehr gern in Gesellschaft ein gewisses Märchen, daß ein angesehener und bemittelter Kaufmann in Emden sie nur vor fünf Jahren noch, aus einer recht zärtlichen Liebe und ohne die geringsten Nebenabsichten heurathen wollen; aber, daß sie wegen der ehrenrührigen Verwegenheit dieses Würzkrämers, ihm die schimpfliche Antwort gegeben: »Es hätten ihre gnädigen Aeltern sie nicht gezeugt, um bürgerliche Ba»starte in ihre Familie einzupfropfen.» Dieses Märchen kostet vieler Ursachen wegen . . . 1 fl.
Gemeiniglich ist die Moral von dieser Fabel, daß es nur ihr guter Wille gewesen sey, unverheurathet zu bleiben, und daß sie mit Händen und Füßen sich der Freyer erwehren müssen. Für die Vergünstigung, diese Unwahrheit zu sagen, ohne roth zu werden, giebt sie jährlich . . 5 Blafferte.
Und wenn sie so gar dem Himmel dafür dankt, so kostet es . . 20 Blafferte.

Es widerfährt ihr sehr leicht, daß sie sich in ihrer vestalischen Grausamkeit vergißt. Das soll sie nicht thun. Ist ein junger Kavalier so boshaft und küßt ihr seufzend die Hand, und sie giebt ihm nicht einen derben mütterlichen Verweis; so muß sie für diese hochmüthige Leichtgläubigkeit erlegen . . . . . . 1 Blaffert.

Nimmt

Nimmt sie es gar mit einem freundlichen Lächeln an, ... 2 Blafferte.
Heißt sie ihn einen losen Vogel, oder schlägt ihn mit dem Fächer . . 3 Blafferte.
Und läßt sie es gar zu, daß er ihr den Pälatin . .
O pfuy! das ist zu arg! das ist eine Sünde wider die Natur! Das soll sie nicht zulassen.

Ein **Mann**, welcher in seinen jüngern Jahren alle wollüstige Ausschweifungen begangen hat und dennoch so ungerecht ist, zu verlangen, daß die Person, die er zu seinem Weibe gewählt hat, tugendhafter gelebt habe, als er; der zahlt für die Ungerechtigkeit . . . . . . 4 fl.
und kann hernach behaupten, daß dergleichen Ausschweifungen, welche das weibliche Geschlecht unvermeidlich um ihren guten Namen bringen, den Mannspersonen anständig und ein Beweis sind, daß der Mensch, welcher sie begeht, zu leben weis.

Ein Mann, welcher so oft die Redlichkeit andrer Weiber verführt hat und nunmehr bey seiner Frau die Untreue nicht leiden will, die er sonst Galanterie nannte; der soll entweder sein verdientes Schicksal ruhig tragen und mit geschloßnen Augen Abrechnung halten, oder für eine jede dergleichen Jugendsünde . . 2 fl. Nachschuß geben und alsdann verlangen dürfen, daß ihm seine Frau diese gebüßten Ausschweifungen nicht wieder vergelte.

Eine **Frau**, welche ihrem Manne untreu ist und dabey sich schmeichelt, daß diejenigen, denen sie ihren guten Namen aufopfert, sie in ihrem Herzen wirklich hochachten und sie nicht für das halten, was sie in der That ist, die soll nur . . 1 fl.
und also halb so viel geben, als in dem vorstehenden

Sa-

Satze geordnet ist. Ich finde dieses um deswillen billig, weil gemeiniglich ein Frauenzimmer mehr verführt wird, als es selbst verführt und weil ihre Liebhaber, nach obgedachter Verordnung, zu ihrer Zeit auch büßen müssen.

Ich kenne Väter, welche von den wilden Unordnungen ihrer Jugend niemals lebhafter und scherzender reden, als in Gegenwart ihrer Kinder. Sie sind stolz auf ihre Thorheiten. Indem sie solche wieder erzählen, so empfinden sie alles dasjenige von neuem, was ihnen sonst ihre Ausschweifungen so angenehm machte. Sie vergehen sich wohl oft so weit, daß sie Umstände erdichten, um ihre jugendlichen Bosheiten recht witzig vorzustellen. Ihre Kinder hören begieriger auf diese Erzählungen, als auf das Märchen der Amme. Sie lachen ihrem Vater nach, der bey den niederträchtigsten Thorheiten zuerst lacht. Sie erwarten die Gelegenheit und die Jahre mit Ungeduld, wo es ihnen erlaubt ist, eben so lustig zu leben, wie sie es nennen, als ihr Herr Vater gelebt hat. Sie bekommen unvermerkt gegen alle Laster eine Hochachtung, da es die Laster ihres Vaters gewesen sind. *Es war freylich nicht recht, was ich that! Aber wie man nun ist, wenn man jung ist; Jugend hat Untugend!* Mit dieser Vermahnung schließt der unbesonnene Vater seine gefährliche Erzählungen, und lächelt ganz beruhigt darüber, daß er ein Thor gewesen ist. Der älteste Sohn vergißt bey dieser Erzählung alle tugendhafte Lehren, die ihm seine Mutter und sein Katechismus gegeben haben: er merkt sich nur diese, daß Jugend Untugend hat; und diese merkt er um deswillen am liebsten, weil er die beste Entschuldigung für alle keimende Bosheiten seines Herzens darinnen findet. Er hört, daß sein Vater schon

schon im zehnten Jahre ein leichtfertiger Schelm gewesen, und dem Kammermädchen der Mutter nachgeschlichen ist: nun schämt sich der würdige Sohn des Vaters, daß er noch nicht einmal in seinem eilften Jahre auf diesen artigen Einfall gekommen ist. Nur aus kindlichem Ehrgeize schleicht er auch dem Kammermädchen seiner Mutter nach, und gewöhnt sich spielend an eine Ausschweifung, die ihn mit der Zeit unglücklich macht. Ich führe hier nur ein einziges Exempel an. Mit dem Spiele, mit dem Trunke, mit der Begierde, andern ihr Vermögen abzuschwatzen, um seine Unordnungen unterhalten zu können, mit allen diesen Lastern hat es eine gleiche Bewandniß. Den ersten Trieb dazu empfindet der Sohn bey den lustigen Erzählungen des Vaters. Er ist von Natur boshafter, als sein Vater; die itzigen Zeiten sind für einen jungen Menschen verführender, als die damaligen Zeiten waren, in denen sein Vater noch als ein junger Thor lebte: ist es nunmehr wohl Wunder, wenn der Sohn in seinen schändlichen Unordnungen viel weiter ausschweift, als es der Vater gethan; wenn er sich von seiner Verirrung niemals wieder zurecht findet, wie sich doch der Vater gefunden hat; wenn dieser unglückliche Greis endlich den kläglichen Untergang seines Sohnes mit Schrecken ansehen, und dabey sich selbst die nagenden Vorwürfe machen muß, daß nur er durch die unbedachtsamen Erzählungen seiner jugendlichen Thorheiten sein Kind zur Bosheit gereizt habe, daß er selbst der Henker seines unglücklichen Sohns sey?

Weil eine dergleichen klägliche Erfahrung oft erst nach späten Jahren kömmt, und viele Aeltern sie nicht einmal erleben; so will ich versuchen, ob ich diesen traurigen Folgen durch meine Gedankensteuer vorbeugen kann.

Für eine jede Sünde ihrer Jugend, deren sie sich rühmen, erlegen sie 5 fl. — Und ist es nicht einmal wahr, daß sie diese Sünde begangen haben, wie es oft nicht wahr, und nur eine unbesonnene Eitelkeit ist, sich dergleichen zu rühmen; so geben sie diese Summe doppelt.

Für die schändliche Zufriedenheit, die diese alten Narren empfinden, daß sie Thoren gewesen sind, können sie weniger nicht geben, als 1 fl.

Wollen sie verlangen, daß ihre Kinder tugendhafter seyn sollen, als sie selbst gewesen sind; so erlegen sie 2 fl.

Finden sie, daß ihre Kinder in ihre Fußtapfen treten, und sind noch so ungerecht, darüber zu jammern, und mit einem albern: *Aber zu unsrer Zeit war es ganz anders!* die Schuld von sich weg und auf die verschlimmerten Zeiten zu schieben; so werden sie diese Eigenliebe nicht wohlfeiler, als mit 4 fl. büßen können.

Ich will sehen, wie weit ich mit dieser Taxe komme. Finde ich, daß sie noch zu schwach ist; so werde ich sie künftig erhöhen, und nach den verschiedenen Anmerkungen, die ich in einigen Familien machen werde, neue Taxen bestimmen.

Ich habe mir ein gewisses Haus auf dem Ringe zu F***t gemerkt, wo der Vater beym Kamine und die Mutter bey ihrem Nachttische alle Anstalten machen, ihre Kinder auf dergleichen Art zu verführen. Der Vater lacht über seine begangenen Thorheiten, bey einer Pfeife Tabak und in Gegenwart seines Sohnes so herzlich, daß ich große Ursache habe, zu befürchten, der Knabe werde gewiß im Hospitale sterben; und die Mutter buhlt vor ihrem Spiegel, in Gegenwart ihrer Tochter, so unvor-

sichtig

sichtig mit dem Buchhalter, daß ich schon im voraus den unglücklichen Mann herzlich bedaure, welcher dereinst verdammt ist, ihr Schwiegersohn zu werden. An diesem Hause will ich wahrnehmen, ob meine Vorschläge von einiger Wirksamkeit seyn werden. Sind sie es nicht; so will ich meine Streiche verdoppeln, und machen, daß man dieses Haus fliehen soll, wie man das Haus eines Mannes flieht, der an einer ansteckenden Seuche krank liegt.

Ein Frauenzimmer bürgerlichen Standes, welches für gut angesehen hat, ihr Geld an einen von Adel zu verheurathen, und welches sich doch dabey einbildet, daß ihre Schönheit und ihre Verdienste sie zur gnädigen Frau gemacht haben, giebt monatlich 10 fl. Es ist viel, und in der That scheint sie für ihre Thorheit allzu theuer zu büßen: aber es war schlechterdings nöthig, eine starke und so gar monatliche Lieferung anzuordnen, weil ich besorgt, ihr Vermögen werde binnen zwey Jahren zerstreut, and sie also weiter nicht im Stande seyn, die Steuer zu erlegen, wenn sie auch noch bey ihrer Armuth stolz genug bleiben möchte, zu glauben, daß ihre Wahl vernünftig gewesen wäre.

Ein Bürger ohne Erziehung und ohne Verdienste, der bey seinem und seiner Aeltern erwucherten Vermögen diejenigen mit Verachtung übersieht, welche Erziehung und Geburt, aber nur kein Geld haben; ein solcher Bürger ist bey seinem plumpen Stolze gemeiniglich eines der unerträglichsten Geschöpfe. Ich will ihm zween Vorschläge thun. Entweder, er soll denen von guter Geburt einen Theil seines Vermögens leihen, und dadurch das Recht behalten, zu glauben, daß er wesentliche Vorzüge vor ihnen habe; oder er soll die Erlaubniß, gegen Vor-

nehmere unbescheiden und gegen Geringere trotzig zu seyn, jährlich mit 20 fl. erkaufen. Ich glaube wohl, er wird den letzten Vorschlag wählen, weil er aus der Erfahrung hat, daß man nicht sicher genug ist, wenn man sich bereden läßt, Vornehmern zu leihen.

Es giebt Bürger, welche dem Vaterlande durch ihren Verstand, durch Tapferkeit und Fleiß so heilsame Dienste geleistet, daß ihre Versetzung in den Adelstand eine billige Belohnung, und zugleich für andre eine nützliche Aufmunterung ist, sich auf gleiche Art um ihr Vaterland verdient zu machen. Man hat sich schon oft Mühe gegeben, zu beweisen, daß ein solcher Mann, welcher durch seine eignen Verdienste den Vorzug erlangt, der erste Edelmann in seinem Hause zu seyn, mehr Achtung verdiene, als derjenige, welcher durch die Geburt der neunte Edelmann in seiner Familie, und also dieses Glück einem ganz ungefähren Zufalle, wenigstens seinen eignen Verdiensten nicht schuldig ist. Ungeachtet dieser gegründeten und so oft wiederholten Moral, lehrt doch die Erfahrung, daß die Neugeadelten gemeiniglich von jenen verachtet oder beneidet werden. Sie äußern diese unbillige Gesinnung öffentlich in Gesellschaften. Es sind nur zwo Ursachen, welche sie von dergleichen Beleidigung zurückhalten können: der Schutz des Prinzen, der die Verdienste dieser neuen Edelleute kennt; oder ihr Geld, welches, so neu es auch ist, denen von Adel doch immer angenehm und oft sehr unentbehrlich ist. Da ich sie nicht abhalten kann, so unbillig zu denken; so will ich doch wenigstens Anstalt machen, daß sie nicht umsonst ungerecht denken sollen. Dergleichen Edelleute von gutem Hause, aber ohne eigne Verdienste, sollen für jeden Ahnen, dessen sie nicht werth sind, und auf den sie doch so

gern

gern stolz seyn mögen, jährlich 2 fl. und für jede gute Eigenschaft, die ihnen fehlt, und die sie doch in Ansehung ihrer Ahnen und ihres Standes vorzüglich haben sollten, 3 fl. zahlen; und bevor sie diese Summe erlegt, kein Recht haben, auf Vorzüge stolz zu seyn, welche, als Vorzüge des blinden Glücks, auch der unedelsten Seele zufallen können.

Dergleichen Verachtung derer von guten Häusern gegen Neugeadelte ist bey aller dieser Unbilligkeit doch eher zu entschuldigen, als der ungeschickte Spott derer Bürger, welche jene für Ueberläufer ansehen. Je niedriger diese zu denken gewohnt sind, desto niederträchtiger sind auch ihre Urtheile über diejenigen, deren verdienstliche Eigenschaften so vorzüglich belohnt werden. Neid und Eigenliebe sind die wahren Quellen, aus denen diese feindliche Urtheilsprüche fließen. Ein jeder von ihnen glaubt, eben so viel Verdienste zu haben, und der Aufmerksamkeit des Prinzen eben so wohl würdig zu seyn. Da aber der Prinz sie nicht belohnt, und ihre Verdienste unbemerkt bleiben: so wollen sie wenigstens dadurch sich schadlos halten, daß sie andre zu bereden suchen, ihr belohnter Mitbürger sey der verständige, der tapfre, der fleißige Mann gar nicht, für den ihn der Prinz halte. Indem sie andern dieses so oft vorsagen, so fangen sie unvermerkt an, es selbst zu glauben, und haben gewisse ruhige Minuten, in denen sie froh sind, daß man ihnen diese Würde nicht angesonnen, vielmehr ihnen die Freyheit gelassen hat, als gute ehrliche Bürger, wie ihr Vater und Großvater waren, zu sterben. Aber diese ruhigen Minuten dauren nicht lange. Ihr eingeschläferter Hochmuth erwacht von neuem, und sie sehen mit neidischen Augen neue Fehler an dem Manne, dessen verliehe-

ner Rang ihnen, und noch mehr ihren Weibern, ein Gräuel ist.

Wenn ein solcher Mann jährlich 10 fl. entrichtet, so soll er die Erlaubniß haben, alles, was ich oben angeführt, im Ernste zu glauben. Es soll ihm vergönnt seyn, in seiner Tabaksgesellschaft stolz auf seinen Bauch zu schlagen, und beym Teufel zu schwören, daß er es nicht einmal annehmen würde, wenn man ihn auch aus einem alten Bürger zum neuen Edelmanne machen wollte. Und giebt er jährlich noch etwas, als ein freywilliges Geschenk, in meine Gedankenkasse; so soll es seiner Frau erlaubt seyn, sich von ihrem Ladenjungen **Ew. Gnaden** nennen zu lassen.

Da ich mich hier, wie ich hoffe, so billig und unparteyisch gezeigt habe; so wird man mir verzeihen, wenn ich von denjenigen noch ein Wort sage, welche bey ihrem angeerbten Vermögen eher nicht ruhig seyn können, als bis sie die Vorzüge des Adels an sich gekauft haben. Weil sie den gänzlichen Mangel andrer Verdienste dadurch eingestehen, daß sie diese Würde für Geld erhandeln; weil sie die Thorheit haben, sich derer zu schämen, die ihnen an Geburt gleich sind, und sich in die Gesellschaft derjenigen einzudrängen, die sich ihrer schämen müssen: so will ich beiden, ohne Erlegung einiger Taxe, die Erlaubniß zugestehen, über diesen ohne alle Verdienste erlangten, und nur durch baares Geld erhandelten Adel zu spotten. Aber dieser Eitle soll jährlich für sich und seine Nachkommen 50 fl. steuern. Und hat er so gar eine zahlreiche Familie, und dennoch so viel Vermögen nicht, daß ein jedes von seinen Kindern mit eben der Gemächlichkeit, wie er es vielleicht thut, den nöthigen Aufwand bey seinem neuen Range behaupten kann; so soll

er,

er, zur Bestrafung dieser Lieblosigkeit gegen seine unschuldigen Nachkommen, obige Summe doppelt erlegen, und dadurch das Recht erlangen, sich niemals mit den traurigen Gedanken zu beunruhigen, daß er durch seine eitle Thorheit bemittelte Bürgerskinder zu armen Edelleuten gemacht habe.

Die unerwarteten politischen Veränderungen sind oft für die größten Staatsmänner ein unauflösliches Räthsel. Man giebt sie gemeiniglich dem Eigensinne des Glücks Schuld. Es ist unrecht. Ich will so mitleidig seyn, und die Welt aus einem Irrthume reißen, der dem Glücke so nachtheilig ist.

Peter Hum ist Schuld daran! Peter Hum? Ja freylich! Dieser Mann, den die Welt nicht kennt, den so gar in der Stadt, worinnen er wohnt, nur wenige kennen, dieser Mann ist seit Karls des Sechsten Tode an allen Verwirrungen Schuld. Er residirt in einem sehr weitläuftigen und weichgepolsterten Großvaterstuhle, in welchem sein politischer Bauch von früh neun Uhr bis Abends um acht Uhr ausgestreckt liegt, und die ganze Welt regiert. Denn das muß man wissen, daß dieser Mann ganz Bauch ist, nur für seinen Bauch lebt, und mit dem Bauche denkt. Sein Vater, ein geschickter und vermögender Kaufmann, war über die unempfindliche Trägheit seines sich mästenden Sohnes sehr bekümmert. Er sann immer auf Mittel, ihn in Bewegung und Geschäffte zu bringen; aber alle seine guten Absichten wurden durch die weibische Verzärtelung seiner Mutter hintertrieben, welche ihrem einzigen Sohne nichts verstattete, als zu schlafen und sich zu füttern. Sie wußte, daß ihr Vermögen hinreichend genug seyn würde, ihn gemächlich zu nähren: sie konnte es daher nicht über ihr mütterliches Gewissen bringen, daß sie ihm einige Arbeit

oder Beschäfftigung hätte zulassen sollen, welche ihn an der Verdauung hindern können. In den wenigen Stunden, wo er nicht schlief, und nicht aß, mußte er neben ihr auf dem Kanapee sitzen, und ihr politische Zeitungen vorlesen, von welchen sie, in Ermangelung neuer Stadtzeitungen, eine besondre Liebhaberinn war. Sie freute sich über die große Fähigkeit ihres lieben Sohnes, welcher schon im funfzehnten Jahre vermögend war, ganz deutlich und vernehmlich zu lesen. Sie war gewohnt, alle Staats- und andre Neuigkeiten zu beurtheilen, und kraft ihrer Einsicht die politischen Fehler gekrönter Häupter eben so scharf zu tadeln, als die wirthschaftlichen Fehler ihrer Frau Gevatterinn. Diese vorwitzigen Urtheile gefielen ihrem feisten Jungen. Er plauderte von den politischen Händeln damaliger Zeiten so dreist und so dumm, wie seine wertheste Mama, welche vielmals über seinen frühzeitigen Verstand die bittersten Thränen vergoß, da sie nicht ohne Grund befürchtete, daß das kluge Kind unmöglich lange leben könnte. So war die bequeme Erziehung, welche ihm die Mutter gab, und über welche sich der Vater unendlich betrübte, ohne daß er im Stande gewesen wäre, dem Uebel abzuhelfen, weil er nur Vater war, die Mutter aber Europa und sein ganzes Haus regierte. Endlich traf er doch die glückliche Stunde, wo er ihr begreiflich machen konnte, daß es der Gesundheit und dem guten Namen ihres Sohnes sehr zuträglich seyn würde, wenn er auf Reisen gienge. Nach vielen ängstlichen Widersprüchen gab sie ihre Einwilligung darein, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß seine erste Reise weiter nicht, als nach Holland zu ihren Freunden, gehen sollte; so wie ein Vogel mit seiner jungen Brut aus dem Neste zuerst nur auf die nächsten Zweige flattert, wenn er sie gewöhnen will,

aus-

auszufliegen. Niemand, als die Mutter, war vermögend, ihren Sohn zu bereden, daß er sich diese Reise gefallen ließ. Er wußte wohl, daß er nirgends eine so liebe Mama, und nirgends ein so weiches Kanapee finden werde, als in dem väterlichen Hause. Endlich aber wälzte er sich doch aus seiner Mutter Schooße, und reiste von Münster bis nach Osnabrück, wo er bey seinen Freunden etliche Wochen ausruhete. Hier bekam er unvermuthet die Nachricht, daß sein Vater an einem Schlagflusse gestorben sey. Er kroch also ohne Verzug in das väterliche Haus zurück, nahm das hinterlaßne Vermögen in Besitz, streckte sich ruhig auf seinen Sopha, und übersah von diesem Posten, ohne sich um die Wirthschaft zu bekümmern, die er, nach dem Tode der Mutter, seine ehemalige Amme besorgen ließ, alle geheime Bewegungen der Potentaten, und überlegte mit seinem Markthelfer, in wie weit sie zu billigen wären, und dachte auf Vorschläge, sie zu hintertreiben, wenn sie seinen Absichten gefährlich zu seyn schienen. Seit dem Jahre 1740 ist er in großer Unruhe gewesen. Der Tod des Kaisers überraschte ihn zu geschwind, ehe er sich in gehörige Positur hatte setzen können. Anfänglich hielt er es mit den Franzosen; aber die Sache gieng zu weit, und weil sein Markthelfer einen Schwager unter den Husaren hatte, so schlug er sich zum Hause Oesterreich, und gab der Sache bald ein andres Ansehen. Der Aachner Friede ist gar nicht nach seinem Sinne; er hofft aber auch, ihn noch zu überleben. Persien hat er nun bald in Ordnung. Anfänglich wollte er, zur Ehre der christlichen Religion, den Prinz Heraklius auf den Thron bringen; da er aber von guter Hand erfuhr, daß derselbe der protestantischen Religion nicht zugethan sey, so schickte er ihn wieder nach Hause. Der König Theodor macht ihm viel Sorge. Er

möchte ihn, als seinen Landsmann, gern wieder auf den korsischen Thron bringen; nur kann er noch kein Mittel ausfinden, die Schulden desselben in England zu bezahlen. Er überlegt diese Sache mit seinem Barbier, den er in wichtigen Fällen zu Rathe zieht, wenn er es mit seinem Markthelfer nicht allein bestreiten kann.

Was soll ich mit diesem politischen Don Quixote machen? Weil er bey seiner Faulheit der Welt gar nichts nützt, so soll er doch wenigstens seine Staatsgedanken verzollen.

Für jeden feindlichen Einfall, den er in fremde Staaten thut, giebt er 5 fl.

Den Aachner Frieden soll er nicht wohlfeiler, als für 20 fl. brechen.

Für die asiatischen Händel zahlt er in Pausch und Bogen 50 fl.

Erfahre ich, wie ich es vermuthe, daß er mit den spanischen Küstenbewahrern unter einer Decke liegt; so soll er sich entweder zu den Engländern schlagen, oder jährlich für seine Kaperey 15 fl. erlegen.

So oft er an einem der europäischen Höfe einen Staatsfehler entdeckt, so soll er schuldig seyn, dieses Vergnügen über seine schlaue Einsicht mit 20 Stüvern zu lösen. Ich setze mit Fleiß keine große Summe; denn sonst würde ich ihn in kurzer Zeit an den Bettelstab bringen, da beynahe kein Posttag vergeht, wo er nicht einige dergleichen Fehler entdeckt.

Bringt er die Sache mit dem Könige Theodor nicht zu Stande; so soll er ein für allemal 10 fl. entrichten, und dafür die Erlaubniß haben, zu glauben, daß er gewiß zu seinem Zwecke gelangt seyn würde, wenn Theodor nicht selbst zu schläfrig gewesen wäre.

Ich will ihm erlauben, daß er sich zu dieser Gedankensteuer von seinem Markthelfer und dem Barbier einen Zuschuß geben lasse.

Es ist mir nahe gegangen, so oft ich an die Eifersucht gedacht habe, welche man an den meisten Orten zwischen den **Gelehrten** und den **Kaufleuten** wahrnimmt. Ich sage gar nichts neues, wenn ich behaupte, daß die Handlung das Leben eines Staats ist. Sie unterhält eine Menge von Menschen in Bewegung, welche den wichtigsten Theil der Unterthanen ausmachen. Hundert ämsige Familien haben ihr Brodt durch die Hand eines einzigen Kaufmanns, welcher in seiner Schreibstube die Korrespondenz führt. Dieses nützliche Mitglied des gemeinen Wesens sorgt für unsere Bequemlichkeit, und bringt uns mit den entferntesten Gegenden der Welt in die genaueste Verbindung, ohne daß wir es merken, und ohne daß wir nöthig haben, etwas weiter zu thun, als ihm einen geringen Vortheil für seine Mühe zu gönnen. Wie viel Sachen würden wir entbehren müssen, welche die Gewohnheit, die Bequemlichkeit, und, wenn ich es sagen darf, unsre Wollust unentbehrlich gemacht haben? Ohne die Handlung würden wir genöthigt seyn, uns mit der Armuth unsers Vaterlandes kümmerlich zu behelfen, anstatt daß wir uns nunmehr den Ueberfluß der entferntesten Himmelsgegenden eigen machen. Der Gelehrte sieht dieses; er läßt sich den Vortheil gefallen, und verachtet in seinem Herzen den Mann, der sein Leben und seine Bequemlichkeit daran gewagt, uns so viele Bequemlichkeit des Lebens zu verschaffen. : : : Aber dieser Mann weis doch nichts von dem unendlich Theilbaren, nichts von Mitteln und Zwecken, nichts von dem Satze des Widerspruchs, nichts von Cirkulirung des Geblüts,

blüts, von seinen eignen Muskeln nichts. Er ißt, und weis nicht, wie er verdaut; er trinkt, und weis nicht, wie dieser Trank sich in so verschiedne Säfte verwandelt. Er wird nach Italien reisen, ohne den Besuv zu besehen, und ohne in Rom nach der Gegend zu fragen, in welcher das Haus des Cicero gestanden hat. Er wird sich die Schätze von Florenz zeigen lassen; aber nicht den Kodex. Er kennt die Levante, und weis nicht, wo Troja gelegen hat. Xanthus ist ihm ein fremder Name: aber wo die Wolga fließt, das weis er wohl. . . . Ich gebe das alles zu. Aber schadet die Unwissenheit dieses Mannes dem Vaterlande so viel, als sein Fleiß ihm nützt? Er weis vieles nicht, es ist wahr; aber er weis Geld zu verdienen: eine Kunst, um welcher willen wir Gelehrte Tag und Nacht Quartanten lesen und Folianten schreiben, und doch oft in einem ganzen Jahre mit unserm Griechischen und Lateine so viel nicht verdienen, als der Kaufmann in einem Tage durch Provision verdient. Da der Kaufmann und der Gelehrte einerley Absichten, und doch nicht einerley Wege haben, zu dieser Absicht zu gelangen; so ist es mir immer unbegreiflich gewesen, wie es kommen müsse, daß sie sich unter einander anfeinden; und noch unbegreiflicher ist es mir, warum der Gelehrte den Kaufmann verachtet, da er sieht, daß dieser in Erlangung seiner Absichten viel glücklicher und geschwinder ist, und es immer höher bringt, als er. Ich wünschte wohl, daß die Gelehrten hierinnen billiger urtheilen möchten. Derjenige, welcher gut rechnet, und der, welcher gut denkt, sind beide dem Vaterlande unentbehrlich. Darf ich es wagen, meine Gedanken hiervon zu eröffnen? Ist nicht der Hochmuth unsrer Gelehrten, und folglich ihre Pedanterey, Schuld an der stolzen Miene, die sie dem Kaufmanne machen?

Ich werde diesen Satz bey meiner Gedankensteuer zum Grunde legen.

Ein Gelehrter, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß sein Handel mit neuen Wahrheiten wichtiger und dem Vaterlande nützlicher sey, als der Handel eines Kaufmanns mit Waaren aus inländischen Manufakturen, der soll sich dieses Recht jährlich mit 2 fl. erkaufen.

Hält ein Mann sich um deswillen für gelehrt, weil er eine weitläuftige Kenntniß von alten Münzen besitzt, und will er die Freyheit haben, den Kaufmann, weil er alles dieses nicht weis, als einen Idioten zu verachten, ob dieser gleich zu seinem bessern Vortheile den Wechselcours und die Agiorechnung gründlicher versteht; so muß er für diese Freyheit geben 1 fl.

Will ihm der Philosoph vorwerfen, daß er nichts verstehe, da er nichts vom Satze des Widerspruchs und andern tiefsinnigen Gaukeleyen weis, die mancher Philosoph selbst nicht versteht, so soll er entweder 3 fl. entrichten, oder sich im Komtoir des Kaufmanns seine philosophischen Wahrheiten vom Widerspruche, vom Unendlichtheilbaren, von Mitteln und Zwecken praktisch lehren lassen, die der Kaufmann immer am besten versteht und am nützlichsten ausübt, ohne zu wissen, daß sie dergleichen zaubermäßige Namen haben.

Der Kaufmann weis vielleicht nicht, wie sein Magen die Austern verdaut und in was für Säfte sich der ungarische Wein zertheilt, den er trinkt; aber ich glaube, er wird lieber in dieser Unwissenheit bleiben, als an der sparsamen Tafel seines Arztes eine Gelehrsamkeit erlangen wollen, welche so narrhaft bey weitem nicht ist, als seine bisherige Ungelehrsamkeit, bey der es ihm wohl-

ge-

geschmeckt hat. Ich will hier zween Vorschläge thun: Entweder der Gelehrte soll an dem leckerhaften Ueberflusse der Tafel seines Kaufmanns Antheil nehmen und, so oft er von Tische aufsteht, bekennen, daß dieser Ungelehrte gründlicher speist, wenn auch er gründlicher denkt; oder wofern, wie ich fast glaube, dieses seinem gelehrten Ehrgeize zu empfindlich wäre, so soll er jährlich zu meiner Kasse entrichten 4 fl. und sodann befugt seyn, zu glauben, daß es weit anständiger sey, zu hungern und doch zu wissen, wie man verdaut, als bey dem Ueberflusse der Mahlzeit aufgeräumt und fett zu werden, ohne zu wissen, wie beides zugehe.

Ich bin überzeugt, daß mir diese Stelle von den Verdiensten der Kaufleute bey vielen Gelehrten eine verdrießliche Miene und in vielen Schreibestuben einen lauten Beyfall zuwege bringen wird. Ich will hoffen, daß ich diesen durch das, was ich itzt sagen will, nicht wieder verlieren werde.

So unerträglich mir der Stolz einiger Gelehrten ist, welche den Handelsmann unendlich tief unter sich zu seyn glauben; so unerträglich und noch weit abgeschmackter ist der pöbelhafte Hochmuth einiger Kaufleute, welche die wesentlichen Vorzüge eines Menschen vor andern Geschöpfen nur in der Geschicklichkeit suchen, Reichthümer zu sammeln; welche diejenigen ihrer Achtung nicht würdig schätzen, deren Beruf es ist, mehr für die Ausarbeitung der Seele, als für die Füllung des Beutels zu sorgen; mit einem Worte, welche alle Gelehrte anders nicht ansehen, als ihren Informator. Diese wuchernden Kreaturen, welche nicht weiter denken, als sie rechnen können, sollten überlegen, daß sie nicht einmal rechnen könnten, wenn nicht der Gelehrte diese Kunst zu der gegenwärtigen Vollkommenheit gebracht

bracht hätte. Ohne die Entdeckung der Gelehrten würden die Kaufleute Batavia und Brasilien nicht zu finden wissen; und bey allen Reichthümern, die der Kaufmann gerechter, oder auch ungerechter Weise zusammen gescharrt hat, kann er nicht glücklich seyn, wenn er nicht denkt, wie der Philosoph.

Ich will versuchen, ob ich diesen Unbilligkeiten durch meine Gedankensteuer Einhalt thun kann. Vielleicht erhalte ich hier meinen Endzweck eher, als bey den Gelehrten, da die Gelehrten immer hartnäckiger sind und lieber den letzten Groschen hingeben, als gestehen, daß sie Unrecht haben; viele Kaufleute aber alles einräumen, was man von ihnen verlangt, wenn man nur kein Geld verlangt.

Ein Kaufmann, welcher glauben will, das edelste Geschöpf unter der Sonne sey dasjenige, welches weder ißt, noch trinkt, noch schläft, von wahrer Liebe, von wahrer Freundschaft, von Geselligkeit nichts weis, ausser der Rechenkunst alle Künste verachtet, aber welches anstatt dessen Reichthümer sammelt; ein Kaufmann, der dieses glauben will, der soll alle Jahre zehn pro Cent von demjenigen abgeben, was er durch Bevortheilung und dergleichen ungerechte Wege erbeutet. Das wird meiner Kasse erstaunende Summen einbringen. Denn ein Kaufmann, der im Stande ist, so niederträchtig zu denken, dem ist auch kein Mittel niederträchtig genug, reich zu werden. Ich kenne zwey gute Häuser, eines in Maynz, das andre in Straßburg, von denen ich durch diesen Satz jährlich wenigstens drey tausend Gulden zu heben hoffe.

Ein Kaufmann, welcher von allen schönen Wissenschaften ein so unwissender Feind ist, daß er die Ko-

sten

ßen scheut, seinem einzigen Sohne eine anständige Erziehung zu geben und ihn noch etwas mehr lehren zu lassen, als was zum Buchhalter gehört, der soll jährlich geben 100 fl. - Es ist eine ziemlich große Summe, ich läugne es nicht; aber er ist auch ein großer Narr, da er seinem Sohne auf diese Art alle Mittel benimmt, das bereits erworbene Vermögen vernünftig zu genießen, und da er ihn verdammt, in seinem ganzen Leben weiter nichts zu thun, als Geld zu sammeln und es auch nicht zu nutzen.

Glaubt ein Kaufmann, seine todten Reichthümer, die er für sich selbst sorgfältig verschließt, wären vermögend genug, ihm die Hochachtung der Vernünftigen, die zärtliche Liebe seiner Kinder und die segnenden Wünsche der Armen zuwege zu bringen; so soll er sich mit der Vorstellung eines solchen Glücks, das nur vernünftigen Reichen gehört, nicht länger schmeicheln, oder, wenn er es doch thun will, jährlich 200 fl. beysteuern; und alsdann soll kein Mensch befugt seyn, ihm zu entdecken, daß er seinen vernünftigen Mitbürgern lächerlich und verächtlich ist, daß seine Kinder mit ungeduldiger Sehnsucht auf seinen Tod warten, daß die Armen, die er Noth leiden läßt und denen er wohl nicht einmal das Schuldige bezahlt, ihn in ihrem bekümmerten Herzen und öffentlich verfluchen, und daß alle Patrioten dem Vaterlande zum Besten wünschen, daß er sich noch heuer über seiner Kasse aufhängen möge.

Dieses wäre also ein kurzer Entwurf von dem, was ich zur Abstellung der Eifersucht zwischen den Gelehrten und den Kaufleuten bey meiner Gedankensteuer anzuordnen gedenke. Ich will dadurch entweder der

Ver-

Verachtung und den unbilligen Vorurtheilen beider Theile gegen einander vorbeugen; oder, wenn dieses ja nicht möglich seyn wollte, so hoffe ich doch wenigstens dadurch für das Vaterland einigen Nutzen von ihrer unverbesserlichen Thorheit zu ziehen.

Von dieser Klasse allein werde ich in Deutschland und in den Niederlanden jährlich so ansehnliche Summen heben, daß ich einen großen Theil meiner wohlthätigen Ausgaben damit zu bestreiten, und nach dem Plane, den ich im Eingange dieses Projekts geäußert, wenigstens ein paar tausend schwärmende Freygeister und noch etliche verhungerte Goldmacher zu füttern im Stande bin.

Aus Engelland verspreche ich mir wenig Vortheil, wenn auch schon dieser Artikel daselbst angenommen werden sollte. Denn bey den Engelländern ist der Kaufmann ehrgeizig genug, sich den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und der Gelehrte niemals beredter und witziger, als wenn er auf die Vorzüge und nützlichen Verdienste der Kaufleute zu reden kommt.

Auch in Frankfurt und in Hannover hat man diese engelländische Art zu denken in etlichen Häusern zugleich mit dem Roastbeef angenommen.

Auf meiner letzten Reise nach Leipzig habe ich das unerwartete Vergnügen gehabt, viele Familien kennen zu lernen, wo schon die Väter so billig gedacht hatten. Ja, es behauptete so gar in öffentlicher Gesellschaft ein alter bemittelter Banquier: Der Kaufmann belohne sich selbst durch seinen eignen Fleiß; aber Gelehrte müsse man durch Hochachtung und Belohnung aufmuntern, da sie gemeiniglich

erst von der Nachwelt belohnt würden. Ein Kaufmann, der diese Pflicht versäume, sey des Vermögens unwürdig, das sein Fleiß erworben habe. Ich freute mich über diese großmüthigen Gedanken, und war dafür so erkenntlich, daß ich diesem rechtschaffnen Patrioten die Warnung ins Ohr sagte: Er möchte es ja nicht wagen, eine solche Meynung in . . zu äußern, weil er dadurch auf dem ganzen Platze seinen Kredit verlieren würde.

Ich werde mich bey diesem Artikel von den Gelehrten noch etwas länger aufhalten. Die Materie ist unerschöpflich.

Wenn es in andern Kreisen so ist, wie bey uns; so wimmelt Deutschland von lächerlichen Geschöpfen, welche sich unter einander Gelehrte nennen und doch auf diesen so ansehnlichen Titel gar keinen Anspruch weiter haben, als diesen, daß sie keine Handwerksleute sind. Bisher hat man immer geglaubt, daß diese Leute dem Lande, wo nicht zur Last, doch wenigstens unnütze wären. Ich aber bin dieser Meynung niemals gewesen; denn ich habe nachgerechnet, daß allein in . . . die Accise jährlich neun hundert bis tausend Gulden, nur von Papier, Federn und Dintenpulver gewinnt, welche daselbst konsumirt werden.

Desto mehr freue ich mich, da ich eine Gelegenheit habe, diesen so genannten Gelehrten ein Mittel an die Hand zu geben, wodurch sie sich von allem Vorwurfe befreyen und der Welt zeigen können, wie nützlich sie einem Lande sind. Wenigstens zur Kontribution sind sie vortreflich zu gebrauchen; ein Beweis, daß in der Welt nichts so schlecht und geringe sey, es sey wenigstens zu etwas gut.

Ich

Ich will ihrentwegen einen Vorschlag thun, und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht alle mit dem offnen Beutel in der Hand gelaufen kommen sollten, um ihre Schatzung zu entrichten.

Von den Gelehrten, die sich Dichter, die aber Vernünftige nur Schmierer und, wenn sie recht glimpflich urtheilen, Gratulanten nennen, will ich anfangen, da sie selbst gemeiniglich von sich und ihren Schriften zuerst anfangen. Denn nach derjenigen Rangordnung, welche diese Herren auf dem Parnasse eingeführt haben, kommen sie unmittelbar nach den Halbgöttern. Ja, man hat die Anmerkung gemacht: Je schlechter ein Poet ist, desto höher ist auch der Rang, dessen er sich über andre anmaßt. Um mich bey diesen verewigenden Reimern einzuschmeicheln, sollen sie unter meinen Gelehrten die ersten seyn, die ich in das Schatzungsregister bringe.

Diejenigen Dichter, welchen die Kritik diesen Titel zugesteht, mag ich nicht einmal schätzen; es würde die Mühe nicht verlohnen. Legte ich auch einen jeden mit zwanzig Gulden an, so würden doch kaum zwey hundert Gulden heraus kommen. Was will das sagen? Und auch diese wenige würden zu furchtsam seyn, es zu gestehen, daß sie wirklich gute Poeten sind. Denn das ist immer der Fehler von guten Dichtern, daß sie es am wenigsten glauben, und bey dem verdienten Lobe, das ihnen andre geben, noch immer schüchtern bleiben, und es eher für eine Schmeicheley, als für ein verdientes Lob halten. Diese wenige mögen frey bleiben, da ich sie ohnedem nach meinem ersten Entwurfe nicht füglich zu meiner Gedankensteuer ziehen kann, als welche den Kontribuenten ein Recht geben soll, sich das zu

dünken, was sie nicht sind; und da Dichter von dieser Gattung immer, wie gesagt, weniger von sich denken, als sie zu denken wohl befugt wären.

Es giebt noch tausend andre, welche diesen Mangel reichlich ersetzen, und welche von sich selbst so viel unverdiente gute Einbildung haben, daß sie die Erlaubniß dazu nicht theuer genug lösen können.

Keiner von ihnen soll künftig das Recht haben, sich des Titels eines unsterblichen Dichters anzumaßen, wenn er nicht seinen Lorber mit 5 fl. löst.

Die Anzahl dieser Dichter hat sich im vorigen Jahre in Ober- und Niedersachsen auf sechstausend fünfhundert und sechs und achtzig Stück belaufen, worunter diejenigen nicht einmal gerechnet sind, welche dann und wann noch ein leidliches Gedicht machen. Dieses trägt, richtig gerechnet, in einem Jahre . . 32930 fl.

Wer diese 5 fl. erlegt hat, und bey den Kunstrichtern gehörige Quittung vorzeigt, dem soll niemand den Titel eines göttlichen Poeten absprechen, bey Strafe von 10 Goldgülden Rheinisch.

Wer von ihnen die Gewalt haben will, andre mit Vorlesung seiner Gedichte zu quälen, der muß diese Gewalt mit Geld erkaufen. Es ist billig, daß die Angst, welche einzelne Personen dabey ausstehen, dem ganzen Lande zu gute komme. Umsonst wenigstens können sie nicht verlangen, daß man ihnen zuhöre. Für das erste Vorlesen zahlen sie 2 Stüber; für das zweyte 4 Stüber, und für die dritte Wiederholung 8 Stüber. Oefter dürfen sie es nicht thun. Die Zuhörer würden es in die Länge nicht ausstehen können; und es ist doch gleichwohl billig, daß man bey einer öffentlichen Anlage mit darauf sehe, daß wegen des gemeinen Besten einzelne Unterthanen

nen nicht ganz ruinirt werden. Weil nun vermöge der Erfahrung alle schlechte Poeten ihre Schriften wenigstens dreymal vorlesen, so beträgt diese Anlage . 14 Stüber.

Und da, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, ein jeder schlechter Poet das Jahr über zum wenigsten dreyhundert und fünf und sechzig elende Gedichte verfertigt; so kömmt eine ansehnliche Summe heraus.

Alle Poeten, die über sechzig Jahre sind, zahlen diese Taxe doppelt; denn unter allen sind sie am unerträglichsten.

Wer 30 Stüber zahlt, soll befugt seyn, die Leute auf der Gasse anzufallen, und ihnen vorzulesen.

Alle Poeten behalten die natürliche Freyheit, ihre Arbeiten, wenn sie ganz allein sind, laut zu lesen, so oft sie wollen. Sie dürfen auch darüber lachen, ohne einen Deut Kontribution zu entrichten. Doch ist wohl zu merken: wenn sie dieses thun, so müssen ihre Stuben abgelegen, und die Vorhänge fest zugezogen seyn, damit niemand von der Nachbarschaft dadurch geärgert werde.

Die Dichter, welche mit dem Weihrauche unter dem Volke herumgehen, und ihren Segen Bekannten und Unbekannten ertheilen, werden es nicht unbillig finden, daß sie auch einen Beytrag geben. Sie wünschen den Leuten beständig Gutes; nun mögen sie ihnen auch einmal Gutes thun. Ich will nicht so lieblos seyn, wie die Kunstrichter, welche diese gratulirenden Insekten lieber gar vom Parnasse vertilgen möchten, und sie mit ihren schönen Spielwerken und bunten Raritäten nicht einmal in den stillen Morästen des Parnasses ruhig quaken lassen. Desto billiger will ich seyn, da ich überzeugt bin,

daß die Natur nicht einmal den verachtetsten Wurm umsonst schafft, geschweige einen Gratulanten. Wie gesagt, ich will es billig mit ihnen machen; und ich erwarte auf meinen Geburtstag, welcher der dreyzehnte Oktober seyn wird, die gereimte Danksagung dafür.

Hier ist meine Taxe. Und wenn ich selbst ein Gratulant wäre, so könnte ich die Preiße nicht leidlicher setzen.

Ein Mäcenat. Wer diesen in seinen Versen braucht, giebt . . . . 1 Stüber.

Gepriesner Mäcenat . 2 Stüber.

Saiten, Leyer, Rohr, für jedes 2 Deut.

Ein Haberrohr, eben so viel . . . .

Beschwörung der Alten . 1 Schilling.

Und wer den Achill bannt, zahlt 2 Schillinge.

Ein Gott durch die Bank . 1 Stüber.

aber Apoll geht umsonst mit darein.

Fama, nachdem sie stark oder schwach bläst, ... ½ Stüber.

oder auch . . . . 1 Stüber.

Blitz, Hagel, Donner, oder andre Meteoren werden geschätzt auf . 1 Deut.

Ist die Dosis gar zu stark, so zahlt der Dichter . . . 4 Deut.

Der Zeiten Zahn zu wetzen . 1 Deut.

Liebesgötter und Grazien werden in dem Preiße bezahlt, wie die Götter überhaupt.

Wenn die Grazien wiegen müssen, kostet es . . . . 1 Fettmännchen.

Flohr, Boy, Cypressen, wenn sie zu der Leiche eines Handwerksmannes gebraucht werden, kosten . 1 Stüber.

Sind

Sind sie aber für eine Standesperson, nur , , , , ½ Stüber.

Ein Wortspiel auf den Namen desjenigen, den der Gratulant besingt, kostet billig , , , , 1 Schilling; und es ist nicht zu viel; denn in der That ist das Wortspiel gemeiniglich das Hauptwerk vom Gedichte.

Nach diesen Preißen werden die übrigen Taxen gar leicht festzusetzen seyn.

Nun mache man einmal den Ueberschlag auf folgende Art: Unter 6586 elenden Dichtern sind wenigstens 4000 Gratulanten. In einem Jahre haben die Mäcenaten in Ober- und Niedersachsen, ich will nur wenig sagen,

10000 Geburtstage,
20000 Namenstage. Hierzu kommen:
1000 Hochzeiten angefähr,
2000 Leichen, und
3000 außerordentliche Begebenheiten, die nothwendig besungen werden müssen. In einem jeden Liede, welches der Nachwelt angestimmt wird, kommen wenigstens 30 Stücke vor, die taxmäßig sind. Dieses beträgt nach einem Ueberschlage, den ich sehr sorgfältig gemacht habe,

, , 105426 fl. , 1½ Stüber ,

saluo errore calculi. Man kann mir nachrechnen, so wird man finden, daß die Summe richtig ist. Unter diese Gedichte muß der Gedankenkontributionseinnehmer pflichtmäßig attestiren, daß die Taxe ohne Reste, in guten gangbaren Münzsorten erlegt sey; und alsdann hat der Verfasser die Erlaubniß, sich mit der Unsterblichkeit zu schmeicheln; kein Mensch soll sich unterstehen, ihn ei-

ken elenden Reimer zu nennen, und niemand von der Gesellschaft soll, bey schwerer Pön, und bey Strafe, das ganze Gedicht siebenmal durchzulesen, befugt seyn, in das geistvolle Karmen eher, als nach völlig aufgehobner Tafel, Konfekt zu wickeln.

Da die arkadischen Dichter sich nur mit Klee und Milch behelfen; so wird ihnen das Geld ohnedem nichts nütze seyn, und desto eher können sie einen Beytrag geben. Zu Vermeidung aller Streitigkeiten will ich auch den vornehmsten Hausrath eines Schäferdichters taxiren.

Eine beperlte Flur . . .	½ Stüver.
Krystallene Bäche . . .	¾ Stüver.
Wer in eine Buche den Namen schneidet, giebt nach dem Holzmandate, ein altes Schock; thut nach unsrer Münze . . .	6½ Schillinge.
Eine Heerde Lämmer . .	1 Stüver.
Ein Bock . . .	1 Deut.
Ein Bock mit Glocken . .	2 Deute.
Hylax	4 Deute.
Käse, Milch und Butter wird um den gewöhnlichen Markpreis bezahlt.	
Kofent ist steuerfrey.	
Phyllis	½ Schilling.
Eine grausame unerbittliche Phyllis	1 Schilling.
Giebt Phyllis dem Myrtill eine Ohrfeige, so zahlt der Dichter für ihre Grobheit . . .	2 fl.
Erhängt sich Myrtill . .	3 Schillinge.
Ein Schäferbengel, ein Limmel, wird unter den Bauern in Arkadien gebüßt mit . . .	1 fl.

unsre

unsre gesitteten Schäferdichter können es also auch nicht wohlfeiler verlangen.

Wer sich diesen leidlichen Taxen unterwirft, dem gebe ich die Erlaubniß, zu glauben, daß sein Schäfergedicht witzig, artig und schalkhaft sey. Er soll niemals an den Virgil und Fontenelle gedenken, ohne mit der beruhigenden Zufriedenheit eines elenden Poeten über die unendlichen Vorzüge, die er vor jenen hat, beyfällig zu lächeln. Mit einem Worte: kraft dieser erlegten Gedankensteuer soll er der göttlichste Dichter in Ober- und Niedersachsen seyn, da er außerdem freylich der unsinnigste Narr in ganz Arkadien seyn würde.

Da gegenwärtige Abhandlung nur eine vorläufige Probe von dem Tarife seyn soll, welchen ich künftig wegen dieser Gedankensteuer bekannt machen will, wofern mein Vorschlag den gehofften Beyfall finden sollte; so werde ich für itzt nicht nöthig haben, die übrigen Arten der Gedichte auf eben diese Weise zu taxiren. Im Vorbeygehen will ich nur erinnern, daß in einem Trauerspiele

ein O! . . .	2 Stüver,
ein Ach! . . .	2 Stüver,
ein O! und Ach! zusammen .	4 Stüver,
ein O! ihr Götter! .	6 Stüver,
ein Dolchstich . .	1 Schilling,
und ein jeder matter Gedanke	1 Deut,

kosten solle. Und wer ein gar zu elendes Trauerspiel verfertigt, wenn es auch schon nach allen Regeln des Aristoteles elend wäre, der soll es entweder in seinem eignen Kamine verbrennen; oder, wenn er doch so hartnäckig ist, es öffentlich aufführen zu lassen, so soll er dem Publico pro redimenda vexa . 5 fl. erlegen, die ich zu

meiner Gedankensteuer nehmen, und sodann auf meine Kosten die öffentliche Kritik veranlassen will: Daß wir nunmehr in unserm Vaterlande endlich einmal auch ein Original haben, welches wir unsern stolzen Nachbarn entgegensetzen können.

Bey den Lustspielen werde ich mich schon etwas länger aufhalten müssen. Da der Verfasser und die Komödianten mit den artigen Unfläterenyen den meisten Beyfall und das meiste Geld verdienen; so werde ich wohl auf diese die stärkste Taxe legen. Ich werde aber einen sehr sorgfältigen Unterschied zwischen den witzigen Zoten des Dichters, zwischen dem zweydeutigen Schwunge, den die Mienen, die Aussprache, und besonders die Stellung des Frauenzimmers, welches die Rolle hat, einem oft gleichgültigen Ausdrucke geben, und endlich zwischen den unflätigen Auslegungen machen, welche der Parterrepöbel (denn auch in Deutschland giebt es auf dem Parterre viel witzigen und angesehenen Pöbel,) bey einer Stelle macht, die weder der Dichter unvorsichtig gedacht, noch der Komödiant leichtsinnig vorgestellt hat.

Wegen unsrer höhern Gedichte bin ich bey mir selbst noch sehr unschlüßig. Ich weis in der That noch nicht, wodurch ich am meisten verdienen werde: Ob durch das hoch am Olympe dahin ertönende Brüllen der Donner einiger unglücklichen Nachahmer des Hexameters; oder durch die glänzende Sonne und liebliche Wonne unsrer kriechenden Reimer. Ich will die Sache überlegen.

Weil meine patriotische Vorsorge sich auf alle Arten des Witzes erstreckt; so kann man wohl glauben, daß ich auch für diejenigen sorge, welche in den übrigen

Arten

Arten der Gedichte unsterblich werden wollen, ob man gleich einem ehrlichen Manne nicht einmal ihre Prosa zu lesen ansinnen darf. Ich gebe ihnen mein Wort: Sie sollen in Gesellschaften alle Vorzüge eines wahren Dichters haben; aber freylich, für baares Geld, denn ohne dieses können sie unmöglich verlangen, erträglich zu seyn.

Noch ein Paar Worte will ich von den andern Arten der Skribenten sagen, welchen ich durch meine Taxen das Recht gebe, sich unter die Gelehrten zu mengen, ob ihnen gleich die Welt, die Kunstrichter, und vielmals ihr eignes Gewissen sagen, daß sie in diese ehrwürdige Zunft nicht gehören.

Ich habe an verschiednen meiner Landsleute *) wahrgenommen, daß ihr Witz und ihr Verstand mit den reifenden Jahren auf eben die Art abnimmt, wie er in andern Gegenden Deutschlands, und, wie ich vermuthe, in der ganzen Welt zunimmt. Wo das herkommen mag, weis ich nicht; daß es aber in der That so ist, lehrt mich die Erfahrung alle Messen. Ich habe weise Knaben kennen lernen, welche in ihrem sechzehnten Jahre, durch verschiedne Blätter in moralischem Formate, strenge und einsehende Sittenrichter der Welt waren; und im dreyssigsten Jahre waren sie kaum noch geschickt, einen Winkelschulmeister abzugeben. Andere verfochten schon im funfzehnten Jahre das Ansehen und die Wahrheiten ihrer Kirche mit einer heiligen Wut, die man kaum von ihren Vätern, so gern auch diese verketzerten, erwartete; und zum großen Unglück unsrer Kirche waren sie in ihrem vierzigsten Jahre so unwissend, daß man ihnen kaum mit

*) Daran dürfen wir unsre Leser nicht mehr erinnern, in welchem Lande Herr Anton Pansa dieses schreibt.

mit gutem Gewissen eine Heerde Bauern anvertrauen konnte. Ich habe einen Vetter gehabt, der in seinen ersten Universitätsjahren neue Lesarten in den Pandekten erfand, und in dem Justinianus Schnitzer wies; aber was nahm es für ein Ende? Sein Verstand hatte sich übertrieben, wie eine frühzeitige Frucht, welche welkt, wenn sie reifen soll. Je älter er ward, je weniger verstand er; und itzt ist er in seinem funfzigsten Jahre Pedell in Duisburg. Mit der Poesie ist es eben so. Unsre witzigen Kinder fangen mit Heldengedichten an, und hören mit Sinngedichten auf.

Ich habe keine Hoffnung, diese jungen Greise zu bessern, wenn ich ihnen gleich aus unwidersprechlichen Gründen darthun wollte, daß sie gewiß länger verständig seyn würden, wenn sie etwas später anfiengen, witzig zu seyn, und daß die Behutsamkeit, sich in der ersten Jugend nicht allzu geschwind zu verewigen, das sicherste Mittel eines Schriftstellers sey, sich nicht zu überleben. Alles dieses würde ich ihnen sagen, und würde es ihnen beweisen; aber die guten Kinder sind gar zu scharfsinnig, als daß sie es einsehen, und gar zu gelehrt, als daß sie es verstehen sollten. Sie möchten weinen, wenn ich ihnen ihre Puppe nähme. Ich will sie ihnen also lassen, und ich will ihnen so gar die Freyheit lassen, zu glauben, daß sie erfahrne, belesne, scharfsinnige, geistvolle . . . ich weis nicht alles, was sie seyn wollen? mit einem Worte: sie sollen die Erlaubniß haben, zu glauben, daß sie in der That das sind, was sie gewiß nicht sind. Aber, meine Kinder, umsonst kann ich Ihnen eine solche Thorheit nicht verstatten. Sie müssen mir für diese Erlaubniß etwas zu meiner Gedankensteuer beytragen. Viel will ich von Ihnen nicht nehmen, weil Sie größtentheils

noch

noch unmündig, und außer dem, was Ihnen Ihr mildthätiger Verleger großmüthig zuwirft, noch nicht Herren über Ihr Vermögen sind; aber gar umsonst können Sie es auch gewiß nicht verlangen. Und wenn Ihnen auch die Taxe ein wenig zu hoch vorkäme; so dürfen Sie ja nur bedenken, daß dergleichen Abgaben nicht lange, und nicht viel länger, als zehn Jahre, dauern. Denn, wer in seinem zwanzigsten Jahre ein unsterblicher Autor in Quart ist, der ist gemeiniglich im dreyßigsten Jahre Korrektor in einer Druckerey, und also von dieser Auflage befreyt.

So soll, zum Exempel, ein moralischer Knabe, welcher nur vor ein Paar Jahren noch am Kinderzaume lief, und itzt schon die Welt lehrt, wie sie auf dem Wege der Tugend wandeln solle, für das Vergnügen, ein lehrreicher Skribent zu heißen, in meine Kasse geben . . ½ fl.

Ist er in seinen Schriften satyrisch und macht die Welt lächerlich; so giebt er doppelt so viel.

Diese beiden Sätze verstehen sich nur von dem Falle, wenn unser Autor noch so billig ist, und es bey Versuchen und Glückwünschungsschreiben auf den Geburtstag seines Herrn Vaters, oder auf den Namenstag seines Onkels, oder auf andre dergleichen Familienfeyer bewenden läßt. In diesen Fällen erlaube ich ihm, für diesen Preiß sich einer Arbeit und des damit verknüpften Titels anzumaßen, der sonst nur Männern gehört, welche schon seit vielen Jahren gewohnt sind, zu denken, welche die große Welt, und also mehr Leute kennen, als ihre Mütter und ihre lieben Ammen. Wagt sich aber unser schreibender Knabe weiter, und sucht seine Stadt mit moralischen Wochenblättern heim; so muß er wö-

chent-

chentlich geben 4 Schill. Dieses giebt er so lange, bis er sich barbieren läßt. Damit aber auch hierbey kein Unterschleif vorgehe, und er nicht etwan, wie verschiedne Autores thun, sich nur pro forma barbieren lasse; so soll die erste Verwüstung seines Barts in Gegenwart eines Notarien geschehen. Bezeugt dieser ihm die erfoderliche Reise, so giebt er nur monatlich 4 Schillinge. Ich wollte es gern auf eine jährliche Ablieferung setzen; ich darf es aber um deswillen nicht wagen, weil die Kräfte eines so zarten Moralisten es selten ein Jahr lang aushalten; und gleichwohl mache ich mir ein Gewissen, die Taxe, wie ich sonst in Ansehung der Hinfälligkeit ihres Verstandes und Witzes wohl thun könnte, zu erhöhen, da vielleicht diese guten Kinder, ohne es öffentlich zu gestehen, die billige Absicht haben, nach dem bekannten Sprüchworte, etwas zu lernen, da sie andre lehren.

Mit den unbärtigen Zeloten werde ich gelinder verfahren müssen. Es ist gefährlich, sie in ihrem heiligen Koller aufzuhalten; sie kratzen, und sprudeln lauter Ketzer um sich. Aber ich habe noch mehrere Ursachen, als diese, sie zu verschonen. Vielleicht hat es in künftigen Zeiten für ihre Kirche einen guten Nutzen: so wie ich immer gern sehe, wenn unsre Jungen auf der Gasse als Soldaten spielen, weil ich mir Hoffnung mache, daß mit der Zeit aus diesen Buben streitbare Männer werden können. Hierzu kömmt noch dieses, daß gemeiniglich ihre eignen Verwandten an den Verketzerungen dieser Unmündigen Ursache sind. Sie führen gar oft ihre eignen Kriege durch die Feder dieser jungen Helden. Sie freuen sich, daß ihre Sache so gerecht ist, daß sie auch der Mund der Kinder und Säuglinge vertheidigen kann. In dergleichen Fällen also will ich sie für ihre Person mit einem

Bey-

Beyträge zu meiner Gedankensteuer verschonen; aber ihre Aeltern, oder ihre Verwandten, oder auch ihre Lehrer, welche den Unverstand dieser guten Kinder misbrauchen, sollen für sie bezahlen. Inzwischen ist es doch nöthig, zu sorgen, daß diese orthodoxen Buben nicht gar zu ungezogen werden, und, wie es immer geschieht, den Wohlstand nicht gar zu sehr beleidigen. Wagen sie sich zum Exempel an einen Mann, dessen Gelehrsamkeit und wahre Verdienste um alle Arten der Wissenschaften die unparteyische Welt erkennt, dessen Stand und ehrwürdiges Alter die Hochachtung aller Vernünftigen verdient, und welcher weiter keinen Fehler hat, als diesen, daß er nicht eben das glaubt, was unser Knabe und seine Mutter glauben; wagt er sich an diesen Mann, und beobachtet nicht alle Bescheidenheit, die gesittete Männer auch alsdann einander schuldig sind, wenn sie schon nicht einerley Meynung haben; redet er die Sprache des Pöbels, wenn er die Sprache des Glaubens zu reden vermeynt; so soll ihn sein Präceptor stäupen, und ihm für jeden ungesitteten Ausdruck einen Streich geben. Und dafür erlaube ich ihm das Vergnügen, sich einzubilden, daß er nicht wegen seines Muthwillens, sondern als ein junger Märtyrer gepeitschet werde.

Diese zwo Proben werden genug seyn, meinen Lesern einen Begriff von dem Plane zu machen, nach welchem ich junge Skribenten zu meiner Gedankensteuer ziehen will. Man wird daraus wahrnehmen können, daß ich diejenigen Schriftsteller und Gelehrte gewiß nicht vergessen werde, welche ihre Jahre vernünftig gemacht haben sollten, und welche dem unerachtet sich von ihrer Größe, von ihrer Gelehrsamkeit, von ihren Verdiensten um die Welt, und endlich von ihrer Unsterblichkeit ganz

fal-

falsche, oder doch allzu schmeichelhafte Begriffe machen. Ich habe schon oben Gelegenheit gehabt, einige Proben davon zu geben. Damit ich diesen Entwurf in ein noch deutlicheres Licht setze; so will ich ihn mit einigen Zügen vermehren.

Kommen Sie näher, meine Herren! Kriechen Sie einmal aus Ihren gelehrten Löchern hervor! Sie sollen die Musterung passiren.

Was für ein ungeheurer Schwarm von gelehrtem Pöbel läuft hier zusammen! Was für finstre und unbekannte Gesichter erblicke ich!

Aber Sie, mein Herr, mit der stolzen Autormiene, Sie kenne ich gar wohl. Diese hochmüthigen Züge habe ich vor dem großen Quartanten gesehen, in welchem Sie die Menschen alle Pflichten lehren wollen, die ein gesittetes und tugendhaftes Leben erfodert. Ihr stolzes Lächeln verräth die Zufriedenheit, die Sie empfinden, indem Sie sehen, wie genau ich von Ihrem Buche unterrichtet bin. Aber, hüten Sie sich wohl, daß Sie nicht gar zu zeitig stolz werden. Ich habe Ihren Quartanten gelesen; aber zugleich habe ich auch die zehn Quartanten gelesen, aus welchen Sie den Ihrigen zusammengeplündert haben. Diesen Raub müssen Sie büßen. Wenn die gelehrte Welt das Recht nicht haben soll, Sie wegen Ihres Diebstahls vor das kritische Gericht zu ziehen; so geben Sie mir jährlich für diesen saluum conductum 10 fl. Warum schütteln Sie mit dem Kopfe? Ist es zu viel? . . . Sie haben Recht; aber Sie geben dieses auch nur so lange, bis Ihre gelehrte Schrift Makulatur wird, und ich hoffe, Sie werden diese Steuer kaum ein Jahr lang entrichten.

Aber, warum verkriecht sich Ihr Kollege hinter Sie? Scheut er sich vor meiner Taxe, oder vor seinem

Sy-

wissen? Nur heran, mein Freund! Warum verbergen Sie mir ein Gesicht, das sich an dem Laden Ihres Verlegers der Straße öffentlich zeigt? Ich kenne diese tartüffischen Züge noch wohl. Eben diese ist die heuchlerische und traurige Miene, die der Autor hat, welcher uns das Verderbniß des menschlichen Herzens, die verborgensten Ursachen dieses Verderbnisses, ihre unglücklichen Folgen, so wohl für den ganzen Staat, als für eine jede Familie insbesondere, die wahren Mittel, wie man diesem allgemeinen Verderbniß steuern und sich selbst vorsichtig darwider verwahren soll; mit einem Worte, der uns den Reiz der Tugend und das Verabscheuenswürdige aller lasterhaften Ausschweifungen auf eine so gründliche und so angenehme Art gezeigt hat, daß diese Schrift einen allgemeinen Beyfall und die größte Hochachtung verdient, so bald man vergessen haben wird, daß der Urheber derselben Sie sind . . . Fassen Sie sich! Ihre drohenden Blicke schrecken mich gar nicht. Niederträchtiger! der Sie das Verderbniß des menschlichen Herzens so genau kennen, und doch vor sich selbst die Augen zudrücken! Der strenge Sittenrichter erlaubt sich die pöbelhaftesten Ausschweifungen. Er schleicht sich von der Seite einer liebenswürdigen Frau hinweg, um sich in die Arme einer unzüchtigen Person zu werfen, die er mit der ganzen Stadt gemein hat. Es kommen noch immer Augenblicke, wo ihm sein eigenes Gewissen nagende Vorwürfe macht: er kann sich gegen die Vorwürfe nicht verantworten; er ist aber auch zu verhärtet, als daß er sich diese zu Nutze machen sollte. Um deswillen unterdrückt er dergleichen beunruhigende Empfindungen durch den Wein. Es vergeht fast kein Tag, wo man nicht diesen strengen Richter des menschlichen Herzens trunken nach Hause schleppt. Seine Kinder sehen dieses. Die Töchter

weinen in dem Schooße der untröstlichen Mutter; aber sein Sohn erwartet schon mit Ungeduld die Jahre und die Gelegenheit, wo es ihm erlaubt seyn wird, sich auch zu berauschen. Eine solche Unordnung muß allerdings die völlige Zerrüttung seiner Wirthschaft nach sich ziehen. Er sinnt also auf Mittel, den außerordentlichen Aufwand bestreiten zu können. Er borgt, und hat schon so viel geborgt, daß ihm niemand mehr leihen will. Der unglückliche Mündel, den man seiner Vorsorge anvertraute, hat seine Ausschweifungen noch einige Jahre lang unterhalten können. Nun ist diese Quelle auch erschöpft, und die Zeit kömmt, da er Rechnung ablegen soll. Er zittert, wenn er an diesen schrecklichen Augenblick gedenkt; aber durch die freundschaftliche Beyhülfe eines eben so großen Betrügers, als er ist, hat er sich mit untergeschobnen Quittungen versehen, und sich gefaßt gemacht, einen Eid zu schwören. Ich zweifle, daß die Rache des Himmels ihn diese Zeit wird erleben lassen. Seine täglichen Ausschweifungen und ein Gewissen, welches sich nicht ganz übertäuben läßt, verzehren die übrigen Kräfte seines Körpers. Seine unglückliche Wittwe wird er in der äußersten Armuth verlassen. Sein Sohn wird, durch das Beyspiel des Vaters gestärkt, ein würdiger Sohn seines Vaters, und, wie er, ein elender Bösewicht seyn. Die betrognen Gläubiger werden sein Andenken verfluchen; und wie viel Unschuldige werden nach seinem Tode noch hungern müssen, denen er ihr Vermögen geraubt hat! . . . Und Sie, mein Herr, der Sie dieser Bösewicht sind, Sie schämen sich nicht, uns ein so vortrefliches Buch von der Verderbniß des menschlichen Herzens zu schreiben, in welchem eine jede Zeile für Sie ein schreckliches Urtheil ist? Ich mache mir ein Bedenken, Sie zu meiner Gedankensteuer zu ziehen. Die ganze Gesellschaft

der

der andern Kontribuenten würde sich Ihrer schämen müssen; denn diese Steuer ist nur für lächerliche Thoren entworfen und nicht für Bösewichter, welche die Hand des Richters züchtigen muß. Und dieser will ich Sie, Nichtswürdiger! überlassen.

Wer ist der Unbescheidne, der mich so gewaltsam bey der Brust anfaßt? Bin ich an einem öffentlichen Orte und in Gegenwart so vieler Personen nicht sicher? Hier ist meine Uhr und meine Börse, mehr habe ich nicht bey mir . . . Sie wollen beides nicht? also sind Sie kein Straßenräuber? Aber warum packen Sie mich so mörderisch an? . . . O das hätte ich nimmermehr errathen! also sind Sie ein Advokat, der diesem unglücklichen Moralisten, wider den Richter und wider mich beystehen will? Aber warum wollen Sie mich Injuriarum belangen? Ich habe ja nichts gesagt, als was Sie selbst gestehen müssen. Womit können Sie es verantworten, daß Sie diesem Manne die falschen Quittungen gefertigt und ihn aufgemuntert haben, einen ungerechten Eid zu schwören? . . . In Ihre Inauguraldisputation hätten Sie dieses mit einfließen lassen? Und man hat Ihnen den Doktorhut aufgesetzt, an statt daß man Sie an den Pranger hätten schließen sollen? Ueberhaupt ist mir es ganz unbegreiflich, was Sie hier unter den Gelehrten wollen, und warum Sie hervor kommen, da ich die Gelehrten auffodre? . . Halten Sie dieses etwan für eine neue Beleidigung? Es ist nur für Sie eine neue Wahrheit. . . Beruhigen Sie sich: Ich will ein Mittel vorschlagen, wie wir uns versöhnen können; aber versprechen Sie mir auch, daß Sie mich los lassen und keine Klage wider mich anstellen wollen. Wissen Sie was; für einen ehrlichen

chen Mann kann ich Sie unmöglich halten, und darum kann Ihnen auch wenig liegen, da Sie so wenig Mühe anwenden, als ein ehrlicher Mann vor der Welt zu erscheinen; aber für einen gelehrten Mann will ich Sie halten, und auch andre sollen Sie dafür halten, wenn Sie die Gebühr erlegen. Gelehrte Sprachen verstehn Sie zwar nicht; aber desto besser die Sprache der Rabulisterey, welche die Gelehrten auch nicht verstehn. Vernünftige Bücher haben Sie zwar niemals gelesen; aber dieses hindert Sie nicht, zum Beweise einer einzigen Unwahrheit, hundert große Rechtsgelehrte anzuführen, deren Namen Sie kaum zu schreiben wissen. Diese gelehrte Praleren haben Sie mit vielen großen Männern gemein. Was Ihnen an Kenntniß der Bücher abgeht, das ersetzt Ihre Kenntniß von alten und neuen Manuskripten, da Sie die Geschicklichkeit haben, alte Dokumente nachzumachen und falsche Quittungen unterzuschieben. In der Beredtsamkeit haben Sie Ihre Stärke. Zwar denken Sie nicht, aber desto gründlicher schreyen Sie; und kommen Sie einmal zur Feder, so schmieren Sie, trotz unsern arbeitsamen Schriftstellern, und werden auch so wenig, als sie, gelesen. Es ist wahr, Sie sind in Ihren Ausdrücken beleidigend, grob und pöbelmäßig; aber man thut unrecht, wenn man Ihnen einen Vorwurf über eine Sache machen will, welche die Gewohnheit und Ihr Nutzen rechtfertigt. Schimpften Sie in altem und gutem Lateine, so würden Sie die Sprache unsrer belesensten Kritiker reden; aber, da Sie nur deutsch schimpfen, so sagt man, Sie redeten die Sprache des Pöbels. Neue Wahrheiten erfinden Sie freylich nicht; aber dafür sind Sie auch im Stande zu machen, daß man die alten Wahrheiten gar verliert. Die Arithmetik ist der Grund

aller mathematischen Wissenschaften; und mich dünkt, Ihre Liquidationes sind Zeugen, daß Sie vortreflich rechnen können. Mit einem Worte, wenn Sie mich aus Ihren juristischen Klauen lassen und einen jährlichen Beytrag zu meiner Gedankensteuer erlegen wollen; so sollen Sie, ungeachtet Ihrer Unwissenheit und Niederträchtigkeit, dennoch das Recht haben, zu glauben, daß Sie ein großer Rechtsgelehrter sind. Aber, das wiederhole ich noch einmal: für einen ehrlichen Mann kann ich Sie unmöglich halten. : : : : Wie? und damit sind Sie noch nicht zufrieden? : : : Gut! so muß ich mir einen Mann suchen, der meine Sache vertheidigt.

O, mein Herr! Sie kommen mir gewünscht. Das Amt, bey welchem Sie als öffentlicher Lehrer beider Rechte besoldet werden, verbindet Sie, sich meiner vor dem Richter anzunehmen und mich wider diesen alten Zungendrescher zu vertheidigen. Legen Sie dieses Buch nur auf einen Augenblick aus Ihren Händen und hören Sie mein Anliegen. Dieser ungerechte Mann, welcher, wie Sie selbst sehen, mich bey der Gurgel fest hält : : : Ich verstehe Sie nicht. Was wollen Sie mit Ihrer formula actionis sagen? Dieser Mann hat mich hier an einem öffentlichen Orte gewaltsam angefallen; ich will beweisen, daß er mich nicht hätte anfallen sollen: Ist das nicht deutlich genug? : : : : Sie lächeln, Sie sehen mich und meinen Gegner mit Verachtung an und verlassen mich? Nur auf ein Wort! Verziehn Sie noch einen Augenblick: ich weiß nunmehr, wer Sie sind. Ein Bösewicht sind Sie nicht, wie mein Gegner; aber eben so ein großer Thor. Der Mißbrauch unsrer Rechtsgelehrsamkeit hat Ihnen einen Ekel davor beygebracht; allein

eben dadurch sind Sie auf die Unbilligkeit verfallen, alles dasjenige zu verachten, was praktische Rechtsgelehrsamkeit heißt. Ihre angewohnte Gemächlichkeit, nichts zu thun, als an Ihrem Pulte ruhig zu lesen, hat Ihnen diesen Einfall angenehm gemacht. Der Hochmuth, und zwar ein pedantischer Hochmuth, hat Sie in dem Vorhaben bestärkt, den betretnen Weg derjenigen zu verlassen, die Advokaten heißen, und einen Weg zu wählen, der einsam ist, auf welchem Sie aber auch desto besser bemerkt werden. Sie verachten alle diejenigen, welche diesen Weg nicht gehen, und sind mit Sich selbst zufrieden, daß Sie alles dasjenige nicht wissen, was ein Rechtsgelehrter unsrer Zeit wissen muß; aber dafür wissen Sie von den Alterthümern der römischen Rechte die kleinsten Umstände, die man bey unsern Zeiten gar füglich nicht wissen kann. Es ist ein Unglück, daß Sie keinen Unterscheid zwischen einem Zungendrescher und einem vernünftigen Rechtsgelehrten zu machen wissen. Dieser würden Sie seyn können, ohne in den ersten Fehler zu fallen. Ein ganzes Land braucht kaum zween Gelehrte von Ihrer Art; aber niemals kann man zu viel geschickte und gewissenhafte Rechtsgelehrte haben. Daß Sie in Ihrer Art gelehrt und, wenn ich so sagen darf, sehr gut sind, eine Universität aufzuputzen, das will ich Ihnen wohl noch einräumen; aber, daß Sie ein Recht zu haben glauben, andre neben sich zu verachten; daß Sie glauben, Sie wären dem Vaterlande nützlicher, als ein Rechtsgelehrter, der sich seiner Klienten vor Gerichte anzunehmen weis, welches Sie, mein Herr, bey allen Ihren Alterthümern nicht verstehn, wie ich leider erfahren muß; daß Sie sich schmeicheln, von der spätesten Nachwelt mit Bewunderung gelesen zu werden, wenn Sie über die wahre Lesart

art eines alten vergeßnen Gesetzes, kritische Anmerkungen schreiben, die nicht einmal itzt jemand lesen mag; wenn Sie alles dieses glauben, mein Herr, so sind Sie ein Thor. Und wenn Sie das Recht haben wollen, noch ferner so ein eingebildeter Thor zu seyn; so müssen Sie mir in meine Gedankenkasse jährlich 10 fl. steuern : : : Nur fort, halten Sie sich nicht auf! Ich brauche Sie weiter nicht. Soluentur risu tabulae, tu missus abibis. Und doch gefällt Ihnen dieser Vers? : : : : Nein, ich mag weiter nichts von Ihnen hören. Vermuthlich wollen Sie mir bey dieser Stelle Ihre tiefe Kenntniß der Alterthümer sehen lassen. Ich mag nicht ein Wort weiter von Ihnen wissen. Ich brauche itzt keinen Kritiker; einen geschickten Advokaten brauche ich, der sich meiner wider die Gewaltthätigkeiten dieses Mannes annimmt. Wo werde ich einen finden?

Aber hier kömmt ein Richter, und, wie ich gewiß glaube, ein billiger Richter. Gut! der wird mich schützen. Dieser große ansehnliche Mann mit der ernsthaften Miene, der ehrwürdigen Unterkehle und dem Domherrnbauche ist vermuthlich der Richter, den ich wünsche. Ja, mein Herr, ich kenne Sie, da Sie mir näher kommen. Erbarmen Sie sich eines Unglückseligen! Sie sind ein Zeuge, wie gewaltsam mich dieser Verräther hält. Die öffentliche Sicherheit verlangt meine Rache. Ihre Unpartheylichkeit : : : Warum bleiben Sie nicht hier? Warum wollen Sie weiter gehen? Ein Vater der Wittwen und Waisen : : : Aber, mein Gott, warum eilen Sie so mißvergnügt von mir? Der Ruhm, den Sie als ein Beschützer der unterdrückten Unschuld, als ein Vertheidiger der Verlaßnen, als ein Christ : : : Gerechter Himmel! Ist

denn gar kein Mittel, Sie nur einen Augenblick aufzuhalten? Nehmen Sie diese Börse von mir, mein Herr, und erwarten Sie von meiner schuldigen Erkenntlichkeit noch ein weit mehrers. . . . Wie gefällig sind Sie, mein Herr! Nunmehr setzen Sie sich gar zu uns nieder, und noch vor einem Augenblicke hatten Sie so viel Zeit nicht, mich nur im Vorbeygehen anzuhören. Dieser Mann hat mich, unter dem Vorwande, einen Betrüger zu vertheidigen, hier auf öffentlicher Straße angefallen . . . *Ich werde gewiß erkenntlich seyn* . . . . . Er faßte mich mit der mörderischen Grausamkeit eines Straßenräubers bey der Brust an . . *Wie gefällt Ihnen meine Uhr? Ich warte Ihnen damit auf* . . . Alle glimpfliche Vorstellung, die ich ihm that, waren vergebens . . . *Unter uns; eine Garnitur Spitzen für die Frau Liebste* . . Ich führte diesem Verräther zu Gemüthe . . . Ereifern Sie sich nicht, mein Herr, Sie erzürnen sich zu heftig! So lassen Sie den Elenden wirklich ins Gefängniß führen, ohne ihn zu hören? Wie gerecht sind Sie? Und wie überzeugend muß mein Vortrag gewesen seyn, da Sie meinen Gegner verdammen, ohne ihm Zeit zu lassen, sich zu verantworten! Ich will gewiß halten, was ich versprochen habe; ja, ich will noch mehr thun. Ohne einen Kreuzer zu meiner Gedankensteuer geben zu dürfen, sollen Sie, ein ganzes Jahr über, das Recht haben zu glauben, daß Sie wirklich ein Mann von Einsicht, ein unpartheyischer Richter, ein Vertheidiger der Verlaßnen, ein Retter der unterdrückten Unschuld sind. Diese Zeit über soll es keinem Menschen erlaubt seyn, Ihnen die verdrüßlichen Wahrheiten zu sagen, daß sie ein ungeschickter, ein unwissender Mann sind! daß Sie auf die gerechte Sache der

Noth-

Nothleidenden eher nicht Acht haben, als bis Ihr niederträchtiger Geiz durch Geschenke aufgemuntert wird; daß Sie Ihre große Unerfahrenheit unter einer viel bedeutenden Miene zu verstecken und Ihre natürliche Dummheit durch ein vornehmes Stillschweigen zu verbergen wissen; daß Sie kaum Thürsteher seyn würden, wenn Sie nicht die Untreue Ihrer gefälligen Frau aus dem Pöbel, für den Sie geboren waren, hervorgezogen und auf dem Richterstuhl gepflanzt hätte. Nicht einen einzigen von diesen Vorwürfen soll man Ihnen binnen diesem Jahre machen. Ja, damit Sie sehen sollen, wie wichtig der Dienst ist, den Sie mir itzt geleistet haben; so sollen Sie auf Ihre ganze Lebenszeit das Recht haben, alle Zueignungsschriften Ihrer demüthig hoffenden Klienten für Wahrheiten anzunehmen. Ich erlaube Ihnen, bey Lesung dieser Zueignungsschriften zu glauben, daß Sie ein gelehrter Mann, daß Sie der Mund der Weisheit sind, und daß Ulpianus kaum verdiente, der Famulus von Eurer Hochweisheiten zu seyn.

Dem Himmel sey Dank, aus dieser Noth wäre ich! Wie habe ich mich geängstiget! Ich bin außer mir. Kaum bin ich noch im Stande, mich auf den Füßen zu erhalten.

Wer sind Sie, mein Herr? Was wollen Sie mit meiner Hand machen? Ist das ein neuer Angriff?

O, nun merke ich wohl an Ihrer horchenden Miene; mein Puls ist es, den Sie suchen. Gut, Herr Arzt, Sie kommen mir gleich zu rechter Zeit. Hier haben Sie meine Hand. Fühlen Sie einmal, recht aufmerksam fühlen Sie; können Sie wohl aus dem Schlage des Pulses errathen, über wen ich mich

am meisten ereifert habe; ob über den Moralisten, oder die Advokaten, oder den Richter? . . . . Und diese Frage nehmen Sie so ungütig auf? Der Vorwurf, den Sie mir machen, ist ungerecht. Ich bin nichts weniger, als ein Verächter der Arzneykunst; ich kenne ihren Werth gar wohl. Aber eben so wohl kenne ich auch den Unwerth der Pfuscher, welche nichts verstehen; welche, wie Sie, um den Puls fingern, eine Menge unnützer Arzeneyen zum Besten der Apotheker, ohne Verstand, verschreiben, und, wenn endlich der Patient daran erstickt ist, die Belohnung für den kunstmäßigen Mord von den Erben fodern wollen. Ich sage eben nicht, daß ich Sie, mein Herr, für einen solchen Marktschreyer halte; aber das werden Sie mir doch erlauben, zu sagen, daß Sie die Miene eines solchen Charlatans eher haben, als die Miene eines erfahrnen Leibarztes. . . . . Im Ernste? Und Sie sind wirklich ein Leibarzt? und durch den Ruhm Ihrer Schriften sind Sie das geworden? Wer hätte sich dieses sollen träumen lassen! Aber, mein Herr, unter uns gesprochen: Machen Sie sich denn gar kein Gewissen, ein Leibarzt zu seyn und sich einen Gelehrten zu nennen? Ich habe nur einige Augenblicke mit Ihnen gesprochen, und doch habe ich auch in diesen wenigen Augenblicken Gelegenheit genug gehabt, mich zu überzeugen, daß sie beides nicht sind. Gestehen Sie mir es aufrichtig: wir sind hier ganz allein und es hört uns keine Seele . . . . . Nun das war in der That aufrichtig! Also ist es nur die Thorheit der Kranken und die Unwissenheit Ihrer Leser, welche Sie zum Boerhave macht? Ich will Ihre Treuherzigkeit nicht mißbrauchen; die Welt mag auf Ihre eigne Gefahr glauben, was sie will. Und, mein Herr, wenn Sie mich nicht tödten wollen, so will

ich

ich Ihnen einen wichtigen Dienst leisten. Sie sollen das Recht erlangen, selbst im Ernste zu glauben, daß Sie wirklich geschikt und gelehrt sind, und kein Mensch soll das Recht haben, Sie in dieser Einbildung zu stören, wofern Sie einen Beytrag zu meiner Gedankensteuer geben. Erlegen Sie für jeden Kranken, den Sie kraft Ihrer Kunst erwürgen, 1 fl. und für jeden Paragraph Ihrer Schriften, den man nicht lesen mag, 1 Stüver; so ertheile ich Ihnen Macht und Gewalt, ohne Widerspruch ein berühmter Arzt und ein gelehrter Skribent zu heißen. Leben Sie wohl!

Er geht fort. Dieser war doch ein bescheidner Arzt, der seine Schwäche erkannte. Ob es wohl noch viele so bescheidne Aerzte im westphälischen Kreise geben mag? Das wird gewiß einen ansehnlichen Beytrag ausmachen, wenn er mir für jede Leiche 1 fl. giebt. Und wenn ich auch ein Jahr über, nur hundert solche Märtyrer seiner Kunst = = =

Wer lacht hinter mir? = = = = = Spotten Sie über mich, mein Herr, oder was ist Ihnen sonst an meiner Berechnung lächerlich? Mich dünkt, es ist so gar bescheiden nicht, einem Fremden, den man nicht kennt, ins Gesicht zu lachen = = = = Also lachen Sie nicht über mich, sondern über diesen Arzt? und woher kennen Sie ihn? = = = = = Der Unglückliche! Wie sehr dauert er mich nunmehro! Und bey allen diesen bittern Bosheiten glauben Sie doch, mein Herr, noch ein Recht zu haben, sich einen Satyrenschreiber zu nennen? Hätten Sie ihm das Leben genommen; so würden Sie barmherziger gewesen seyn, als da Sie ihn um seinen guten Namen und zugleich, da er durch Sie einmal lächerlich worden, um weitre Beförderung und

den

und den größten Theil seines Glücks gebracht haben. Er ist vielleicht so gar gelehrt nicht, ich habe es auch vermuthen können : aber er hat auch, nach seinem eignen Geständnisse, nicht in Willens gehabt, eine Hauptrolle in der gelehrten Welt zu spielen. Ich will es Ihnen glauben, daß seine Schriften fehlerhaft und sehr elend gewesen sind; aber er kann ungelehrt und elend schreiben, und dennoch in seiner Art ein ehrlicher und ein nützlicher Mann seyn. Da er weiter nichts verlangte, als an dem kleinen Hofe bekannt seyn, wo er sein Glück suchte; was war Ihre Absicht, als Sie ihn vor der ganzen gelehrten Welt durch Ihren unglücklichen Witz lächerlich machten? Wollen Sie so aufrichtig seyn, zu gestehen, daß Sie ihn nur um deswillen niedergetreten haben, weil Sie befürchteten, er möchte durch seine Beförderung Ihr Glück, oder das Glück Ihrer Freunde hindern? Wollten Sie etwan zeigen, wie gelehrt Sie selbst wären, da Sie die Unwissenheit dieses Mannes lächerlich machten? Wie unrühmlich ist Ihr Sieg über einen solchen Ignoranten? : : : : Also war keine von diesen die Ursache Ihres feindseligen Angriffs? Desto strafbarer sind Sie, da Sie mit kaltem Geblüte einen Mann so lieblos würgen konnten, der Ihnen gleichgültig seyn mußte. : : : : Aber, warum ruheten Sie wenigstens nicht nunmehr, da Sie sahen, daß er dem ungeachtet auf gewisse Maaße sein Glück gemacht hatte? Ist es nicht wahr, nun arbeitete Ihr Hochmuth an seinem Untergange? Ihre Absicht war gewesen, diesen Mann so verächtlich zu machen, daß ein jeder sich des Umgangs mit ihm schämen sollte; und doch gab ihm der Fürst ein kleines Amt und einen Rang. Das war Ihrem Ehrgeize empfindlich. Die

Welt

Welt würde an der Stärke Ihres Witzes gezweifelt haben; dieser würde der Welt nicht länger so fürchterlich gewesen seyn. Es war also nöthig, noch einen Angriff zu wagen. Sie verdoppelten Ihren Witz und Ihre Bosheit. Und konnte denn dieses nicht anders geschehen, als wenn Sie die Welt an den Stand und an die Thorheiten seines verstorbenen Vaters erinnerten? Die Fehler des Vaters sollten also noch den unschuldigen Sohn niederdrücken? Ihre Wut ‥‥ fallen Sie mir nicht in die Rede! Ihre Wut gieng so weit, daß Sie ihm auch seine zufriedne Ehe vergällten. Was waren Ihre grausamen Absichten, da Sie die Aufführung seiner Frau der Stadt zum Gespötte machten? Vielleicht war sie mehr unvorsichtig, als strafbar; vielleicht erdichtete Ihr tückischer Witz Laster, wo er nur Fehler fand. Aber diese Unglückselige war die Frau Ihres Feindes; eines Feindes, der Sie niemals beleidigt hatte. Sie störten ihn also in dem Vergnügen seines Ehestandes. Er mußte sich einer Frau schämen, die er geliebt hatte, von der er keine Untreue vermuthen konnte, die vielleicht die redlichste Frau gewesen war; aber dennoch mußte er sich ihrer schämen, weil ihn die ganze Stadt wegen seiner Frau verspottete. Ueberlegen Sie nun einmal, mein Herr, was waren die schrecklichen Folgen Ihres unmenschlichen Witzes? Sie scheinen noch darüber zu frohlocken, da Sie unverschämt genug sind, mir alles mit einer so heitern und zufriednen Miene zu erzählen. Sie haben gemacht, daß dieser Mann mit dem ersten Schritte, den er in die Welt that, um sein Glück zu machen, unserer gelehrten Welt verächtlich wurde. Sie haben ihm an dem Fortgange seines Glücks gehindert. Er würde bey seinem Fleiße vielleicht ein geschickter Arzt geworden

den seyn; aber man trug Bedenken, sich einem Manne anzuvertrauen, dessen Name schon lächerlich war. Gleichwohl nöthigten ihn seine Umstände, von dieser Profession zu leben; Er ward also ein Quacksalber, durch dessen Hände so viele Unschuldige ihr Leben verlieren. Fällt es Ihnen niemals ein, daß Sie durch Ihren wütenden Witz die erste Ursache aller dieser Mordthaten sind? Ich habe nicht Ursache zu zweifeln, daß seine Frau tugendhaft, und wenn ich viel einräumen soll, nur nicht vorsichtig genug gewesen ist: wenigstens waren Sie der erste, der ihre Aufführung der Stadt verdächtig machte. Dadurch verlor sie ihren guten Namen ohne Rettung. : : : Gut, ich will es zugeben, daß sie in den folgenden Jahren sich der größten Ausschweifungen auch öffentlich nicht geschämt hat; aber wer war sonst Schuld daran, als Sie? Die Verzweiflung hat diese Unglückliche lasterhaft gemacht. Ihr guter Name war nun schon einmal auf ewig verloren. Sie gab sich vielleicht eine Zeitlang Mühe, durch ihre eingeschränkte Aufführung die Stadt eines bessern zu überreden; aber Sie, Grausamer! ließen Sie nicht aufkommen. Je vorsichtiger sie lebte, desto verdächtiger wußten Sie ihre Vorsicht zu machen. Wie standhaft muß eine Frauensperson seyn, welche dennoch tugendhaft bleibt, wenn Sie auch sieht, daß es ganz vergebens ist, die Welt von Ihrer Tugend zu überzeugen! Sie sehen hier den kläglichen Beweis davon. Sie stürzte sich aus Verzweiflung in den Abgrund, aus welchem sie hernach nicht wieder in die Höhe kommen konnte. Aller ihrer Verbrechen haben Sie, eben Sie, mein Herr, haben sich aller dieser schändlichen Ausschweifungen theilhaftig gemacht. Die Völlerey des Mannes ist auch eine betrübte Folge von Ihrer Feind-

seligkeit. Er wollte sich der nagenden Gedanken von seiner Schande, und seiner unglücklichen Ehe entschlagen: War ein Mann von seiner Erziehung nicht zu entschuldigen, daß er dieses durch die Völlerey that? Noch eins, mein Herr, und zwar etwas, welches mir das Schrecklichste zu seyn scheinet: Zittern Sie nicht, wenn Sie an die unglücklichen Kinder dieser Ehe gedenken? Wer ist Ursache, denken Sie einmal ernsthaft nach, wer ist die wahre Ursache ihres Verderbens? Niemand, als derjenige, der den Vater unglücklich, und die Mutter lasterhaft gemacht hat. . . Und bey dem allen können Sie mich noch so ruhig ansehen; noch immer so zufrieden mit Ihren Handlungen seyn? Wären Sie wohl strafenswürdiger gewesen, wenn Sie diesem Elenden gleich anfangs den Dolch in die Brust gestoßen hätten? Wenigstens würde er auf diese Art aller der Schande und allem dem Jammer entgangen seyn, worein er durch Ihre Pasquille gestürzt worden ist. . . Ja, allerdings, durch Ihre Pasquille. Sie schämen sich des Namens eines Pasquillanten; und schämen Sich doch nicht, ihn zu verdienen? Nun sind Sie doppelt strafenswürdig, da Sie Ihre Unverschämtheit so weit treiben, daß Sie Ihre ehrenrührigen Schriften Satyren nennen. Entheiligen Sie, Niederträchtiger, einen Namen nicht, welcher so einen wichtigen Theil unsrer Sittenlehre ausmacht, und dessen niemand würdig seyn kann, als wer ein Verehrer der Religion, ein Freund der Tugend, und ein Mensch ist! Durch Ihren Mißbrauch machen Sie der Welt die Satyre verdächtig. Man zittert vor der Satyre, weil man Sie nicht kennt, und weil man vor dem Pasquillanten zittert. Die rächenden Gesetze . . . Nein, mein Herr, ich kenne nun Ihre spottende Miene. Ich

weiß

weiß es gar wohl, daß Sie das nicht im Ernste von mir bitten; aber, einer so anständigen Strafe sind Sie auch nicht werth. Die jährliche Gedankensteuer von 100 Gulden, die Sie mir anbieten, damit Sie die Erlaubniß von mir lösen mögen, zu glauben, daß Ihre Pasquille Satyren sind, daß Ihre Wut Scherz, Ihr würgender Unsinn gesalzner Witz, und Ihr menschenfeindlicher Haß Liebe zur Wahrheit sey; dieser Vorschlag ist ein neuer Beweis Ihrer verstockten Unbilligkeit. Ich überlasse Sie der Züchtigung der Gesetze, und, wenn Sie verwegen genug sind, auch diese zu trotzen, so überlasse ich Sie der Empfindung Ihres eignen Gewissens, welches Zeit genug Ihr unerbittlichster Richter seyn wird. Aber das Einzige will ich Sie noch bitten: Halten Sie diejenigen nicht für Ihre Freunde, welche über Ihren Witz lachen, oder Ihnen gar Lobeserhebungen darüber machen. Man schmeichelt Ihnen, wie man einem wütenden Hunde schmeichelt, daß er uns nicht zerreißen soll. So bald Sie nicht mehr im Stande seyn werden zu schaden; so bald werden Sie sehen, wer Ihre Freunde waren, und daß Sie die ganze Welt verflucht. . . . Wie, rasen sie! Nein, mein Herr, alle diese wilden Drohungen schrecken mich nicht! Ich weiß ein Mittel, mich zu vertheidigen. Nunmehr kennt Sie die Welt zu genau, als daß mir diese Drohungen fürchterlich seyn sollten. Habet foenum in cornu! . . .

Was geht denn Sie dieses Sprüchwort an, mein Herr? Wer sind Sie? und wer hat Ihnen das Recht gegeben, mich mit geballter Faust zu überfallen? Ich sehe Sie in diesem Augenblicke zum ersten male, und Sie wollen glauben, ich habe Sie beleidigt? Kann

man

man denn nicht von einem Ochsen reden, der Heu zwischen den Hörnern hat, ohne daß Sie dadurch beleidigt werden? Und dennoch drohen Sie mir in der Stellung eines Mannes, der den Verstand in der Faust hat? Halten Sie an Sich, oder ich werde um Hülfe rufen! Zum wenigsten sagen Sie mir nur Ihren Namen; und aus welchem Dorfe sind Sie? .. O! mein Herr, ich bitte um Vergebung; das hätte ich mir nimmermehr träumen lassen. Also sind Sie ein deutscher Kunstrichter? Und dieser handfeste Schwarm, der mit aufgehabnen Fäusten und blökenden Zähnen Ihnen beyzustehen droht; wer sind denn diese? ... auch Kunstrichter! So errette mich der Himmel! Gnade, meine Herren! Ich will gern keine Gedankensteuer von Ihnen fodern; Nur lassen Sie mich in Ruhe.

Wie unvorsichtig habe ich gehandelt, daß ich die Gelehrten aus ihren Löchern hervor gebannt habe! O! meine Herren, gehen Sie zurück; ich bitte Sie inständigst, gehen Sie alle wieder zurück in Ihre Studierstuben. Die Messe ist vor der Thüre; die Pressen warten auf Ihre gelehrten Schriften; bringen Sie die Nachwelt nicht um das Vergnügen, Ihre Werke zu bewundern; eilen Sie der Unsterblichkeit mit starken Schritten entgegen; nicht einen Augenblick dürfen Sie versäumen.

Sie kehren sich um; sie verlassen mich; sie eilen fort; sie fliegen nach ihren gelehrten Winkeln zurück! Glückliche Nachwelt, die du von diesem schreibenden Pöbel nichts erfahren wirst! Und glücklich bin auch ich, der ich mich auf eine so gute Art von ihnen habe loswickeln können!

Da ich mich zu weiter nichts anheischig gemacht, als nur eine Probe von meinem Gedankensteuertarife zu

geben; so werde ich nunmehro, wie ich glaube, dies Versprechen zur Genüge erfüllt haben. Man kann aus diesem Entwurfe die Absicht und die Einrichtung des Ganzen wahrnehmen. Ich hoffe, die billige Welt wird mich hierinnen unterstützen, da ich hiebey ohne den geringsten Eigennutz handle; da man sieht, wie viel Thoren durch diese Gedankensteuer gebessert, oder, wenn dieses zu bewerkstelligen auch nicht möglich wäre, wie es in der That schwer ist, wie viel Nutzen zum wenigsten die Welt aus ihren Thorheiten ziehen; und wie viel andre Thoren, die aus Hunger unvernünftig gewesen sind, durch diese Gedankensteuer vernünftig gemacht werden können.

Es wird überflüßig seyn, daß ich mich weiter dabey aufhalte. Damit ich aber doch die Vortheile meines Projekts in ein desto deutlicheres Licht setze; so will ich eine Gesellschaft beschreiben, in der ich mich vor etlichen Monaten befand. Ich will zu einem jeden Charakter die Taxe setzen: daraus wird man sehen, was für erstaunliche Summen in ganz Deutschland zusammen kommen müssen, wenn meine Gedankensteuer allgemein werden sollte, da schon von der kleinsten Gesellschaft, in der ich war, der Beytrag so ansehnlich ausfällt.

Ich fuhr mit dem Marktschiffe von Frankfurt nach Maynz. Da ich gewohnt bin, in unbekannten Gesellschaften sehr wenig zu reden und sehr gern viel zu hören; so setzte ich mich in einen einsamen Winkel, wo ich die meisten der Gesellschaft übersehen und hören konnte.

Ein Kaufmann, der mit Weinen handelte, war der erste, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er trat eben in das Schiff, als sich ein schreckliches Gelächter unter den Schiffern und einigen von der Gesellschaft

erhob. Ich fragte eine Frau, die nicht weit von mir saß, nach der Ursache davon, welche mir antwortete: »Der Herr hätte einen kleinen Spaß gemacht. Es »werde was zu lachen setzen, da dieser Herr bey uns »wäre: er scheine auf guter Laune zu seyn, und wenn »er einmal anfange zu spaßen, so müsse man vor La»chen bersten.» Ich erschrack sehr über diese Nachricht, welche leider mehr als zu gegründet war. Der Kaufmann, welcher sich außer seiner Lebhaftigkeit, auch dießmal witzig gesoffen haben mochte, trat bey dem Mastbaume in die Höhe und überschüttete uns mit seinen unglücklichen Scherzen. Wortspiele, schmutzige Zweydeutigkeiten und andre Belustigungen des Pöbels waren der Innhalt seiner Erzählungen, welche immer mit einem beyfälligen Gelächter aufgenommen wurden. Ich merkte gar deutlich, daß er nur aus Ehrgeiz ein Narr war; denn wenn das Volk über seine Scherze nicht lachte, so ward er beschämt und verdoppelte seinen Unsinn, um den Zuhörern den Zweifel an seinem Witze zu benehmen. Dieser Mann wird mir ein ansehnliches in meine Kasse bringen!

Für das Vergnügen zu glauben, daß er ein witziger Kopf sey, soll er geben 2 fl.

Wenn er sich einbilden will, daß man ihn bewundert und nicht für das, was er eigentlich ist, für einen Stocknarren hält; so kann er weniger nicht geben, als 1 fl.

Für eine jede Unflätherey, die er sagt, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu ermuntern, zahlt er 1 Stüber. Ich habe auf dieser Reise dreyßig Zoten von Wichtigkeit gehört; diese thun zusammen 30 Stüber.

Alle Wortspiele, wenn sie nur albern sind, hat er frey; fallen sie aber ins Grobe und Ungezogene, so zahlt er dafür halb so viel, als für eine Zote.

Lacht er zuerst über seine Einfälle, wie er immer zuerst lacht, so giebt er 1 Albus. Und weil sich dieses nicht so genau nachrechnen ließ; so rechne ich ihm für diese Freyheit ein für allemal 1½ fl.

Hebt er einen aus der Gesellschaft heraus, ihn zu beleidigen, oder, wie er es nennt, ihn zu tummeln, so giebt er 4 Schillinge; es wäre denn, daß ihm dieser mit ein paar Ohrfeigen antwortete: auf solchen Fall ist er steuerfrey. Ich habe fünfe von der Gesellschaft gezählt, mit denen er sich auf diese Art lustig machte, und dieses beträgt 3½ fl. Er war damals so vorsichtig, sich an niemanden zu wagen, von dem er eine reelle Antwort besorgen konnte.

Ich habe an ihm wahrgenommen: So oft es mit seinem Witze gar nicht mehr fort wollte und auch nicht einmal die Schiffer mehr darüber lachten; so oft brachte er unvermuthet eine Anspielung auf eine Stelle der Bibel, oder einen verdrehten Spruch hervor. Es hatte allemal seine gehofte Wirkung; und der Pöbel, vor dem er ausstund, wollte fast rasend vor lachen werden, so oft er, nach seiner Sprache zu reden, dergleichen Schwenke machte. Ich wollte wohl wünschen, daß ihn die Obrigkeit für dergleichen leichtsinnigen Muthwillen an den Kirchenpranger stellen möchte. Weil aber dieses nicht geschehen wird und nicht füglich eingeführet werden kann, ohne die ansehnlichsten Gesellschaften um ihre witzigsten Köpfe zu bringen; so will ich auf diesen pöbelhaften Witz eine desto höhere Steuer

legen. Ein solcher unanständiger Scherz wird mit ½ fl. bezahlt. Ich rechne ihm nach, daß er sich fünfmal damit geholfen hat; das thäte also 2½ fl.

Auf diese Art hätte ich von diesem einzigen Manne, in den wenigen Stunden, über 11 fl. bekommen. Nun rechne man selber nach, was dieses wohl in Deutschland auf ein ganzes Jahr betragen werde. Denn das glaube man ja nicht, daß nur allein auf meinem Schiffe ein Original von dieser Art sich befunden habe: fast in allen Gesellschaften der Handwerksleute, der Kaufleute, der Soldaten, giebt es dergleichen Originale; in Gesellschaften der Gelehrten und in Antichambern herrschen solche witzige Köpfe; ja so gar, wenn nur zwanzig ehrwürdige Herren Confratres auf Kirchmessen zusammen kommen, so getraue ich mir, wo nicht eher, doch nach Tische, wenigstens einen unter ihnen zu finden, der es meinem Kaufmanne in der Art zu scherzen und witzig zu seyn, gleich thun soll, wo er ihn nicht gar übertrifft.

Die Komödie dieses Harlekins ward unvermuthet durch ein andächtiges Zwischenspiel unterbrochen.

Eine bejahrte Frau fieng an, einen Psalm zu singen. Ich war mit dieser unzeitigen Andacht sehr unzufrieden; denn ich befürchtete von dem Leichtsinne der meisten in der Gesellschaft, sie würden eine neue Gelegenheit daher nehmen, über die Religion zu spotten; allein wider Vermuthen ward eine große Stille auf dem Schiffe, obwohl diese Heilige niemanden fand, als zwo Weiber und einen jungen Menschen, die mit einstimmten.

Der Psalm kam zu Ende, und sie sperrte schon das Maul auf, einen neuen anzufangen, als ein alter Officier von den fränkischen Kreistruppen zu ihr sagte: »Aber, Mutter, wie lange ist es denn, daß du so fromm bist?» Die Gesellschaft, welche das Singen schon lange überdrüßig war, empfieng diesen Einfall mit freudigem Geblöke; die Frau hingegen verstummt.

Der Officier machte sich den Beyfall der Zuschauer zu Nutze, und nachdem er etliche Millionen Teufel geschworen hatte, so sagte er: »Es trifft noch immer »ein: Junge Huren, alte Betschwestern.» Er erinnerte sie an vielerley Sachen, daran sie vermuthlich nicht gern erinnert seyn wollte; aber am allerempfindlichsten war ihr dieser Vorwurf, daß sie bey zunehmenden Jahren eine Gesellschaft von jungen Mädchen unterhalte, um von deren Schönheit zu leben, da ihre eigne Schönheit, wie er sagte, zum Teufel gegangen wäre. Ich freute mich über die Angst, welche dieser beschämten Betschwester auf dem Gesichte saß. Sie sah sich verwirrt in der Gesellschaft um, ohne im Stande zu seyn, dem Officier etwas anders zu-antworten, als dieses, daß sie ihn einen alten Lügner, einen alten Hund und dergleichen nannte, welches ihr böses Gewissen noch mehr verrieth. Dieser blieb auch ganz gelassen bey diesen Schimpfwörtern und begegnete ihr mit nichts, als der immer wiederholten Antwort: »Aber Gott straf »mich, Mutter; was willst du viel läugnen? rechne »einmal nach, wie viel du allein von mir verdient »hast!» Hier verdoppelte sich das elende Lachen der Gesellschaft. Der Officier nahm diesen Beyfall für eine Auffoderung an, die Streiche zu erzählen, die er gespielt hatte; und wäre von allen auch nur die Hälfte gegründet gewesen, so war doch diese schon hinreichend,

ihn

ihn vor den Augen der Gesitteten zum ungesittetesten Manne zu machen.

Ich hoffe, an diesen beiden Kontribuenten ein Paar einträgliche Kunden zu bekommen.

Die Frau will mit ihrer lärmenden Andacht die Schande ihrer ehemaligen Lebensart verbergen. Sie mag von der Abscheulichkeit ihrer Aufführung überzeugt seyn; allein sie hat entweder nicht Muth genug, oder sie ist schon gar zu boshaft, sich von derselben loszureißen. Ihre Jahre verhindern sie, selbst lasterhaft zu seyn; sie ist es nun durch andre, und verdoppelt sogar dadurch ihre strafwürdigen Laster, daß sie andre Mädchen verführt, und vielleicht unschuldige Personen in den Abgrund stürzt, aus dem sie sich nicht zu retten weis. Sie schämte sich vor sich selbst: denn auch die Lasterhaftesten haben gewisse Augenblicke, in denen sie vor sich erschrecken. Sie war, ihrer Frechheit unerachtet, ganz verwirrt, da man ihr ihre Ausschweifungen zu eben der Zeit vorwarf, als sie sich den Namen einer frommen und ehrbaren Frau ersingen wollte. Sie fühlte den Werth der Tugend: sie wollte tugendhaft scheinen; aber sie war der Laster gewohnt, und hielt die Belohnungen der Tugend für zu ungewiß, als daß sie den gegenwärtigen Vortheil hätte aufgeben sollen, den sie von ihrer und andrer Ausschweifung zog. Alles dieses machte sie zur Heuchlerinn. Da sie mir gleich gegen über saß; so hatte ich Gelegenheit, sie, während ihres Singens, sehr genau zu bemerken. Weil sie zur Unzeit heilig seyn wollte; so war mir, gleich mit dem ersten Augenblicke, ihre Andacht verdächtig. Ich spähete alle Züge ihres Gesichts aus. Sie spielte die Rolle einer Betschwester vortreflich. Sie hieng ihren grauen Kopf bußfertig nach der linken Schulter; sie

preßte die Seufzer mit einem heiligen Ungestüm aus der verstockten Brust hervor; sie drehte die Augen mit einer quakerischen Entzückung gegen den Himmel, einen Ort, der ihr ganz fremde war; und zu einer andern Zeit übersah sie mit einem ehrgeizigen Blicke die Gesichter der Gesellschaft, und suchte den Beyfall, welchen sie wohl nicht fand, und den sie doch durch ein heuchlerisches Ringen ihrer besudelten Hände zu erzwingen suchte. Die ehrerbietige Stille der Gesellschaft nahm sie auf ihre Rechnung. Vermuthlich hatte sie die Absicht, durch einen neuen Psalm noch einen Anfall auf unsre Hochachtung zu thun. Man kann also wohl urtheilen, wie empfindlich es ihr seyn mußte, da sie durch die Frechheit des Officiers so unerwartet in ihren stolzen Absichten gehindert, und sehr gedemüthigt ward.

Aus dieser Abschilderung werden meine Leser ziemlich im Stande seyn, zu errathen, wie die Taxe für diese Betschwester eingerichtet werden soll.

Für das heuchlerische Kopfhängen soll sie geben ½ fl.

Ein Seufzer kostet 1 Schilling. Sie kann dieses gar wohl zahlen, da sie in ihrer Jugend durch verbuhlte Seufzer das meiste Geld verdient hat. Sie seufzte achtmal unter dem Psalme, das thut 1½ fl.

Das Verdrehen der Augen bezahlt sie mit 1 Stüber. Es war mir nicht möglich, zu zählen, wie oft sie dieses that; ich will ihr also nur überhaupt 1 fl. absodern.

Das Ringen der Hände muß sie wenigstens mit ½ Stüber verbüßen, da es Ursache war, daß sie während ihrer Andacht sehr ungeberdig that. Sie soll wegen dieses Satzes einmal für allemal geben ½ fl.

So oft sie uns für so einfältig hielt, zu glauben, daß wir ihre Gottesfurcht bewunderten, so oft hat sie 1 Schilling verwirkt. Sie glaubte es wohl, so lange der Psalm währte; ich will ihr aber doch die Zahlung nicht mehr, als einfach abfodern.

Da sie ohne Zweifel durch ihre übertriebene Andacht sich den Namen einer frommen Matrone auch in der Absicht erheucheln wollte, um künftig bey ihren Ausschweifungen desto sicherer zu seyn; so strafe ich sie um 1 fl.

Sie sollte wohl nicht umsonst so unbescheiden gegen den Officier gewesen seyn, und ein jedes Schimpfwort verdiente wenigstens eine Pön von 1 Stüber. Allein, zu geschweigen, daß der Officier selbst nicht bescheiden gegen sie verfuhr, und eben nicht so empfindlich darüber zu seyn schien; so will ich ihr die Strafe auch um deswillen erlassen, weil sie in der größten Verwirrung sich befand, und diese pöbelhafte Art, sich zu vertheidigen, die deutlichste Sprache eines bösen Gewissens war.

Also bekämme ich von dieser Betschwester zu meiner Gedankensteuer überhaupt 4 fl. und noch etwas drüber; und dieses binnen einer Zeit von zehn Minuten. Was werden nicht unsre Betschwestern im ganzen Lande binnen einem Jahre erlegen müssen!

Der Officier war gleich das Widerspiel von dieser Heuchlerinn, und dennoch eben so lächerlich und eben so strafbar. Aus Ehrgeiz wollte jene fromm seyn; und dieser war leichtsinnig aus Ehrgeiz. Er warf ihr vor, daß sie der Jugend Gelegenheit gegeben hätte, auszuschweifen, und um deswillen gab er ihr die schändlichsten Beynamen: gleichwohl hielt er es nicht für schändlich, zu gestehen, daß er für sein baares Geld an diesen Ausschweifungen Theil genommen habe. Er beleidigte die übrige

Gesellschaft besonders dadurch, daß er uns für so ungesittet hielt, zu glauben, wir würden ihn wegen seiner vormaligen Aufführung bewundern. Sein Alter machte diese Thorheit noch strafbarer. Wie viel sollen wir einem jungen Officier zu gute halten, wenn ein alter Mann, den die Sünde verlassen hat, sich so unanständig aufführt? Es ist ein Unglück, daß junge Helden sehr oft so unrichtige Begriffe vom Muthe, von einer männlichen Freyheit, und von dem Wohlstande ihres Amtes haben; aber desto gefährlicher ist ihnen das Exempel eines alten Officiers, welcher Kenntniß der Welt, Erfahrung, Tapferkeit und vielleicht viele Tugenden, aber keine Sitten hat. Es kostet ihnen die wenigste Mühe, es ihm in dieser letzten Eigenschaft gleich zu thun; aber sie vergessen, daß dieses ein Fehler ist, den man ihm wegen seiner übrigen Tugenden zu gute hält und mit seiner schlechten Erziehung entschuldigt. In Ansehung dieses Umstandes will ich auch mit unserm Officier billig verfahren. Er soll für alle Thorheiten, die er auf der Reise begieng, mehr nicht, als das halbe Traktament von einem Monate, bezahlen. Es wird ungefähr 7½ Gulden betragen. Ich schenke ihm noch also alle Flüche, die er that und die er sehr häufig that, ohne es zu wissen, weil er sie schon als Musketier gewohnt gewesen war.

Binnen der Zeit, da der Officier seine witzigen Grobheiten gegen die alte Betschwester vorbrachte, merkte ich, daß man mich etliche mal beym Aermel zupfte. Ich war zu aufmerksam, als daß ich mir die Zeit hätte nehmen sollen, mich umzuwenden; endlich faßte man mich bey der Hand, und ich sah mich um. Es war ein junger Mensch, den ich noch für einen Schüler hielt, der aber, wie ich bald darauf aus seinen Reden vernahm, ein junger Richter und ein Mitglied einer gar ansehnlichen Gesell-

sellschaft zu ** war. »Was halten Sie, mein Herr, »von dieser iniuria verbali?« Und ohne mir Zeit zu lassen, ihm zu sagen, was ich davon hielte, fuhr er mit der praktischen Geschwätzigkeit eines jungen Richters also fort: »Ich möchte der Advokat von dieser Frau seyn. »Zwar wegen der Unkosten sieht es auf beiden Seiten »mißlich aus: O, da muß wohl Rath werden. Fiat »Executio! Ich habe den casum etliche mal in ter»minis gehabt ... Warum sehen Sie mir so steif »ins Gesicht? Ich habe drey Jahr in Franecker und ein »Jahr in Rinteln studirt, und ohne Ruhm zu melden »... aber ich will weiter nichts sagen. So bald ich »nach Hause kam, heurathete ich die Tochter eines bey »uns angesehenen Mannes, welcher mir seine Stelle ab»trat. Es geht schon in den fünften Monat, daß ich »Beysitzer in diesem Gerichte bin. Sie können nicht »glauben, mein Herr, was für Ignoranz unter den al»ten Graubärten, meinen Herren Kollegen, herrscht. »Gar keine Principia, nicht die geringsten! Lauter »Schlendrian! Aber ich sage ihnen auch meine Mey»nung deutsch heraus. Es macht mir allerdings sehr »viel Verdruß; aber ich kann mir nicht helfen. Meine »Schuld ist es gar nicht, daß diese alten Männer so un»wissend sind: doch können sie auch mir es nicht übel »nehmen, daß ich, ohne mich zu rühmen, gelehrter und »einsehender bin. Es ist wahr, so oft ich eine Meynung »vorbringe, so oft widersprechen sie mir alle; aber dafür »lasse ich ihnen auch niemals Recht. Was meynen Sie »wohl: Ich will Ihnen einmal einen Casum propeni»ren.« Hier ward mir angst, und ich sann auf ein Mittel, mich von Seiner Hochweisheit loszumachen. Ich fand es bald. ... »Geben Sie einmal Achtung, »mein Herr, der Casus ist sonderbar! Aber eins muß

»ich vorher erinnern: Sie wissen den Huber ...«
»O! mein Herr,« sagte ich, »den kenne ich recht wohl;
»was macht der ehrliche Mann? Ich habe ihm noch in
»voriger Messe abgekauft. ...« »Wem?« fragte er
mich mit weitaufgesperrten Augen; »dem Huber? Der
»Mann ist ja lange todt. Er war ein großer Rechts-
»gelehrter in Franecker!« »So bitte ich um Verzei-
»hung, mein Herr; ich glaubte, Sie meynten den Kauf-
»mann in Frankfurt, von dem ich meine Haarsiebe neh-
»me.« Der gute Richter sah mich von neuem mit Er-
staunen an. »Sind Sie denn kein Gelehrter, mein
»Herr?« »O! nein, mein Herr,« antwortete ich ganz
demüthig und schüchtern; »ich bin ein ehrlicher Schnei-
»der aus Sachsenhausen. ...« Das war ein Don-
nerschlag für meinen weisen Richter, welcher vermuthlich
in Willens gehabt haben mochte, mir noch viele juristi-
sche Weisheit vorzupredigen. Nun sah er mich mit der
Verachtung an, mit welcher Gelehrte seiner Art auf
Handwerksleute herabsehen; und nachdem sein Hochmuth
es mich genug hatte empfinden lassen, daß er ein Richter,
und ich, wie er glaubte, ein armer Schneider war, so
sprach er endlich mit einer trotzigen Miene: »Aber, mein
»Freund, das hätte Er gleich sagen können, daß Er ein
»Schneider ist; ich würde mir nicht haben einfallen las-
»sen, mit Ihm von gelehrten Sachen, und so vertraut,
»zu reden.« Ich beugte mich tief, und freute mich, daß
ich Gelegenheit gehabt hatte, einen neuen Narren ken-
nen zu lernen, und zwar einen so ergiebigen Narren,
den ich auf vielerley Art bey meiner Gedankensteuer nutzen
kann.

Die Verwegenheit, die er gehabt, das wichtige
Amt eines Richters in denen Jahren zu übernehmen, in
welchen er noch billig, mit dem Buche unter dem Arm,

in die Schule hätte gehen sollen; die dreiste Geschwä- tzigkeit, mit seiner wenigen und unvollkommnen Wissenschaft alle Gesellschaften zu übertäuben; die Begierde, über alle Vorfälle seine entscheidenden Gedanken zu sagen; die Empfindlichkeit, die er äusserte, wenn man an seiner Weisheit und Unfehlbarkeit zweifeln wollte: alle diese Thorheiten werden mir ein ansehnliches Stück Geld einbringen; denn ihm wird es unmöglich seyn, sich solche abzugewöhnen und mir soll er sie theuer genung bezahlen.

Aber am allerstärksten soll er die thörichte Unverschämtheit büßen, die er hat, seinen erfahrnen und einsehenden Kollegen so muthwillig zu widersprechen und sie gegen andre, die es von ihm nicht einmal zu wissen verlangen, für Männer ohne Einsicht und für eigensinnige Ignoranten auszuschreyen. Diesen jungen Stolz werde ich um so viel mehr exemplarisch strafen, da er so viel schädliche Folgen hat und nicht allein bey uns, sondern, wie ich erfahre, auch in Sachsen und in andern Ländern, unter denen so allgemein ist, welchen man aus guter Absicht, einen leeren Platz in der Versammlung der Richter und Räthe gönnt, um das zu hören, was sie auf Universitäten unmöglich hören konnten, und aus der Erfahrung ihrer einsehenden Kollegen diejenige Geschicklichkeit zu erwerben, die man von ihrer flüchtigen und unerfahrnen Jugend nicht verlangte. Aber gemeiniglich verstehen diese wohlweisen Knaben die Absicht der Obern ganz unrecht. Sie strotzen von dem Ueberflusse einer übelverdauten Schulweisheit. Sie sehen ihre Kollegen für Zuhörer und ihren Stuhl für den Katheder an, auf welchem sie gewohnt gewesen sind, einige aufgegebene Sätze gegen Mitschüler hartnäckig zu vertheidigen. Sie vergessen, daß sie nur die Anfangs-

grün-

gründe der Rechtsgelehrsamkeit erlernt haben, welche allererst die Erfahrung brauchbar machen muß. Es ist sehr zu besorgen, daß ihnen diese eitlen Vorurtheile eine beständige Hinderung bleiben müssen, sie durch eine bescheidne Lehrbegierde zu geschickten und dem Vaterlande nützlichen Männern zu machen, da sie das Unglück haben, zu glauben, daß sie es bereits sind. Man hat zwar Exempel, daß ein junger Richter, der in den ersten zwey Jahren, voll von seiner neuen Weisheit, braust, im dritten Jahre zu verstummen anfängt, weil er seine Unwissenheit fühlt; allein diese Exempel sind so gar häufig nicht, daß ich wegen der schädlichen Folgen ihrer unreifen Gelehrsamkeit und pedantischen Eigenliebe außer Sorgen seyn sollte. Ich werde mir also künftig, bey völliger Einrichtung meiner Gedankensteuer, Mühe geben, sie in Kontribution zu setzen, daß sie es fühlen. Für meinen Reisegefährten aber hatte ich ungefähr diesen Ansatz gemacht:

Für die Begierde, die ihn juckte, mir zu sagen, daß er ein Richter sey, bezahlt er 4 fl.

Er ward empfindlich, daß ich ihm so steif ins Gesicht sah, weil er glaubte, ich zweifelte an seiner Einsicht und an seinen Verdiensten. Er hatte Recht; aber weil er seinen Stolz dabey verrieth, so giebt er 1 fl.

Dafür, daß er glaubt, er sey wegen seiner Verdienste zu diesem Amte gewählt worden, da er doch nur durch die Frau in diese Stelle eingedrungen ist, soll er erlegen ½ fl.

Fünf Monate hält er für zureichend, auf seine Erfahrung zu trotzen. Es verräth dieses seine erstaunende Unwissenheit. Für jeden Monat zahlt er einen Gulden und fährt damit so lange fort, bis er klüger wird.

Für einen jeden Vorwurf, den er seinen erfahrnen Kollegen macht, büßt er 1 Schilling.

Ein casus in terminis kostet 1 Schilling.

Die Narrheit soll er vor diesesmal umsonst begangen haben, daß er mich so trotzig verachtete, als ich ihn beredete, ich sey ein Schneider. Es konnte ihm freylich nicht anders, als höchst empfindlich seyn, da er so grosse Anstalten machte, mit seiner juristischen Weisheit zu paradiren und den demüthigen Beyfall eines Mannes zu verdienen, von dem er erfahren mußte, daß er nur ein unwürdiger Handwerksmann sey.

Nach diesen Sätzen und einem genauen Ueberschlage, den ich gemacht, hätte ich also von ihm binnen einer Zeit von fünf Minuten verdient 7 fl.

Durch dergleichen Betrachtungen suchte ich mir die Unannehmlichkeit der Reise und der schlechten Gesellschaft zu erleichtern. Inzwischen waren wir in die Gegend gekommen, wo ich wegen meiner Geschäfte ans Land steigen mußte. In der That verließ ich das Schiff sehr ungern, da ich unter dem Haufen bereits einige Originale bemerkt hatte, die ich wohl etwas genauer hätte kennen mögen.

Unter vielen andern fiel mir ein junger Mensch am meisten in die Augen, welcher nur zwo Stellen von mir in einem dunkeln Winkel saß, den Hut tief ins Gesicht gedrückt hatte, immer mit sich selbst sprach, bisweilen die Augen gen Himmel richtete, manchmal mit den Füßen stampfte und anders nicht die mißvergnügte Miene ablegte, als wenn er durch ein bittres Lächeln seine Unzufriedenheit ausdrücken wollte. Einige Tage darauf erfuhr ich, daß er der Sohn eines bemittelten

Kauf-

Kaufmanns sey, daß er bey einem ganz gesunden Körper, bey reichem Ueberflusse, bey aller Bequemlichkeit, die das menschliche Leben wünschen kann, und was das Lächerlichste ist, bey einem wirklich vergnügten Herzen dennoch die Thorheit begehe, sich krank, milzsüchtig und mit der ganzen Welt unzufrieden zu stellen, und alles dieses nur in der Absicht, um in Gesellschaften bemerkt zu werden. Er hat diese Rolle in London gelernt, wo er sich einige Monate aufgehalten; aber er ist eine eben so unglückliche Kopie von einem schwermüthigen Engländer, wie viele unsrer abgeschmackten Landesleute närrische Kopien eines lebhaften und gaukelnden Franzosen sind, welchen sie sich bey ihrem kurzen Aufenthalte in Paris zum Originale gewählt haben. Diese hüpfen und pfeifen, wenn sie am meisten Ursache haben, ernsthaft, oder traurig zu seyn; und jener wird gemeiniglich zu der Zeit, wo er am wenigsten Ursache hat, mißvergnügt zu seyn, und wo er es auch in der That am wenigsten ist, dennoch am meisten vom Erhängen und Erschießen reden. Noch zur Zeit bin ich ungewiß, wer von beiden der größte Narr ist; aber, ohne es weiter zu untersuchen, will ich mir beider Thorheit zu Nutze machen.

Vor mir saßen zween Kaufleute, welche, wie ich aus ihrem eifrigen Gespräche abnehmen konnte, sehr unzufrieden mit ihrer Obrigkeit waren. Sie eiferten heftig wider einige erhöhte Auflagen; sie seufzten über den Verfall der Nahrung, über theure Zeiten, über Mangel des Silbergeldes und über die große Verschwendung; denn in ihrer Jugend ward ganz anders gewirthschaftet, und da konnte man doch einen Thaler Geld zurück legen.

Ich

Ich werde sie bey meiner Gedankensteuer gewiß nicht vergessen. Sie überlegen nicht, daß die Obrigkeit besser, als sie, einsehen muß, was zum Besten des Staats erfodert wird. Gemeiniglich eifert niemand so sehr, als der Kaufmann, über die erhöhten Auflagen, und er bedenkt nicht, daß man die Handlung vornehmlich um deswillen in Aufnahme zu bringen sucht, damit der Staat Bürger habe, welche von ihrem Ueberflusse dasjenige abgeben könne, was zu Beschützung des Landes und zu Erhaltung der innerlichen Sicherheit unentbehrlich ist. Die Seufzer über den Verfall der Nahrung sind oft ungegründet und gemeiniglich nur eine Folge ihres Geizes und des Neides über die beßre Nahrung andrer Häuser. Ueber den Mangel des guten Geldes können sie nicht klagen, ohne zugleich ihren eigennützigen Wucher zu verdammen, der an diesem Mangel die meiste Schuld hat. Eben so ungerecht sind ihre Klagen über die Verschwendung. In der That würde es sehr schlecht um die Handlung aussehen, wenn die Welt anfienge, sparsam zu seyn und sich nur mit dem Nothdürftigen zu behelfen. Leute von dergleichen ungegründeten Vorurtheilen glauben immer, die meiste Einsicht in Sachen zu haben, die den Staat und die Handlung angehen. Diese Thorheit giebt mir das Recht, sie zu meiner Gedankensteuer zu ziehen, wenn sie noch länger die Erlaubniß haben wollen, so patriotisch zu murren.

Beym Eingange des Verdecks saß ein junger Mensch, welcher, wie ich aus seiner Kleidung vermuthen konnte, sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte. Gleich sein Eintritt in das Schiff fiel mir in die Augen, weil er mehr gekrochen, als gegangen kam. Er

setzte sich ganz schüchtern auf den ersten Platz, den er ledig fand, und schien die ganze Gesellschaft wegen seiner Gegenwart um Vergebung zu bitten. Nur selten schlug er die Augen auf; die übrige Zeit saß er so ängstlich und gebückt, wie ein Schüler, der sich vor den Streichen seines erzürnten Lehrers fürchtet. Eine Tugend, die zu sehr in die Augen fällt, ist mir allemal verdächtig gewesen; um deswillen war es mir auch diese allzu große Bescheidenheit. Desto mehr gab sich auf ihn Acht. Ich fieng an, mich seinetwegen zu beruhigen, da ich die Unzufriedenheit merkte, die er über den abgeschmackten Witz des Weinhändlers äußerte. Beym Gesange der Betschwester war er die einzige Mannsperson, die mit einstimmte; dieses vergab ich seinem Stande. Er schien bey den Vorwürfen, die der Officier dieser Frau machte, und bey der ungeschickten Vertheidigung der Heuchlerinn sehr empfindlich zu seyn und beide zu mißbilligen; mit einem Worte: ich fieng an, mich zu freuen, daß ich einen jungen Menschen sehen sollte, dessen Demuth, Bescheidenheit und gute Sitten dem Amte, für das er bestimmt war, viel Ehre und Vortheile zu versprechen schienen. Bey der Unterredung mit dem jungen Richter hatte ich ihn aus dem Gesichte verloren; ich würde auch vielleicht nicht weiter an ihn gedacht haben, wenn ich ihn nicht beym Aussteigen aus dem Schiffe in einem mehr entfernten Winkel mit einer unanständigen Vertraulichkeit neben einer jungen Frauensperson erblickt hätte, welche, wie mir der Schiffer sagte, für eine Tochter der alten Betschwester ausgegeben ward. Nun kannte ich den jungen Tartüffe. Da er mich in Ansehung seiner verstellten Sittsamkeit betrogen; so hatte ich Ursache zu fürchten, daß seine Bescheidenheit und Demuth eben so ge-

heit-

heuchelt wären. Ich bedauerte diejenigen im Voraus, welche künftig in einer genauern Verbindung mit ihm stehen sollen. So kriechend und schüchtern er gegenwärtig zu seyn scheint; so unerträglich wird seine Eigenliebe und sein geistlicher Hochmuth seyn, welcher desto gefährlicher ist, da er die Ehrenbezeugungen niemals für sich, sondern allemal für sein Amt fodert. Kann man wohl von ihm hoffen, daß seine Aufführung exemplarisch seyn wird? Anfänglich wird er sich alle Ausschweifungen verstatten, die er genießen kann, ohne verrathen zu werden; endlich aber wird er mit weniger Vorsicht lasterhaft seyn, da ihn die Gewohnheit unverschämt und sicher macht. Ich will dafür sorgen, daß er nicht umsonst hochmüthig und lasterhaft sey. Er und seine ihm ähnlichen Kollegen können die Erlaubniß, ehrwürdig zu heißen, nicht theuer genug bezahlen.

Auf ein Wort, nur auf ein einziges Wort, Herr Panßa, rief mir eine unbekannte Stimme zu, da ich schon den einen Fuß aus dem Schiffe gesetzt hatte. Ich sah mich um und erblickte den alten Bürgermeister aus meinem Städtchen, welcher das gewöhnliche Unglück hat, zu reimen und dabey zu glauben, daß er ein Poet sey.

Er war sehr erfreut, mich zu sehen, da er mich hier am wenigsten vermuthet hatte. »Sehen Sie, »Herr Panßa: Monumentum aere perennius!» und wies mir einen großen Stoß gedruckter Glückwünsche auf den Geburtstag eines seiner Gönner in Maynz, wohin er itzt reiste, um sie ins Geld zu setzen. Er wollte sie mir vorlesen; allein ich schützte meine Eilfertigkeit vor. Das half mir nichts; er vertrat

mir wirklich den Weg und fieng an auszupacken. »Ich »kann Ihnen nicht helfen, sagte er; das Karmen müs»sen Sie anhören, wenn Sie mein Freund seyn wol»len.» Ich verdoppelte meine Vorstellungen, ihm begreiflich zu machen, wie nöthig es sey, zu eilen; der Schiffer fluchte ihm etliche Donner in den Bart, daß er das Schiff nicht aufhalten sollte. Ich versuchte, ob ich mir den Weg mit einiger Gewalt frey machen könnte; aber alles vergebens.

Gepriesner Mäcenat! Itzt, da das Purperlicht

Dort aus Aurorens Schooß . . .

So fieng er wirklich schon an zu lesen. Ich drängte ihn auf die Seite und floh; aber unglücklicher Weise gleitete ich von dem Brete ins Wasser, da ich nicht wahrgenommen hatte, daß er mich bey dem Rocke fest hielt. O! ihr Götter! rief er. Aber der Schiffer reichte mir die Hand und ich sprang ans Ufer, ohne mich weiter umzusehen; so erschrecklich war mir der Gedanke, daß er mir mit seinem Bündel Versen nachsetzen möchte. Aber er soll mir diese Angst bezahlen; denn da er ein Dichter schon bey Jahren ist, so habe ich das Recht, ihn bey meiner Gedankensteuer doppelt anzusetzen.

Ich habe durch diese kurze Reisebeschreibung eine Gelegenheit gesucht, meinen Lesern eine Probe zu geben, wie einträglich diese Gedankensteuer seyn wird. Wir wollen einmal annehmen:

11 fl. der Weinhändler.
4 fl. die Betschwester.
$2\frac{1}{2}$ fl. der Officier.

7 fl. der junge Richter. Die andern will ich nur in einen ungefähren Anschlag bringen.

6 fl. der Unzufriedne. Es ist nicht zu viel, wenn man bedenkt, wie viel Mühe er sich giebt, lächerlich zu seyn.

20 fl. die beiden murrenden Kaufleute.

2 fl. der junge Tartüffe.

1 fl. der Gratulante. Der böse Mann sollte wohl mehr geben, da er mich mit seinen Versen ins Wasser gejagt hat; aber er muß Weib und Kind von seinem Witze ernähren, und ich weiß, daß sein gepriesner Mäcenat sehr karg ist; darum dauert er mich. Alles dieses macht zusammen 58½ fl.

Nun bedenke man einmal: wenn eine so kleine Gesellschaft von neun Kontribuenten, binnen einer Zeit von wenigen Stunden so viel beysteuern soll; was für unsägliche Summen wird es ein Jahr über in ganz Deutschland ausmachen? Ich bin vor Freuden ganz außer mir, daß ich einen so glücklichen Einfall gehabt habe, diese Gedankensteuer in Vorschlag zu bringen. Wie viel tausend Mitbürger, für die niemand bisher gesorgt hat, werde ich künftig von der Thorheit andrer ernähren können!

Hier könnte ich schliessen; aber ich muß noch auf einen Einwurf antworten: **Ist es wohl jemals möglich, diese Gedankensteuer wirklich einzuführen, da es nicht möglich ist, die Gedanken andrer zu wissen, und da die Menschen gemeiniglich ihre Einbildungen, je lächerlicher sie sind, desto sorgfältiger zu verbergen wissen?**

Vielleicht hätte ich gar nicht nöthig, mich auf diese Frage einzulassen. Ein Projektmacher entwirft den Plan; er macht weitläuftige Berechnungen von den großen Einkünften, welche die Kasse davon zu erwarten hat; mehr darf man von ihm nicht verlangen. Ob es eine Möglichkeit sey, diesen Plan einzuführen? das ist seine Sache nicht; dafür mögen andre sorgen; genug, sein Projekt steht richtig berechnet auf dem Papiere.

Aber ich bin meiner Sache so gewiß, daß ich mehr antworten will, als man berechtigt ist, mich zu fragen.

Der obige Einwurf schickt sich nicht auf alle Fälle. Viele Handlungen der Menschen brauchen gar keine Erklärung. Viele Menschen sind nicht im Stande, oder geben sich doch keine Mühe, ihre Gedanken zu verbergen. Was soll ich von den Werken der Schriftsteller sagen? Sie liegen am Tage, und mein Tarif soll so deutlich seyn, daß ein jeder Leser die Taxe selbst beysetzen kann. Die Strafe des vierfachen Ersatzes wird meine Kontribuenten noch mehr abhalten, ihre Gedanken zu läugnen. Aber ich glaube, daß ich nicht einmal nöthig haben werde, zu strafen, da es für die Eitelkeit der Menschen so vortheilhaft ist, daß sie für eine so geringe Beysteuer sich das Recht lösen können, ungehindert und ohne Widerspruch Thoren zu seyn und die Welt, sie mag wollen, oder nicht, zum Beyfalle zu zwingen. Da es aber doch geschehen kann, daß es Leute giebt, welche sich verstellen und zu Bevortheilung meiner Gedankensteuer, durch verschiedne Umwege den Beyfall der Welt zu erschleichen suchen; so habe ich schon Anstalten gemacht, diesen Kontrebandierern Ein-

halt

halt zu thun. Ich will nämlich Gedankenfiskale setzen. Das sind Leute, die aus den Unterredungen mit andern, so gar aus ihren Mienen, aus ihrem Gange, aus ihrer Kleidung, die innersten Bewegungen des Herzens entdecken sollen. Für einen aufmerksamen Zuschauer und für einen Menschen, der die Welt kennt, ist dieses so schwer nicht, als vielleicht manche glauben. Und was will man dazu sagen, wenn ich beweise, es sey die angenehmste Beschäftigung vieler Menschen, wenn sie, ob sie gleich oft sich selbst nicht kennen, dennoch die kleinsten Handlungen und die Gedanken anderer sehr sorgfältig ausspähen und, daß sie solche entdeckt haben, mit vieler Zuversicht behaupten? Durch eine vorsichtige Wahl der Personen, die ich zu Gedankenfiskalen bestätigen will, werde ich mir die Sache noch leichter machen. Ich werde Leute darzu nehmen, welche neugierig und argwöhnisch sind, welche in ihrem Hause wenig Geschäfte und also mehr Zeit haben, auf die Handlungen andrer Acht zu geben. Zwo Gattungen der Menschen werden mir hierzu am besten dienen können: Frauenzimmer von einem gewissen Alter, die sich in jüngern Jahren mit allen Fehlern ihres Geschlechts bekannt gemacht haben, gegen welche sie bey zunehmenden Jahren ganz unerbittlich sind; und Gelehrte, welche der Welt ihre periodischen Betrachtungen über Staatssachen mittheilen. Da diese mit ihren scharf urtheilenden Blicken bis in die geheimsten Kabinette der Prinzen dringen; so wird es ihnen nur ein Spiel seyn, die Gedanken ihrer Mitbürger zu entdecken.

Aber hierbey will ich es noch nicht bewenden lassen. Ich will über die Geschicklichkeit, die Gedanken andrer zu erforschen, eine Abhandlung in systematischer Ordnung entwerfen und öffentlich darüber lesen.

Der Plan zu dieser Unterweisung, die Gedanken andrer zu errathen, oder, daß ich mich nach, der Mode unsrer Zeit, etwas kunstmäßiger und dunkler ausdrücke, der

Plan einer Noematokataskopologie

ist ohngefähr folgender:

Erstes Buch.

Kap. I. Vom Menschen.

Kap. II. Von den Gedanken der Menschen überhaupt.

Kap. III. Ob es Menschen giebt, welche gar nicht denken? Dieses Kapitel wird etwas weitläuftig, aber auch von dem größten Nutzen seyn. Ich nehme mich darinnen besonders der Frauenzimmer, welche man schöne Statuen nennt, verschiedner witziger Schriftsteller und endlich einiger unsrer tiefsinnigsten Philosophen mitleidig an, von welchen allen man bisher in der lieblosen Meynung gestanden, daß sie gar nicht dächten.

Kap. IV. Warum einige ihre Gedanken so sorgfältig verbergen? Ich habe hier die Anmerkung ausgeführt, daß die meisten Menschen sich mehr vor andern, als vor sich schämen.

Kap. V. Daß diese Gewohnheit, im Verborgnen zu denken, für die Eigenliebe des Menschen sehr bequem und vortheilhaft sey.

Kap.

Kap. VI. Von dem Schaden, den die menschliche Gesellschaft davon hat.

Der Mensch gewöhnt sich dadurch an eine Eitelkeit, die hernach weder glimpfliche Vorstellungen, noch bittre Demüthigung ausrotten können.

Er fängt an, andre zu verachten.

Er giebt sich keine Mühe, die Vollkommenheiten wirklich zu erlangen, die er schon zu besitzen glaubt.

Kap. VII. Wie nöthig es also sey, die Menschen in diesen sanften Träumen schmeichelhafter Eigenliebe zu stören.

Kap. VIII. Viele wichtige Einwürfe wider die Möglichkeit eines so rühmlichen Unternehmens.

Kap. IX. Der Autor gesteht aufrichtig, daß er nicht im Stande sey, diese Einwürfe zu beantworten.

Kap. X. Der Autor erzählt eine merkwürdige Geschichte, die ihn auf den Einfall gebracht hat, von den thörichten Einbildungen der Menschen einigen Nutzen für das gemeine Wesen zu ziehen, da er es fast unmöglich gefunden, sie auszurotten.

Kap. XI. Ein patriotischer Seufzer!

Zweytes Buch,

enthält den Tarif.

Drittes Buch.

Vom

Vom nichtsbedeutenden Lächeln eines Mäcenaten.

Vom unerträglichen Lächeln eines Ehrgeizigen, wenn er von seinen Fehlern redet.

Was es bedeutet, wenn ein Wuchrer lächelt.

Von verschiednen andern Arten des Lächelns und was man daraus auf den Charakter der Person schließen kann.

Kap. IX. Von den Mienen überhaupt. In diesem Kapitel wird dasjenige nachgeholt, was in den vorigen Abschnitten nicht berührt werden können.

Von den wichtigen Mienen.

Von den zerstreuten Mienen eines Menschen, der gar nichts zu denken und nichts zu verrichten hat, und doch gern geschäftig aussehen möchte.

Geschichte von den drey Mienen, oder, Beurtheilung eines Menschen von schlechter Erziehung und einem boshaften Herzen. Es ist darinnen eine genaue Abschilderung, wie seine kriechende Miene aussah, da er sich durch Niederträchtigkeit in ein wichtiges Amt einzuschleichen suchte; von der trotzigen und doch unruhigen und tückischen Miene, die seinen Hochmuth, seine lieblose Undienstfertigkeit und die Begierde andern zu schaden, verriethen, so lange er in diesem Amte war; und endlich von der ängstlichen und scheuen Miene eines folternden Gewissens, zu der Zeit, wo ihn seine Ungerechtigkeiten gestürzt und außer Stand gesetzt hatten, weiter zu schaden. Dieser Abschnitt ist besonders wegen der vielen historischen Noten erbaulich, die ich zu mehrerer Erklärung dieser lehrreichen Geschichte beygefügt habe.

Kap.

Kap. X. Abhandlung von den Hüten und Flohrkappen.

Ich habe die Anmerkung gemacht, daß man das menschliche Herz aus beiden besser entdecken kann, als man bisher geglaubt. Ich will nur zwo Proben davon anführen:

Ein trotzig in die Augen gedrückter Hut ist das Kennzeichen eines Feigherzigen.

Von der besondern Art, wie die Frauenspersonen in Westphalen sich sehr sorgfältig in die Kappen verhüllen, wenn sie wünschen, bemerkt und ohne Kappe gesehen zu werden.

Nota: Dieses Kapitel ist außer Westphalen nicht zu verstehen.

Kap. XI. Lehre von Schönpflästerchen. Der englische Zuschauer hat in seinen Tagen die glückliche Erfindung gemacht, wie man aus der Lage der Schönpflästerchen entdecken könne, welche von den Frauenspersonen in London zu den Whigs und welche zu den Torys gehörten. Dieses hat mich auf unser deutsches Frauenzimmer aufmerksam gemacht, und ich glaube, das Geheimniß entdeckt zu haben, wie man aus der Lage und Menge der Schönpflästerchen bey den meisten ihre Gedanken und Einbildungen errathen könne. Dieses handle ich in gegenwärtigem Kapitel ab und bestätige einen jeden Satz durch eine Erfahrung. So habe ich zum Exempel die Geschichte eines Frauenzimmers erzählt, welches bey einer ziemlichen Schönheit eine sehr einfältige Miene machte. Weil sie aber doch ehrgeizig genug war, witzig zu heißen, so klebte sie einen halben

Mond

Mond unter das linke Auge; so gleich fanden ihre Anbeter, daß ihre feine und schalkhafte Miene sie doppelt liebenswürdig machte. Zwey Schönpflästerchen über den Augenbraunen machen ein gebieterisches Ansehen. Meine selige Frau hatte die Gewohnheit, sich auf diese Art zu putzen, so oft sie über mich mißvergnügt war; und alsdann war es Zeit, ihr auszuweichen, oder sie ließ es mich gewiß empfinden, daß sie meine Frau war. Niemals bin ich in größrer Gefahr gewesen, als da es ihr einfiel, noch das dritte Schönpflästerchen über den Mund zu legen. Ein junger Mensch aus der Nachbarschaft, der sich viele Mühe um meine Freundschaft gab, verstand diese Sprache den Augenblick; aber ich merkte es noch bey Zeiten und gieng alle Bedingungen ein, mich wieder mit ihr auszusöhnen, um Folgen vorzubeugen, die meiner Ehre empfindlich gewesen seyn würden. Vor dieser unglücklichen Konstellation der Schönpflästerchen will ich alle Männer aufrichtig warnen. Ein Frauenzimmer, welches ein Schönpflästerchen über das linke, und das andre an den Winkel des rechten Auges klebt, ist, wie mich die Erfahrung gelehrt hat, von ihrem scharfen und durchdringenden Verstande überzeugt. Ist sie schon verheurathet, so kann man gewiß glauben, daß sie ihren Mann übersieht; ist sie noch unverheurathet, so wird ihr Ekel so lange wählen, bis sie endlich die Verzweiflung nöthigt, sich dem ersten, dem besten Manne in die Arme zu werfen, um nicht gar ohne Mann zu sterben. Da sie ihren Verstand so sehr fühlt, so kann man sicher schwören, daß niemand mehr, als sie, beschäftigt ist, die Handlungen andrer Menschen zu richten. Ein Schönpflästerchen, welches nachläßig auf dem linken oder rechten Backen liegt, ist gemeiniglich die Losung, daß ein Frauenzimmer aufge-

räumt

räumt genug sey, sich Schmeicheleyen versagen zu lassen. Es kömmt alsdann nur auf die Geschicklichkeit der Mannspersonen an, daß sie diese guten Augenblicke sich zu Nutze zu machen wissen. Ich bin noch nicht mit mir einig, was die großen Pflaster, die man seit ein paar Jahren an den linken Schlaf postirt, für einen Gemüthscharakter anzeigen wollen. Ich habe sie allemal für sehr gefährlich gehalten; aber mein Medikus lacht mich aus und bildet sich ein, es besser zu verstehen. Ich will diesen Punkt bis zur zwoten Auflage gegenwärtiger Abhandlung ausgesetzt seyn lassen. Diese Zeit werde ich anwenden, auf alle Frauenzimmer Achtung zu geben, welche dergleichen Pflaster tragen. Ich will nicht eine von ihren Handlungen übersehen, und auf diese Art wird mich die Erfahrung lehren, was ich eigentlich von diesen schwarzen Meteoren halten soll. Zum Schlusse dieses Kapitels habe ich zween Fälle angeführt, welche die Schönpflästerchen nothwendig machen und wo man von ihnen nicht auf den Gemüthscharakter schließen kann. Der erste Fall ist bey einem Frauenzimmer, welches noch nicht verheurathet ist und, ihren Runzeln zum Trotz, auf Eroberungen ausgeht. Diese kann gar füglich mit fünf bis zum höchsten sechs Schönpflästerchen der sinkenden Schönheit zu Hülfe kommen, ohne daß man berechtigt ist, über diese dringende Nothwendigkeit nachtheilige Betrachtungen anzustellen. Der andre Fall ist, wenn ein Frauenzimmer für gut findet, eine kleine Unreinigkeit der Haut, die vielleicht kaum gemerkt wird, durch ein schwarzes Fleckchen, welches desto mehr in die Augen fällt, zu verbergen. Ich warne bey dieser Gelegenheit meine Gedankenfiskale, daß sie, bey dergleichen vorkommenden Fällen, sich ja nicht übereilen sollen. In einer besondern

Note zeige ich, wie überflüßig es seyn würde, diese Lehre von Schönpflästerchen auch auf die Mannspersonen zu erstrecken. Alles, was man davon sagen kann, kömmt auf diese drey Fälle an: Daß eine dergleichen Mannsperson sich dieses Mittels entweder auf Ordre des Barbiers bedient und alsdann braucht es keine weitere Entschuldigung: oder daß unter den Mannskleidern wirklich ein Frauenzimmer steckt und alsdann würde man die Ursache dieser Verkleidung untersuchen müssen; oder wofern eine wirkliche Mannsperson, ohne Noth und wie man es nennt, nur zur Galanterie, sich dieses weiblichen Schmucks bedient, so kann man, ohne ihm Unrecht zu thun, alle Leute versichern, daß er ein Geck sey.

Kap. XII. Anmerkungen über die Unterkehle.

Kap. XIII. Dergleichen über den Bauch. Diese beiden Kapitel gehören zusammen, und wird fast alles darinnen enthalten seyn, was man zu wissen nöthig hat, um die Einbildungen eines Mannes von Geschäften in allen Ständen zu entdecken. Dieses Kapitel ist eines der weitläuftigsten; aber ich habe in Willens, etliche Seiten wegzustreichen, wo ich von der trotzigen Unterkehle und dem strotzenden Bauche derjenigen handle, deren Amt befiehlt, Demuth zu predigen.

Kap. XIV. Der Finger über der Nase! Ich habe meine guten Ursachen gehabt, gegenwärtiges Kapitel auf diese sonderbare Art zu überschreiben. Ich werde sehr gern sehen, wenn diejenigen, von denen es han-

handelt, sich die Mühe gar nicht nehmen, es zu lesen: denn ich befürchte außerdem, daß ich die Hälfte unsrer gelehrten Skribenten wider mich aufbringe. Ich zeige die Wege, wodurch man ihre Selbstliebe und alle daraus fließende unzählige Fehler unsrer Gelehrten entdecken kann. Ich handle aber nicht allein von der tiefsinnigen Miene, die sie machen, wenn sie den Finger über die Nase legen; sondern ich beschreibe auch zugleich alle ihre Bewegungen, ihren Gang, den äußerlichen Anzug und dergleichen, aus welchem man die Leidenschaft eines Gelehrten errathen kann. Ich habe so gar Regeln gegeben, wie man aus einer jeden Miene und Bewegung eines Gelehrten so gleich sehen kann, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Es würde zu weitläuftig seyn, alles hier anzuführen, was ich vermöge meiner öftern Erfahrung davon gesagt habe. Zur Probe will ich von den drey und funfzig Exempeln gegenwärtig nur etliche anführen.

Ein Mann, welcher mit einer vornehmen und viel bedeutenden Miene durch die Gassen geht, nur diejenigen grüßt, von welchen er glaubt, daß sie einen Einfluß in die Regierung des Landes haben, diejenigen, die ihn grüßen, argwöhnisch und aufmerksam ansieht, immer den Schubsack voll Zeitungen trägt, seinen Freunden den guten Morgen ins Ohr sagt; dieser Mann ist unfehlbar einer von den politischen Schriftstellern, welche an ihrem Pulte das Gleichgewicht von Europa halten.

Man wird sich nur selten betrügen, wenn man diejenigen für Sittenlehrer von Profeßion hält, welche bey

einem sehr schmuzigen und unordentlichen Anzuge in Ge- am wenigsten gesittet sind.

Ein junger Mensch, welcher sich in derjenigen Gegend der Stadt immer geschäftig sehen läßt, wo die meisten Buchläden sind, ist vermuthlich ein junger Skribent, der seine Kinder sucht.

Ich habe einen Mann gekannt, welcher tiefsinnig mit dem Kopfe wider die Bäume lief; und dieser Mann war ein grosser Mathematikus.

Die meiste Mühe hat mir ein gewisser Autor gemacht, dessen Gang so unordentlich und abwechselnd war, daß ich lange Zeit nicht errathen konnte, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Endlich erfuhr ich, daß er ein Poet sey; und da ich nur einmal das wußte, so lernte ich ihn in kurzer Zeit so genau kennen, daß ich gleich beym ersten Anblicke errathen konnte, welche Arten der Gedichte er unter der Feder hatte. Schlich er traurig an den Häusern hin, wie ein Hofmann, welcher keinen Kredit mehr hat; so schrieb er Elegien. Hüpfte er faselnd durch die Gassen, wie die Kinder thun, die auf Stecken reiten; so schrieb er gewisse Tändeleyen, die er anakreontische Oden nannte. Wenn er einige Zeit sehr ernsthaft aussah und alsdann mit einem male überlaut lachte und geschwind in ein Haus sprang; so machte er Sinngedichte, die er hinter der nächsten Hausthüre in seine Tafel schrieb. Spaziert er in denjenigen Stunden durch die Gassen, in welchen andre Leute zu Mittag essen und

grüßt er alsdann diejenigen demüthig, die er wegen ihrer reichen Westen für Mäcenaten hält; so kann man gewiß glauben, daß er, aus Mangel der Nahrung, auf eine poetische Zueignungsschrift denkt. Kömmt er aus dem Weinhause getaumelt; so ist das ein richtiger Beweis, daß ihm sein Verleger auf die Fortsetzung seiner Schriften einige Gulden vorgeschossen hat.

Ein Mann, der die rechte Faust geballt hält, an dem Daumen der linken Hand mit den Zähnen nagt, mit einer gerunzelten Stirne und einem bittern Lachen denen, die ihm begegnen, starr ins Gesicht sieht, mit weiten Schritten keichend durch die Gassen läuft; dieser Mann ist ein beleidigter Kunstrichter. Vorgesehn!

Ein gelehrtes Frauenzimmer wird man so gleich aus der Dinte erkennen, die sie immer sorgfältig an den Finger, den rechten Backen und die Manschetten schmiert. Trägt sie gar beschmutzte Wäsche; so ist sie eine Poetinn, ich wette drauf!

Wegen der übrigen Exempel will ich meine Leser auf den Plan selbst verweisen.

Kap. XV. Von den Schnupftabaksdosen. Ein sehr nützlich Kapitel. Ich habe nicht vergessen, die gewöhnlichsten Arten, die Dose zu schütteln, zu klopfen, oder Tabak anzubieten, auf eine sehr praktische Art durchzugehen. Für diejenigen ist dieses Kapitel un-

entbehrlich, welche die Originale der Antichambre ausforschen wollen.

Kap. XVI. Von der Sprache der Fächer. Dieses Kapitel ist in seiner Art so wichtig, wie das vorige.

Ein Frauenzimmer, welches den Anputz der Gesellschaft kritisirt, hat seine besondre Art, mit dem Fächer zu spielen.

Noch anders sind die Bewegungen des Fächers, wenn ein Frauenzimmer beleidigt ist.

Wenn ein Frauenzimmer mit einer rauschenden Geschwindigkeit die Stäbe ihres Fächers bald auf, bald wieder zusammen blättert und dabey lächelnd auf ihre Hand oder in den Spiegel sieht; so ist dieses, vermöge der öftern Erfahrung, ein Zeichen, daß sie entweder gar nichts denkt, oder, welches fast einerley ist, nur an sich denkt, oder daß sie die Stunde mit einer zärtlichen Ungeduld erwartet, in welcher sie eine Zusammenkunft mit ihrem Seladon abgeredet hat.

Wenn ein Frauenzimmer auf dem Spaziergange einem ihrer seufzenden Sklaven begegnet und den Fächer auf die Erde fallen läßt; so muß dieser sehr neu, oder sehr einfältig seyn, wenn er sich einen so glücklichen Umstand nicht zu Nutze zu machen weiß: Sind noch mehrere in der Gesellschaft, welche mit ihm zugleich seufzen und um die Göttinn

herum flattern; so ist für ihn dieser Fächer eine eben so deutliche Wahl, als das Tuch des Großsultans.

Das Frauenzimmer hat eine gewisse Art mit dem Fächer zu schlagen. Wer die Sprache der Fächer so wohl versteht, als ich mir schmeichle, sie zu verstehn, der weiß, daß ein solcher Schlag, der sich besser nachahmen, als beschreiben läßt, ungefähr so viel sagen will: »Gehn Sie, mein Herr, Sie »sind gefährlich! Sie sagen mir eine schalkhafte »Zweydeutigkeit, über die ich erröthen muß, weil wir »nicht allein sind. Sie werden mir einen Gefallen »thun, wenn Sie ein wenig verwegner seyn wollen.« Wer sollte so viel Beredsamkeit in dem Schlage eines Fächers suchen?

Kap. XVII. Vom Gange. Hätte ich dieses Kapitel vor funfzig Jahren geschrieben, so würde der Nutzen davon weit allgemeiner gewesen seyn, als er heut zu Tage ist, da zwey Drittheile der Menschen nicht mehr gehen, sondern fahren, oder sich tragen lassen. Inzwischen habe ich mich doch dieses nicht abhalten lassen, von den Entdeckungen, die man aus dem Gange eines Menschen machen kann, sehr ausführlich zu handeln, da es doch noch hier und da Gelegenheit giebt, diejenigen gehen zu sehen, welche man ordentlicher Weise nur sitzen sieht; und da es oft geschieht, daß viele in ihrem Alter zu Fuße gehen müssen, denen in ihrer Jugend kein Wagen sanft genug war.

Kap. XVIII. In diesem Kapitel werden noch alle übrige Stellungen und Bewegungen der Menschen zusammen genommen, aus denen man ihre Leidenschaften entdecken kann. Es sind deren eine gar zu große Menge; ich will also, ohne mich länger dabey aufzuhalten, meine Leser auf den Plan selbst verweisen.

Etwas muß ich noch erinnern, welches ich gleich im Eingange hätte sagen sollen. Ich habe alle Mienen und Bewegungen, deren in vorstehenden Kapiteln gedacht worden ist, in Kupfer stechen lassen. Dieses macht meine Abhandlung ungemein deutlich und belustigend. Vielleicht finden manche ihr Portrait darinnen; Aber in der That ist es nur ein ungefährer Zufall, da ich gewiß glaube, daß unser berühmter Art van Schevelingen, ein geschickter Schüler des großen Hogarths, die wenigsten von ihnen kennt und nur seiner Einbildung gefolgt ist.

Kap. XIX. In diesem lezten Kapitel werden noch verschiedne Mittel gezeigt, wodurch man die Gedanken der Menschen ausforschen kann, wenn auch alle diejenigen nicht zureichend wären, von denen in vorstehenden Kapiteln gehandelt wird. Unter diese Mittel rechne ich, außer dem Frauenzimmer und dem Weine, besonders diese zwey: Daß man der Eigenliebe desjenigen schmeichelt, dessen Gedanken man erforschen will; oder, welches noch sichrer ist, daß man ihm widerspricht.

Den

Der Anhang von diesem Plane betrifft die Gedankenfiskale selbst und die Einrichtung des Kassenwesens.

Ende der ersten Abtheilung.





